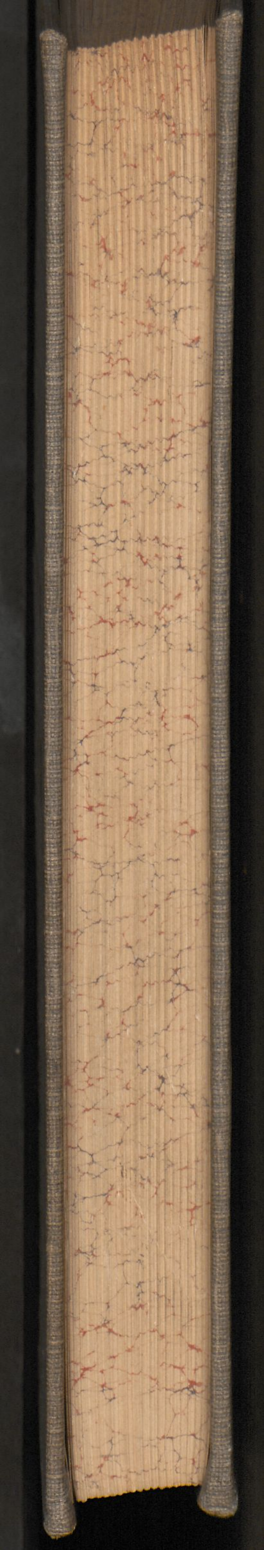
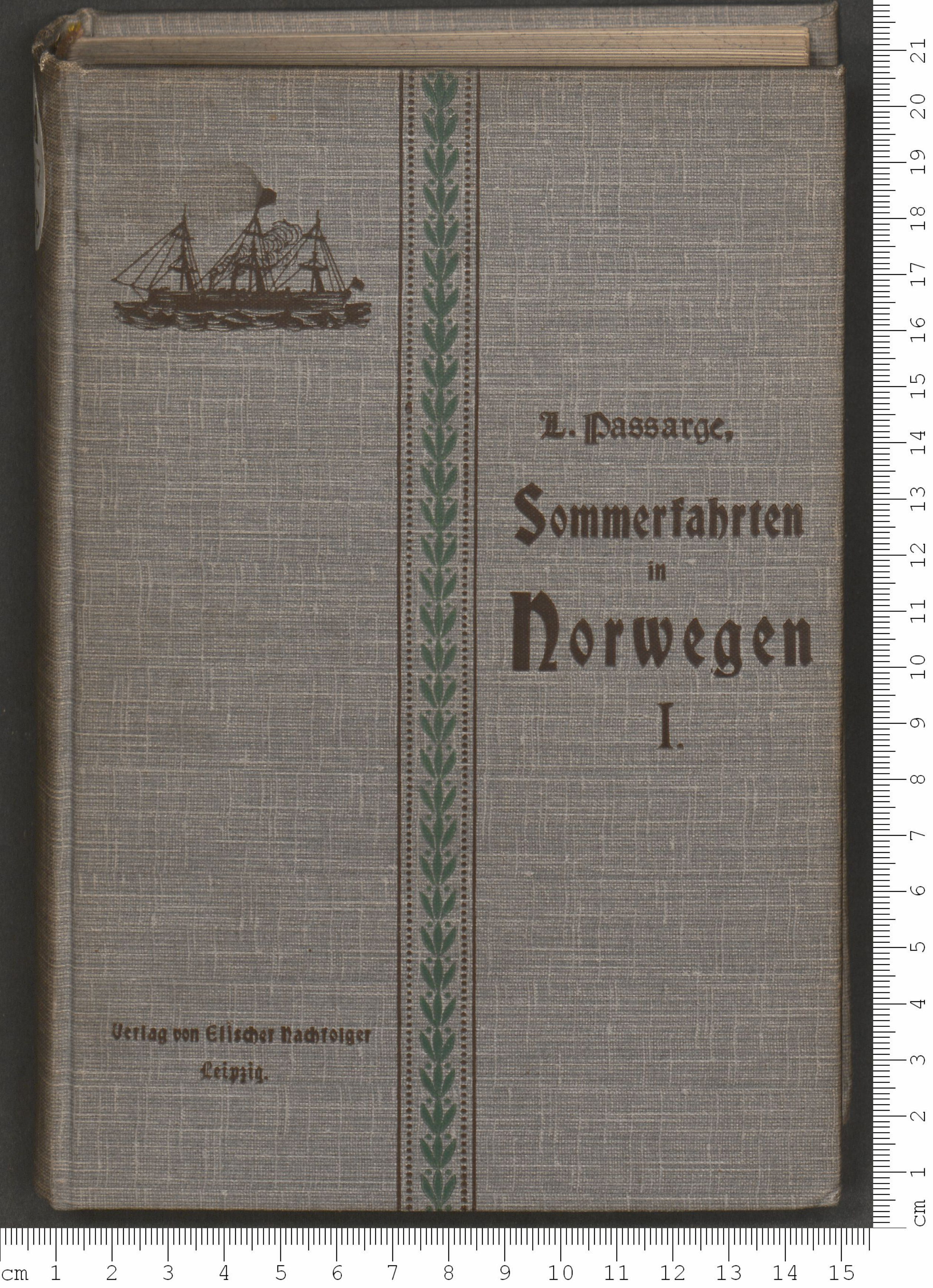
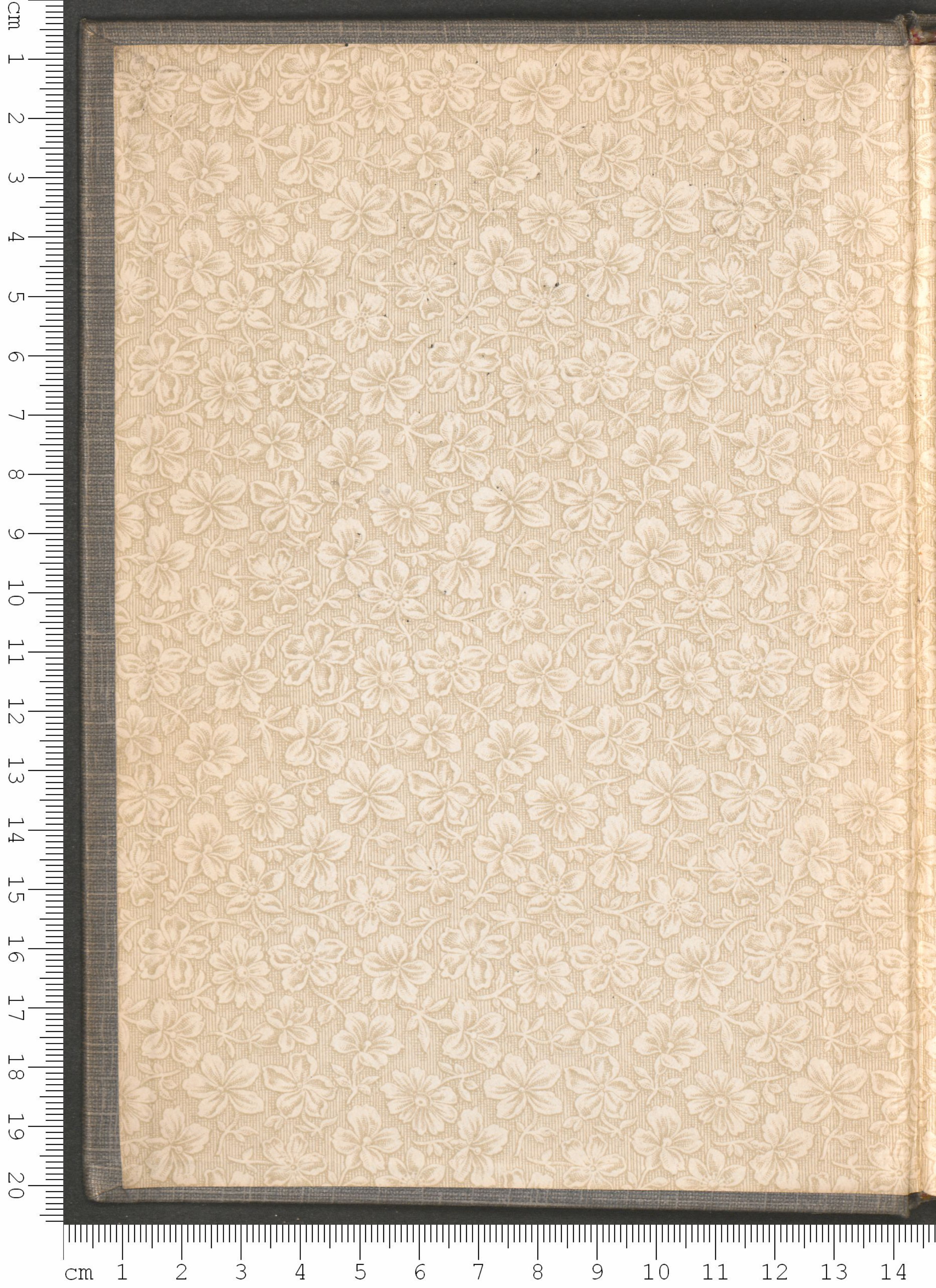
L. Passarge, Norwegen I.

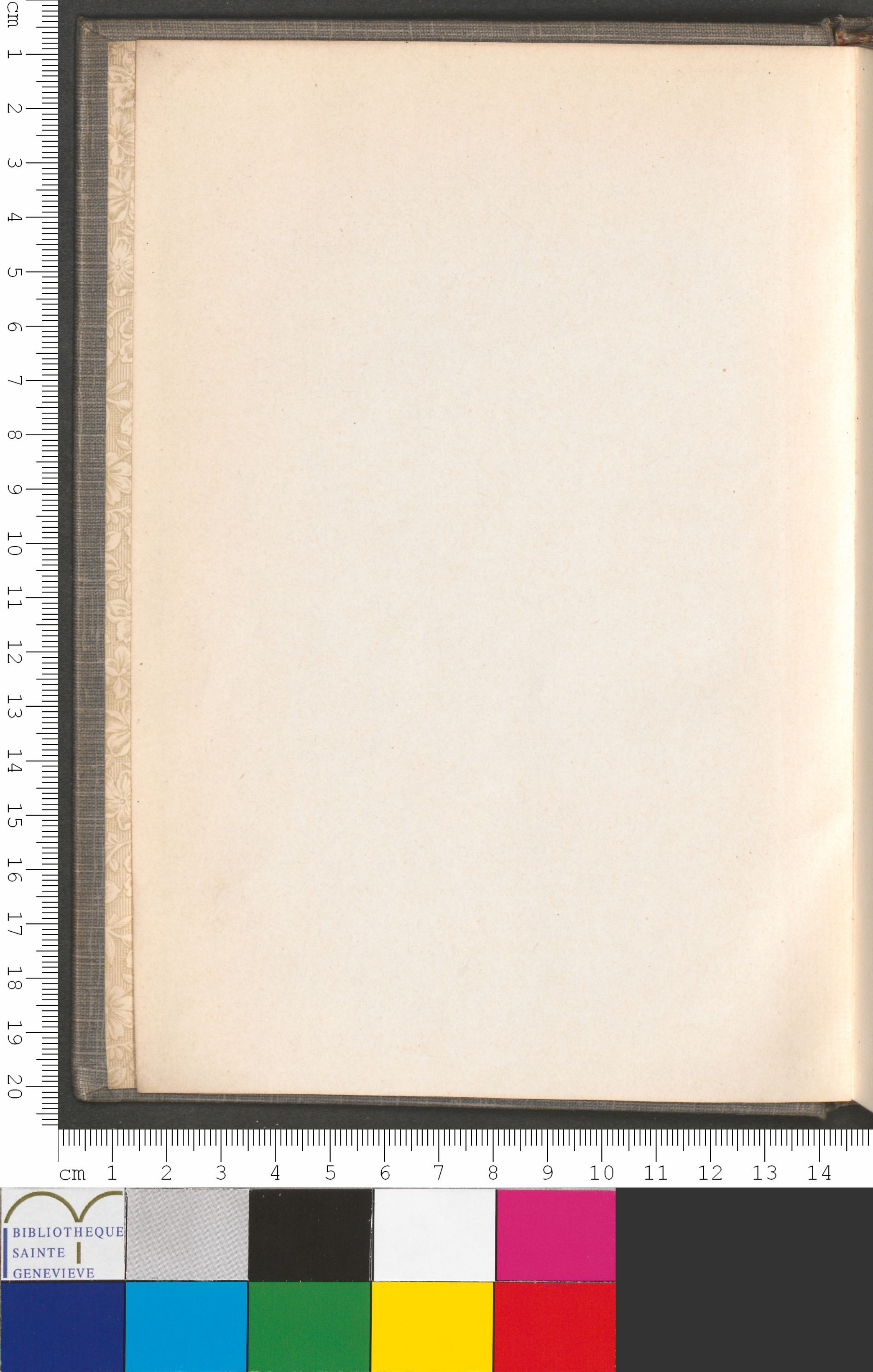


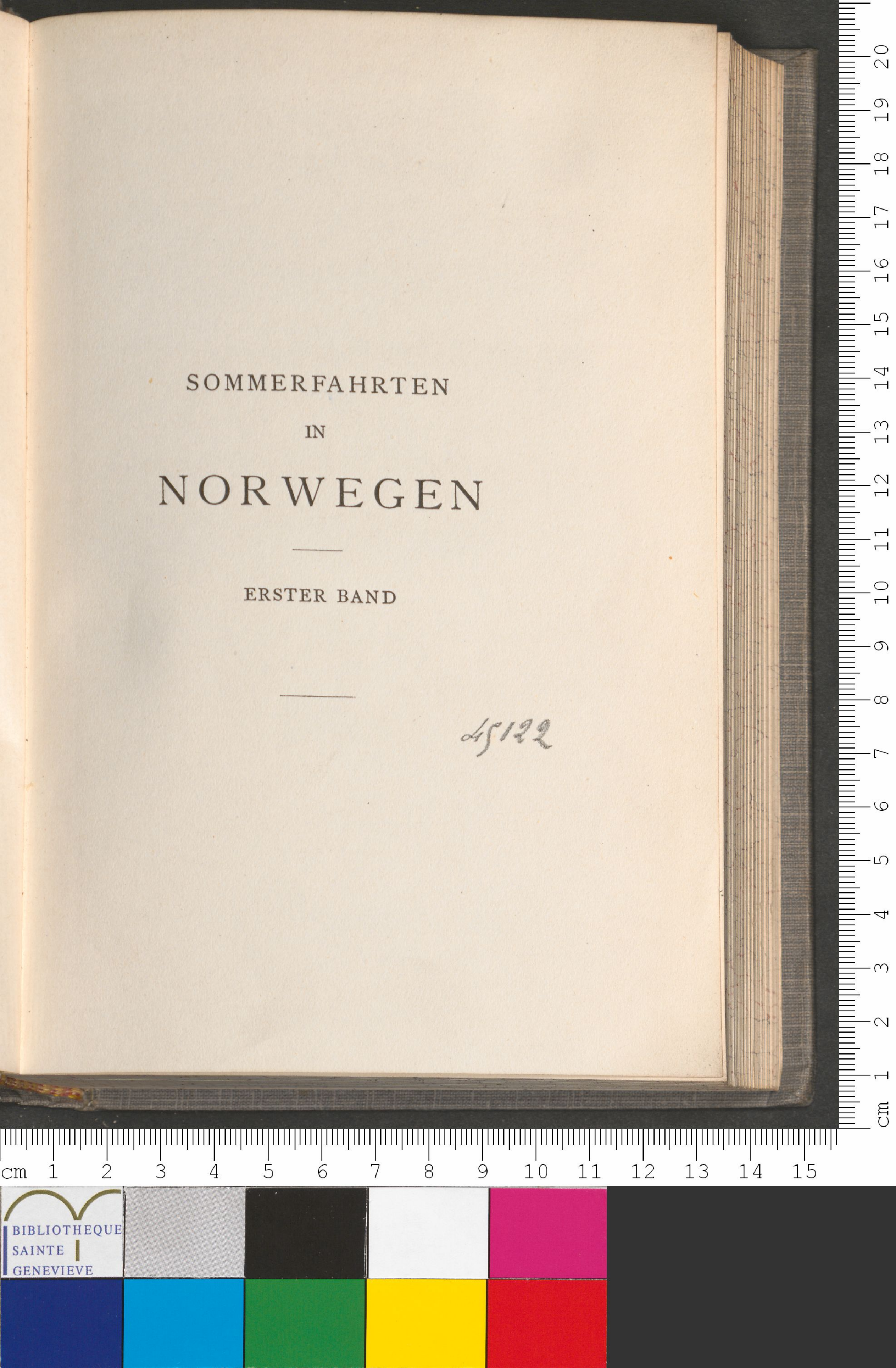



L. Passarge,
Sommerfahrten
in
Norwegen
I.
Verlag von Elischer Nachfolger
Leipzig.



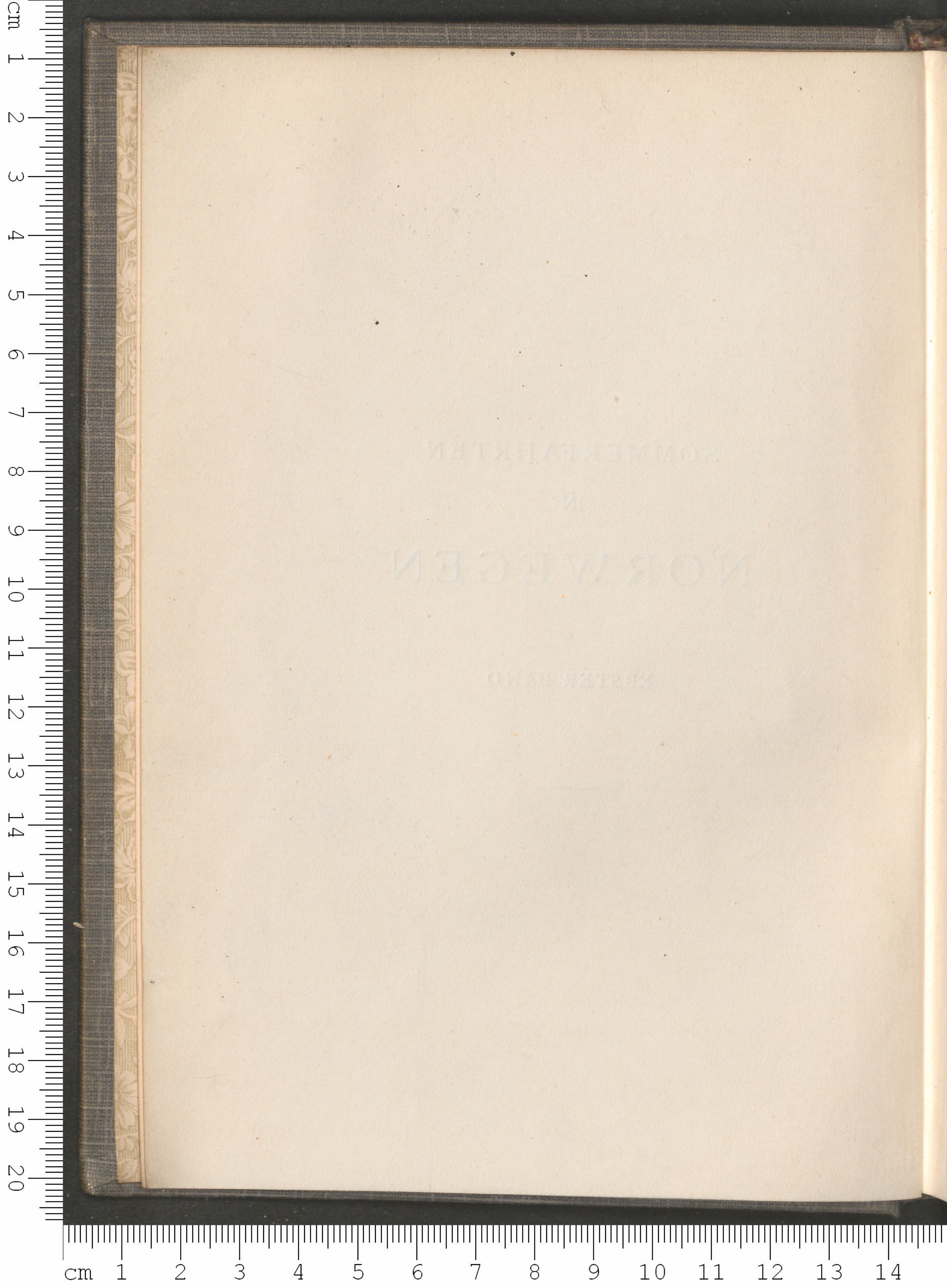






SOMMERFAHRTEN
IN
NORWEGEN

ERSTER BAND



SOMMERFAHRTEN

IN

NORWEGEN

REISEERINNERUNGEN, NATUR- UND KULTURSTUDIEN

VON

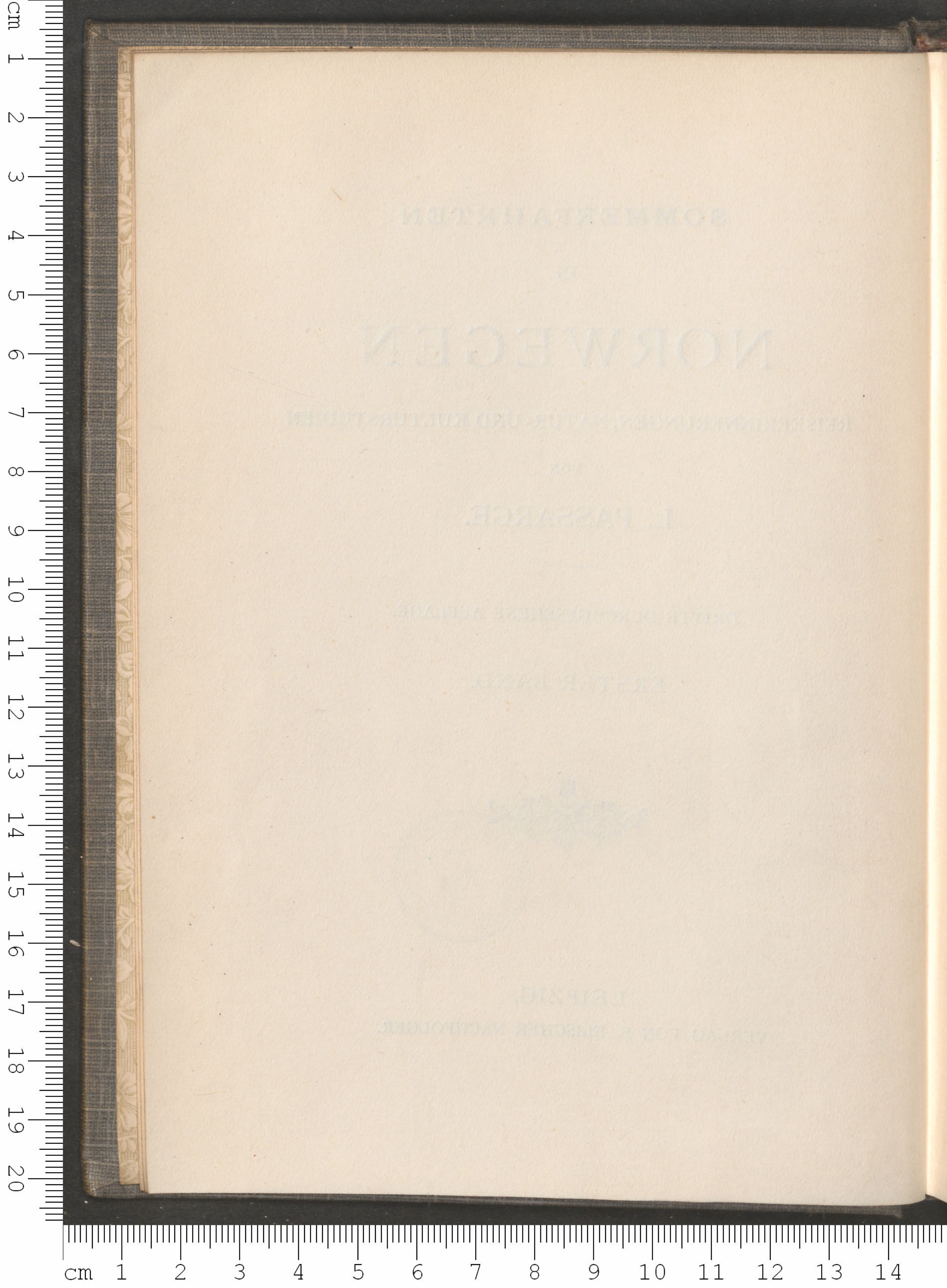
L. PASSARGE.

DRITTE DURCHGESEHENE AUFLAGE.

ERSTER BAND.

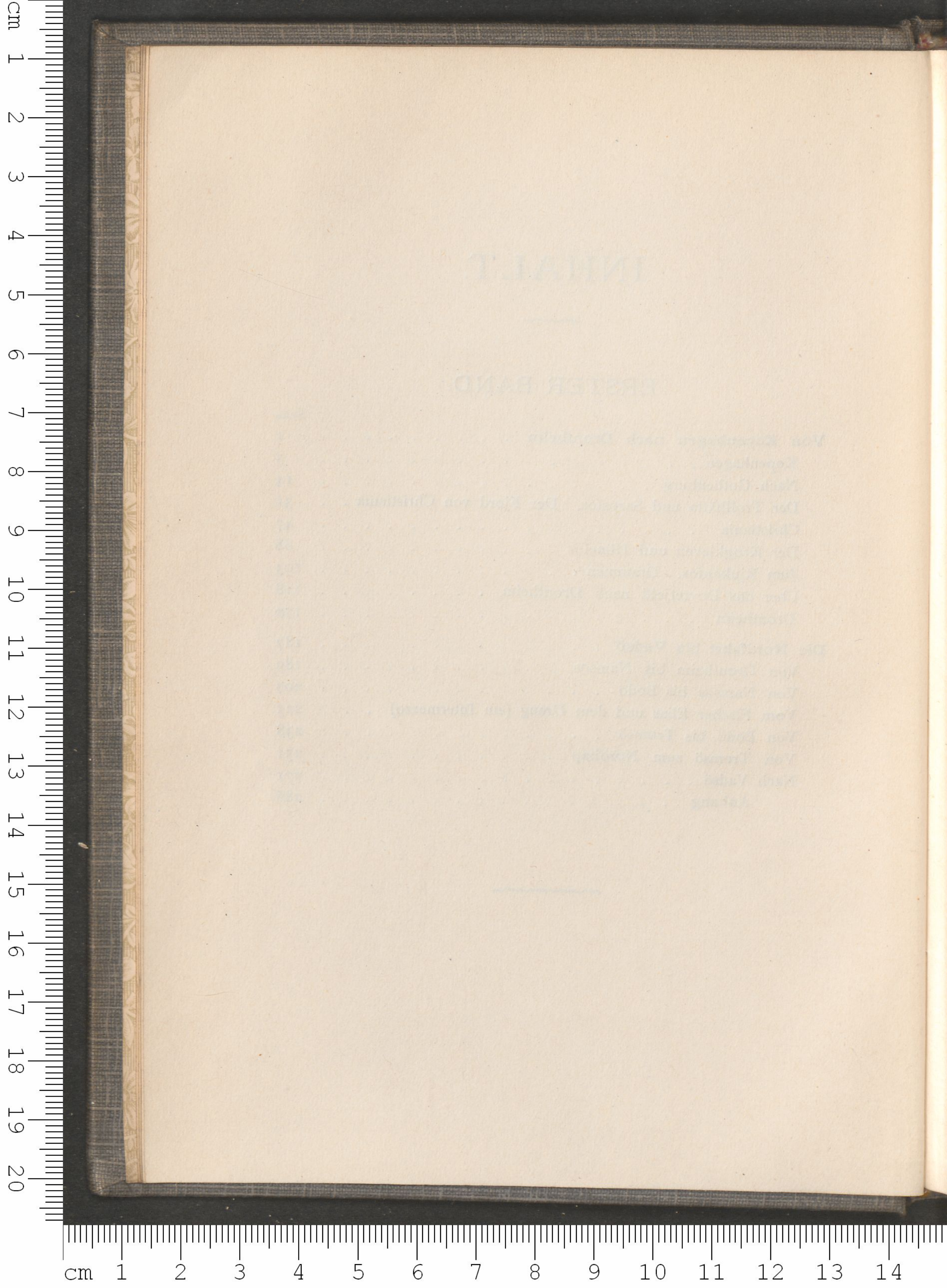


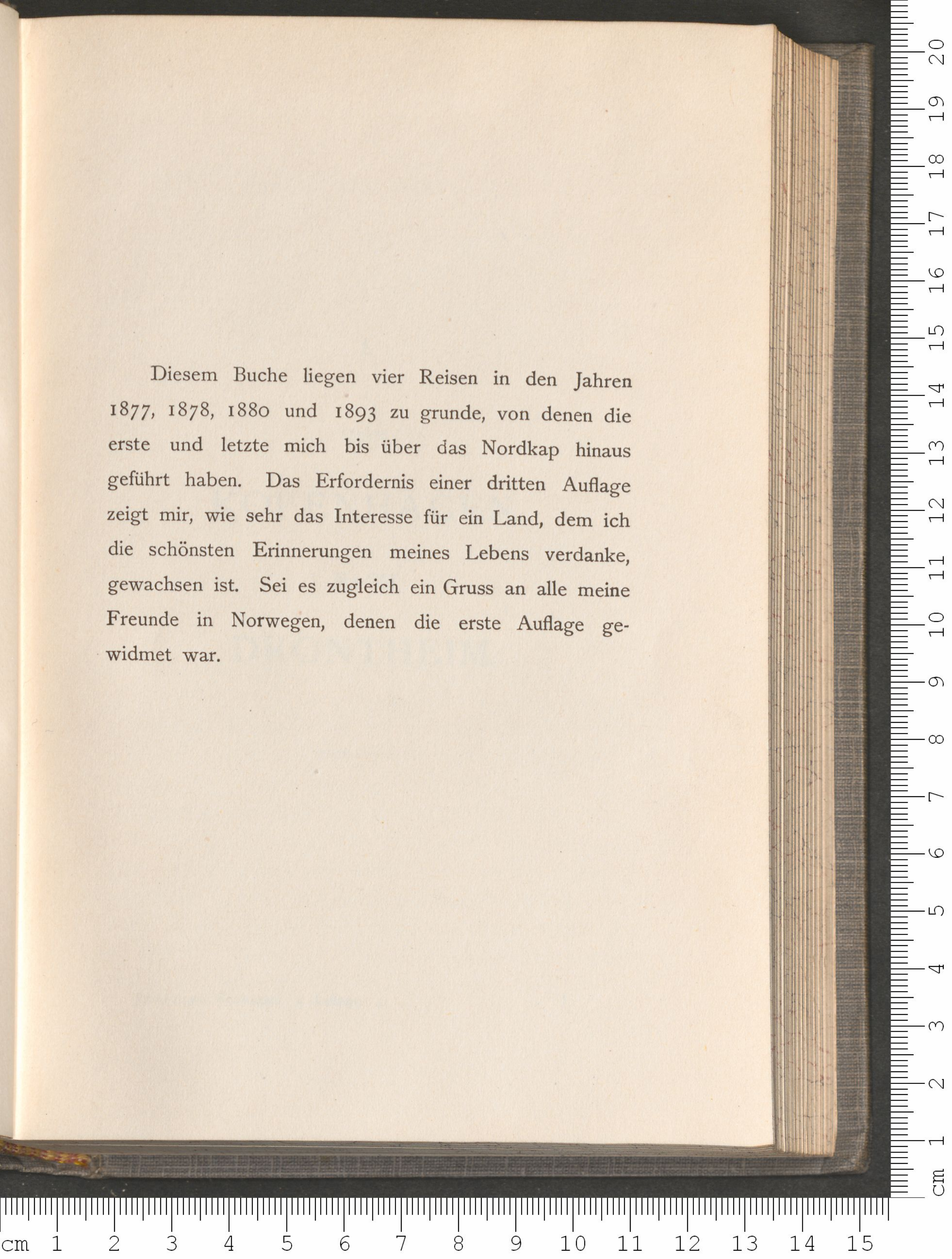
LEIPZIG,
VERLAG VON B. ELISCHER NACHFOLGER.



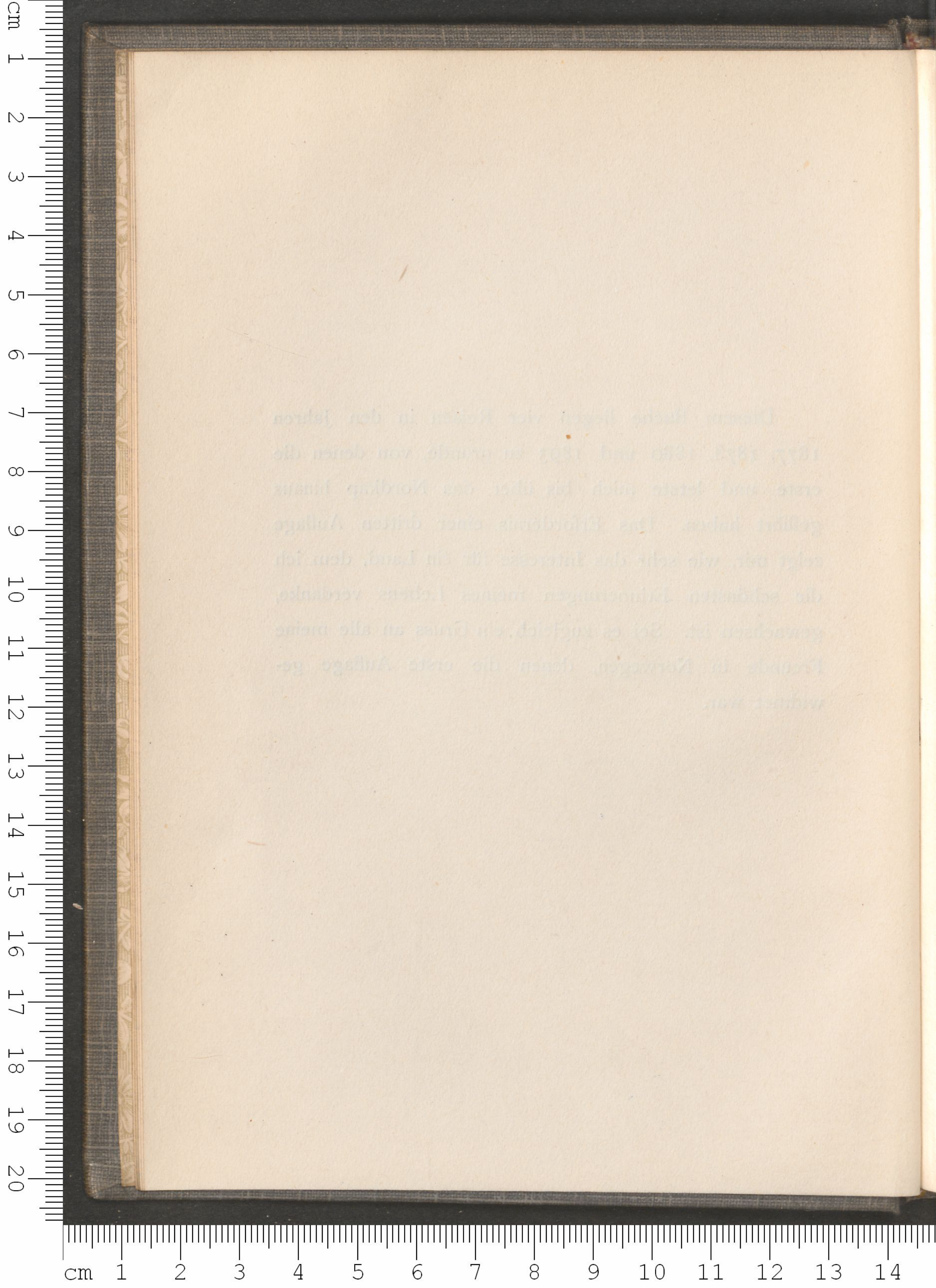
INHALT.

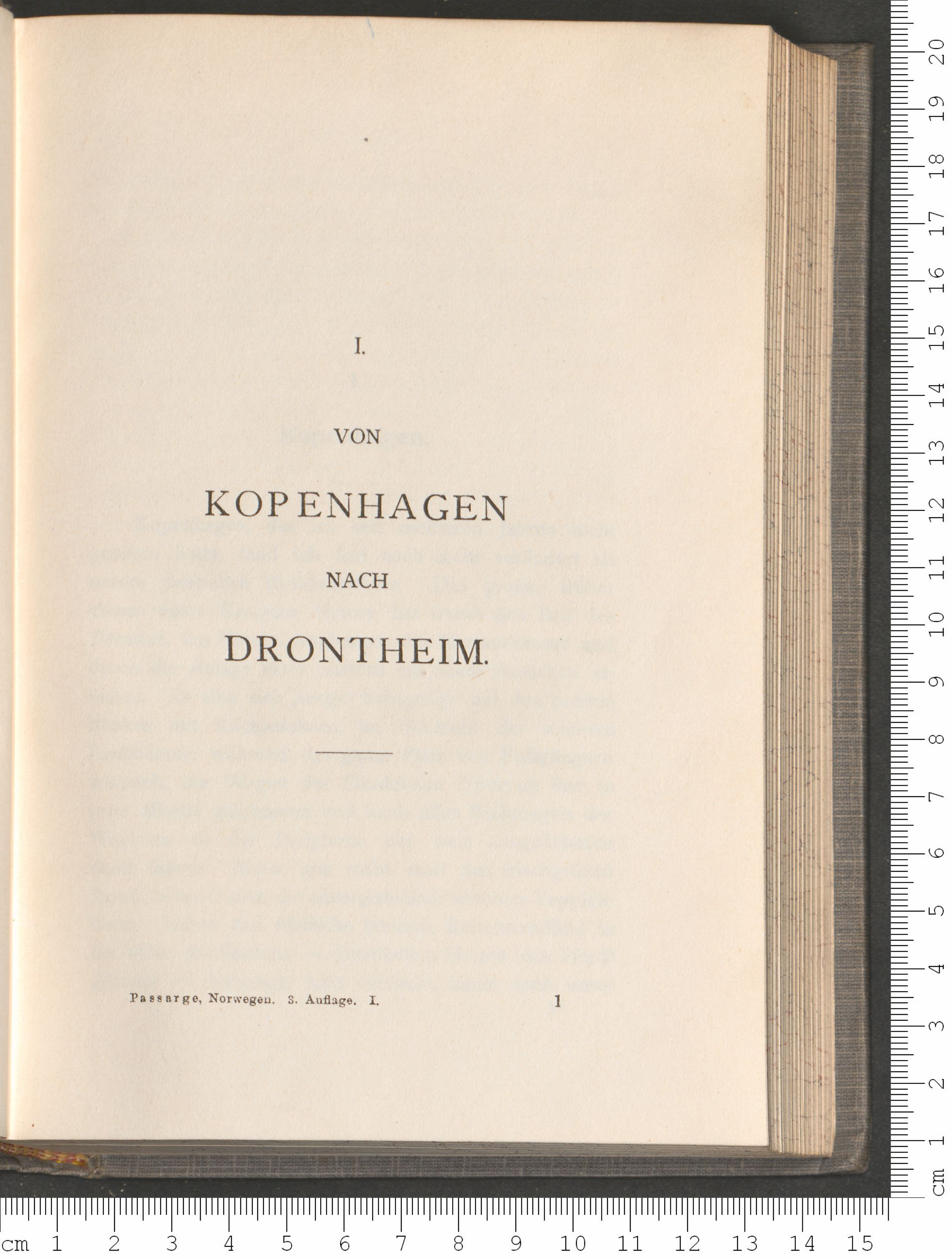
ERSTER BAND.





Diesem Buche liegen vier Reisen in den Jahren 1877, 1878, 1880 und 1893 zu grunde, von denen die erste und letzte mich bis über das Nordkap hinaus geführt haben. Das Erfordernis einer dritten Auflage zeigt mir, wie sehr das Interesse für ein Land, dem ich die schönsten Erinnerungen meines Lebens verdanke, gewachsen ist. Sei es zugleich ein Gruss an alle meine Freunde in Norwegen, denen die erste Auflage gewidmet war.





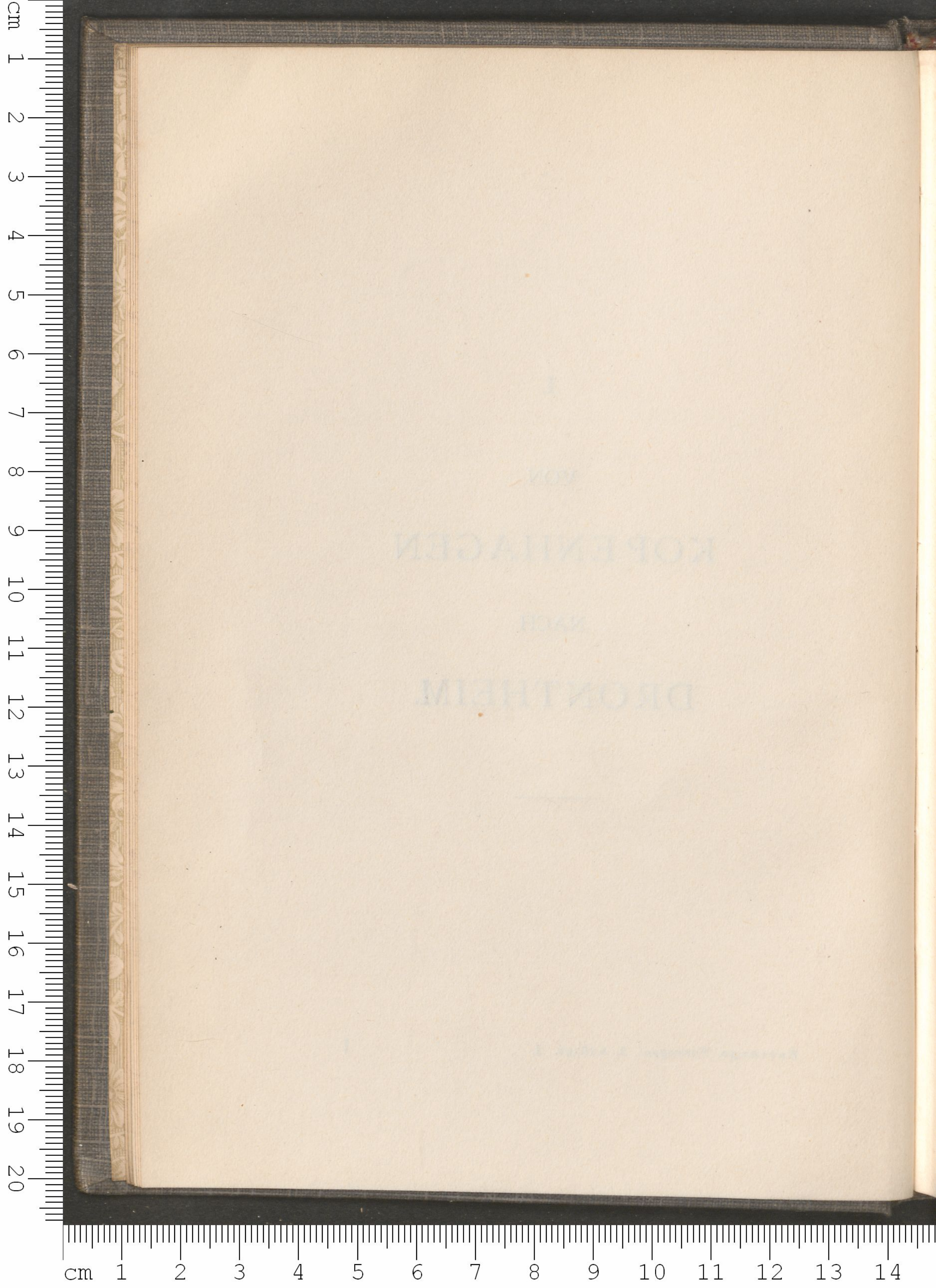
I.

VON

KOPENHAGEN

NACH

DRONTHEIM.



I.

Kopenhagen.

Kopenhagen, das ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, fand ich fast noch mehr verändert als unsere deutschen Residenzstädte. Das groſse, früher etwas wüste Kongens Nytorv hat durch den Bau des Theaters, des Hôtel d'Angleterre, des Marmorhauses und durch die Anlage eines Gartens ein neues Aussehen erhalten. Es sitzt sich „meget behageligt" auf den breiten Bänken mit Rückenlehnen, im Schatten der schönen Laubbäume, während der ganze Platz von Fuſsgängern wimmelt, die Wagen der Pferdebahn (Sporvei) fast in jeder Minute ankommen und nach allen Richtungen der Windrose zu der Peripherie der weit ausgedehnten Stadt fahren. Hinter uns mäht man den frischgrünen Rasen, wässert man die unvergleichlich schönen Teppich-Beete. Selbst das häſsliche bleierne Reiterstandbild in der Mitte des Gartens — gewöhnlich Hesten (das Pferd) genannt — beleidigt, halb verdeckt, kaum noch unser

Auge. Die Charlottenburg im Osten, neben dem schiffebelebten Nyhavn, weckt Erinnerungen an Thorwaldsen; vor dem Theater erblicken wir die Statuen der beiden gröſsten dänischen Dichter: Adam Öhlenschläger und Ludwig Holberg, beide allerdings mit deutschen Namen, der letztere dazu ein Norweger. Steht doch die dänische Dichtung zum gröſsten Teil auf deutschen Füſsen; haben die Dänen doch ihre Bildung, selbst ihre bürgerliche Kultur einst von Deutschland empfangen, ebenso wie Norwegen, wo der ganze Bürgerstand ursprünglich ein deutscher war, und es zum groſsen Teil noch jetzt ist. Holberg drückt das in seinem Peder Paars mit den Worten aus:

„ — — — i vor Bye en velfornemme Krämmer,
Hvis Far og Mor var Jydsk, men Farfar var en Bremer.
„ — — — in uns'rer Stadt ein angeseh'ner Krämer,
Dess Eltern jütisch zwar, Groſsvater aber Bremer."

Wir wollen indessen nicht übersehen, daſs auch die deutsche Kultur eine halb romanische ist.

„All bildning står på ofri grund til slutet,
Blott barbariet var en gång fosterlänskt. (Tegnér)
(Der Boden der Kultur war immer unfrei.
Die Barbarei nur war einst national.)"

Eine bedeutende Fortsetzung von Kongens Nytorv im Süden bildet die Holmenstraſse mit mehreren groſsen neuen Hotels und dem prachtvollen Gebäude der Nationalbank, welches, wie ich später erfuhr, ganz einem italienischen Palaste nachgebaut ist. Das kastellartige

Erdgeschoſs, bestimmt zur Aufnahme der Barvorräte und Depositen, die groſsen romanischen Bogenfenster in der obern Etage, der weit vorspringende Dachsims, die feine Färbung machen das Gebäude zu einem der schönsten Kopenhagens. Vertieft man sich in das neue Häuserviertel links, das mit seinen geraden, wenn auch etwas monotonen Straſsen an die Stelle des früheren Häusergewirrs getreten ist, so trifft man in der Havnegade (Hafenstraſse) die im venezianischen Palaststil erbaute Navigationsschule. Auf der Straſse selbst zeugen aber die frisch aufschieſsenden Platanen für den vegetationsfreundlichen Charakter des seeländischen Insel-Klimas. Es liegt hier etwas Englisches in der Natur. Auch die Kastanien- und Lindenbäume im Park des Rosenburgschlosses haben sich zu einer Gröſse und Pracht entwickelt, daſs der Sonnenstrahl kaum noch hie und da den Boden erreicht. Vor zwanzig Jahren konnte man noch aus den breiten Avenuen die rötliche Rosenburg mit ihren graziösen Türmen erblicken, heutzutage erhält man nur hie und da einen verstohlenen „Glimt“ dieser Perle der Renaissance, deren holzgetäfelte Säle und reiche historische Sammlungen unübertroffen dastehen.

Weiter hinter der Rosenburg haben sie auf den Wällen und Bastionen der alten, nur zum Teil abgetragenen Festungswerke einen groſsen botanischen Garten angelegt mit Palmenhäusern und anderen Zurüstungen, welche dem Publikum immer offen stehen. Statt die Wälle abzutragen, die Gräben auszufüllen und eine einförmige Ebene herzustellen, hat man es hier verstanden, aus den

gegebenen Elementen einen reizenden Park zu schaffen, in welchem Höhen mit Tiefen abwechseln und einzelne Hügel eine weite Aussicht gewähren. Duch Aufhäufung von Steinen ist selbst ein künstlicher Felsboden gebildet, in welchem allerlei Fett- und Gebirgspflanzen vortrefflich gedeihen. Das Publikum bewegt sich in diesen Anlagen mit einem Anstand und einer Stille, welche uns Deutschen zu denken giebt. Man spricht leise miteinander, oder liest die bei den Bäumen und Pflanzen angebrachten Täfelchen. Dieser in Dänemark durch alle Klassen gehende Sinn für Anstand und Trieb nach Bildung ist mir stets sehr auffallend gewesen. Sie kennen ihre Geschichte bis ins kleinste, interessieren sich für Politik, verstehen jede noch so feine Anspielung. Zitiert man einen ihrer Dichter, so kann man gewiſs sein, sie kennen nicht bloſs die betreffende Stelle, sie setzen das Ausgesprochene auch weiter fort. Namentlich ist dieses mit Holberg der Fall, von dem ein neuerer norwegischer Dichter (Welhaven) mit Recht sagt: Das Salz, welches er dem geistigen Nahrungssafte des Volks beigemischt, werde seine reinigende und erfrischende Wirkung niemals verlieren.

Für einen, der aus den groſsen deutschen Städten kommt, ist es erstaunlich, mit welch freundlichem Wohlwollen man sich auf der Straſse bewegt und dem Fremden begegnet. Es ist wahr, ich hatte vor zwanzig Jahren um vieles häufiger die Entschuldigung: „Om Forládelse!“ gehört. Mancher stutzte jetzt wohl, wenn ich ihn deutsch anredete, aber die Antwort hat mir doch niemand ver-

weigert. Setzte ich dann die Unterredung dänisch fort, so verklärte sich förmlich sein Gesicht. Er ist mir vorgekommen, dafs gebildete Männer mir gerührt die Hand gedrückt haben, blofs weil ich mich für ihre Verhältnisse, ihre Litteratur interessierte und zu ihnen dänisch redete, wenn auch mit „norwegischer Aussprache.“ „Wir hassen durchaus nicht den einzelnen Deutschen“, sagte mir bei einer solchen Gelegenheit ein Däne, „Sie werden es uns aber nicht verdenken, wenn wir keine Sympathie für die deutsche Nation als solche und noch weniger für die deutsche Regierung hegen. Wir haben zu viel gelitten.“ In der That braucht man nur in der Christiansburg die grofsen Schlachten-Bilder aus dem schleswig-holsteinischen Krieg anzusehen, welche Sonntags stets von Hunderten umstanden werden, um eine Vorstellung davon zu erhalten, was in der Seele dieses tief gedemütigten Volkes vorgeht. Damals waren sie die Sieger. Den ganzen Schmerz über das Verlorene hat einer ihrer begabtesten Dichter, Holger Drachmann, in einem unter dem Titel: Derovre fra Grändsen (Von jenseits der Grenze) erschienenen Buche niedergelegt. Man sang damals viel ein Lied, in welchem die dänischen Mädchen in den abgetretenen Gebieten dem Deutschen nichts als ihren Hafs und statt der Rosen — Nesseln in Aussicht stellen.

Seltsames Geschick, das diesem Lande zuteil geworden ist. Seit Christian IV., also seit dem deutschen dreifsigjährigen Kriege, befindet sich das Dänen-Reich, welches einst Schweden und die ganze Ostsee beherrschte, in einem dauernden Niedergange. Es ist nichts mehr

als ein „débris historique“ (E. Réclus). Es verliert erst die südschwedischen Provinzen (1658), später Norwegen (Friede von Kiel 1814), zuletzt sein Piedestal: die Herzogtümer (1864). So ist es gekommen, daſs die Gröſse der Hauptstadt in keinem Verhältnis mehr steht zur Gröſse des Landes. Es ist der Kopf eines Riesen auf dem Körper eines Zwergs, dergleichen man auf Karikaturen sieht. Das einst allmächtige Haupt will seine dominierende Stellung nicht aufgeben: das Land sieht sich bedroht, fürchtet aufgesogen zu werden: dies der eigentliche Kern des Streites zwischen der dänischen Regierung, welche sich auf die konservative Hauptstadt stützt, und der Landbevölkerung, welche unter dem Namen Forénede Venstre (Vereinigte Linke) die demokratische Kammermehrheit bildet. Eine ähnliche dominierende Stellung nimmt in Schweden die Landmannapartei ein, während in Norwegen die Partei der Bondevenner (Bauernfreunde), zu der auch der Dichter Björnson gehört, gar die Republik und Trennung von Schweden als offenes, wenn auch nicht immer ausgesprochenes Ziel verfolgt.

Der Haſs gegen die Deutschen nimmt mancherlei Formen an. Die gebildeten Eltern, welche selber fertig deutsch sprechen, verleugnen diese Kenntnis und lassen ihre Kinder nur noch im Englischen und Französischen unterrichten. Wird eine Bekanntmachung in mehreren Sprachen veröffentlicht, so nimmt das Deutsche sicherlich die letzte Stelle ein. In Tivoli hat man Mozarts Büste zwar den Ehrenplatz eingeräumt; aber alle anderen deut-

schen Komponisten, selbst Schubert und Beethoven, müssen mäſsigen Komponisten der Italiener und Franzosen nachstehen. Daſs man im Seebade Klampenborg im Sommer deutsche Lustspiele aufführt, ist nur eine Ausnahme, da dieser Ort in neuerer Zeit sehr stark von Deutschen, namentlich aus Hamburg, besucht wird, gerade so wie Marienlyst bei Helsingör.

Der Sonntag-Nachmittag vereinigt in den Monaten Juni und Juli auf dem Dyrehavesbakke (Tiergartenhügel) ebenso das Stadt- wie das Landpublikum. Es ist ein Fasching, der im Norden naturgemäſs auf den Sommer verlegt wird. Auch hier beherrscht ein erstaunliches Anstandsgefühl die auf- und abwogende Menge, welche man oft auf zehntausend und noch mehr Köpfe veranschlagen möchte. Keine Roheit, kein betrunkener Mensch. Nur Kirsten Pils Quelle wird umdrängt von Hunderten, welche nach einem Trunk frischen Wassers verlangen. Wer hier die Einsamkeit sucht, findet sie unter den gewaltigen Buchenkronen des Tiergartens, welchen die Kopenhagener immer nur den Wald (Skoven) nennen. In Wahrheit ist es kein Wald, sondern ein ungeheurer Park, eigentlich das Bosket in dem noch gröſseren Park der ganzen Insel Seeland. So sauber liegen auf dieser nicht bloſs die Hunderte von Villen der Städter, sondern auch die Höfe der Landbewohner da, so freundlich geordnet, so reinlich und so geputzt, daſs man sie alle für bloſse Sommerstätten halten möchte, in welchen sich gebildete Sommerfrischler in Landtracht aufhalten. Die ungemeine Wohlhabenheit der Bevölkerung ist der Grund

für diese Erscheinung, welche ebenso wenig in Schweden als in Norwegen zu Tage tritt. Die Menschen sind hier über den bloſsen Kampf um das Dasein hinaus, wie in den reicheren Gegenden der Schweiz und des Königreichs Sachsen. Mit diesen Ländern haben die Dänen aber auch die merkwürdig häſsliche Aussprache gemein, welche den verwandten Schweden Schrecken einjagt, den Norwegern aber geradezu lächerlich klingt, etwa wie einem Deutschen das Sächsiche. Wollen die Norweger auf der Bühne eine recht komische Figur darstellen, so lassen sie dieselbe dänisch reden. Daſs die Dänen ihrerseits dem „eingebildeten Norweger“ nichts schenken und den echten „Norsk Norsk“ auf ihre Bühne bringen, versteht sich wohl von selbst.

Von den Sammlungen habe ich diesmal nur wenige besucht, weder das altnordische noch das ethnographische Museum. Zu den altbekannten Gemälden in der Christiansburg, dem prächtigen Erasmus Montanus und der Barselstue (Wochenstube) von Marstrand, der Verlobung von Simonsen, den schönen Interieurs von Hansen und anderen, war das Bild von Bloch gekommen, welches Christian II. in seinem Gefängnisse zu Sonderburg darstellt. Der gramgebeugte König wandert um den runden Tisch, in welchen er mit seinem Daumen rings eine Furche gegraben hat, während sein treuer Diener, ein alter Soldat, ihn vergeblich auf das aufgetragene Mittagsessen aufmerksam macht.

Ein überaus zahlreiches Publikum, zum gröſsten Teile dem einfachen Volk angehörig, Soldaten, See- und

Landleute, drängte sich durch diese gewaltigen Säle, deren Zahl wohl zwanzig beträgt. In diesem Königsschlosse, dessen Brand (1794) der germanisierte Norweger Steffens in seinem Romane: die Familien Walseth und Leith so drastisch geschildert hat,*) herrscht eine solche Raumverschwendung, daſs man selbst den Reichstag und ganze Behörden, wie das Höchste Gericht (Höieste Ret), darin untergebracht hat.

In Thorwaldsens Museum wurde das Publikum immer nur truppweise eingelassen. Ein solcher Andrang macht den Genuſs von Kunstwerken eigentlich unmöglich; ich hielt mich mehr an die zum Teil hochinteressanten Gemälde, welche Thorwaldsen selber aus Italien mitgebracht hat, manche Geschenke seiner Freunde, und an die ausgestellten Handzeichnungen des Meisters und unseres groſsen Carstens, ohne welchen Thorwaldsen kaum denkbar wäre. Der Haſs der Dänen gegen alles Deutsche fälscht gelegentlich auch hier die Geschichte. Während der dänische Biograph Thorwaldsens, Thiele, in der ersten Auflage seines in den dreiſsiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen Werkes noch unbedingt den entscheidenden Einfluſs unseres Carstens auf Thorwaldsen anerkennt, wissen die später, nach dem offenen Königsbrief im Jahre 1844, erschienenen Auflagen von einem solchen Verhältnis nichts mehr, und stellen Thor-

---

*) Die Christiansburg brannte in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1884 von neuem ab und ist bis jetzt nicht wieder aufgebaut.

waldsen als einen Künstler dar, welcher gleichsam fertig dem Haupte des Zeus entsprungen sei.*)

Ich darf hier vielleicht die Bemerkung wagen, dafs Thorwaldsen an Bedeutung verliert, je öfter man ihn sieht. Es geht uns mit ihm wie mit noch manchen Künstlern: er bezaubert auf den ersten Blick zu sehr; während alles wahrhaft Grofse uns am Anfange zwar fesselt, aber auch halb verwirrt, wenn nicht gar abstöfst. Die Weichheit der Formen, das Gemüt, welches aus seinen Werken spricht, die Vertiefung und Verinnerlichung seiner Figuren vermögen uns auf die Dauer nicht hinwegzutäuschen über die mangelnde Hoheit, Festigkeit der Zeichnung, stilistische Strenge und künstlerische Tiefe. Wo er über das blofse Genre hinwegstrebt, wie bei den Aposteln in der Frauenkirche, wird er formell, monoton, höchstens pathetisch. In seinem Genre — man könnte es das Amorettentum nennen — ist er unzweifelhaft grofs; aber dieses Genre ist nicht bedeutend genug, namentlich nicht für den Marmor. Man kann durch das Thorwaldsen-Museum nicht ohne eine gewisse künstlerische Beklemmung wandern. Thorwaldsens Bedeutung besteht, wie bei unserm Ludwig Richter, vorzugsweise in der Kindlichkeit seines Gemüts und in der Freiheit

---

*) In neuester Zeit ist wieder eine Wendung eingetreten, indem die Dänen nunmehr Carstens als „dänischen Südjüten" vindizieren und ihm sogar eine Statue gesetzt haben. Dafs Carstens von Geburt wirklich ein Deutscher war, zeigen unwiderleglich die von August Sach in dessen Buche: Asmus Jacob Carstens' Jugend- und Lehrjahre (Halle, 1881) mitgeteilten Urkunden.

von Sentimentalität. Er ist eine durch und durch frische, schönheitserfüllte und gesunde Natur. Ich habe mich immer nicht recht davon überzeugen können, daſs die Figur der Gesundheit (Sundhed) vor dem Schlosse nur einer undeutlichen Schrift ihre Entstehung verdanke, indem der damals in Rom befindliche Meister in der Bestellung das Wort Sundhed statt Sandhed (Wahrheit) gelesen habe. Das treuherzige, blaue Auge des Meisters, wie Horace Vernet und Magnus ihn gemalt haben, ist nicht frei von Schelmerei, und so wird ihm wohl die lebensfrische Sundhed höher gestanden haben als die kalte Sandhed.

Wie kindlich naiv Thorwaldsen war, zeigt eine Mitteilung von Rehfues an Tscharner im Jahre 1826 aus Rom. Er schreibt: „Es war immer rührend, wenn ich mit Thorwaldsen vor einem seiner Werke stand und er mich selbst auf jeden Vorzug desselben aufmerksam machte. „Ist das nicht schön? Nicht wahr, Rehfues, das ist Grazie!“ Oder: „Glaubt man nicht ein griechisches Epigramm aus der Anthologie zu sehn?“

In der That, man möchte hinzufügen: Welch ein herrlicher Mensch!

II.

Nach Gothenburg.

Statt mit dem schönen Dampfboot Christiania, das die Forénede Dampskibsselskab in Kopenhagen auschliefslich für den Personenverkehr nach Gothenburg und Norwegen bestimmt hat, und dessen Führer Kapitän Tidemand mir in freundlicher Erinnerung stand, wählte ich diesmal die etwas längere Fahrt mit der Blenda längs der schwedischen Küste. Das trübe, stürmische Wetter Deutschlands lag hinter mir. Es begannen jene halkyonischen Tage, die mich auf meiner vielwöchigen Fahrt durch Norwegen nicht mehr verliefsen und mich selbst in dem wegen seines Klimas verrufenen Bergen und auf meinen Fjeldwanderungen eher an den jonischen Archipel als an hohe nördliche Breitengrade erinnerten. In einer solchen Lage ist eine Fahrt durch den immerhin mehrere Meilen breiten Sund mit seinen Hunderten von Segelschiffen, die alle auf einen günstigen Windstofs warten, um der Enge nach Süden oder Norden zu entfliehen

mit dem Blick auf den Saltholm, die Insel Hven, die Buchenwälder Seelands und die Hügel Schonens, ein stilles, unhörbares Vorübergleiten, fast wie in einem Ballon. Wühlten wir nicht mit unserem Boot eine wirbelnde Furche in der spiegelglatten Wasserfläche, wir unterschieden nur schwer Himmel und Wasser. Jene Häuser auf dem flachen Saltholm, welchen selber wir nicht wahrnehmen können, schweben förmlich losgelöst in der bläulichen Luft. Sie steigen aus der Flut auf, wie nach der schönen Sage die Insel Gotland, da man Feuer auf sie brachte.

Fast ebenso traumhaft gleiten die weitgebauten, unbelebten schwedischen Städte an uns vorüber: Landskrona mit seinem schönen Hafen, Helsingborg mit dem merkwürdigen Turm Kärnan, dem Kern der einstigen Burg, besser so, denn als Butterfaſs (Kärna, norwegisch Kjer) zu deuten. Nun folgen auf schwedischer Seite allerlei schöne Villen und Güter: Sofíero (Sophiensruh), Sommerresidenz der königlichen Familie, Kulla Gunnarstorp, dem Grafen Platen gehörig. Dann senken sich die Hügel wieder zum Fiskeläge Viken und zu Höganäs mit seinen Fabrikschornsteinen hinab. So niedrig wird das Land, daſs wir über dasselbe hinweg nach der Skeldervik im Nordosten blicken können. Bis zu dieser Stelle erinnert die Landbildung ganz an Norddeutschland. Dann aber steigt der eisengraue, jetzt teilweise bewaldete, Kullen inselartig auf, ein kaum bis zweihundert Meter sich erhebender, aber in dieser Landschaft gänzlich dominierender Gebirgszug, die erste spezifisch skandinavische

Urgesteinbildung; ein harter Wächter, der mit seinem Leuchtfeuer den Schiffer vor seiner Annäherung warnt, um ihn gelegentlich zu verschlingen. An solchen jäh aufspringenden, vom Salzschaum zerfressenen Felsen wogt ewig die See und saugt das Boot in die blaue, das heiſst dunkle Tiefe. Die Griechen dachten sich skylleische Arme und Hände, die nach dem Schiffer griffen. In Norwegen kommt der Draug mit der plötzlichen Woge Dragsuen in das Bootshaus und reiſst den nichts ahnenden Fischer fort. Wenn in Island der verwegene Jäger an einem Tau über dem Rande der Felswand hängt, um die Nester der Vögel auszunehmen, reckt sich ein Arm aus der Wand und zerschneidet das Tau (K. Maurer).

Beim Kullen hob sich wohl noch das Meer in langen Schwingungen; in der weiten Skeldervik glitten wir wieder still über den abendlichen Spiegel. An den Schiffen hingen die Segel schlaff herab; die Leute badeten und jauchzten laut in dem ihnen jetzt freundlichen Element. So kamen wir an Torekov vorüber, das vor dem Nordweststurm durch die Väderö (Wetterinsel) geschützt wird, und an dem merkwürdigen Hallandsås, der aber keineswegs eine Riesenmoräne ist, wie man wohl häufig annimmt, sondern nichts als ein mächtiger Gneiswall. Freilich erblickt man auch in Schweden jetzt überall Gletscherspuren, seitdem das Vorhandensein des groſsen skandinavischen Gletschers bei Berlin und Leipzig nachgewiesen ist, und auch die meilenlangen Steinablagerungen im östlichen Preuſsen und in Russland als seine Längsmoränen gedeutet werden müssen. Wohl scheint die

Vorstellung eines halb Europa bedeckenden skandinavischen Gletschers phantastisch genug. Sehr bestimmte Thatsachen lassen aber kaum eine andere Deutung zu. Norwegen, Gamle Norge, wie es oft, analog dem Old England, genannt wird, ist im eigentlichen Sinne das älteste Land Europas, welchem ein Teil Schwedens, Dänemark und Norddeutschland seine Existenz verdanken. Verglichen mit diesem Tafellande des Kjölen sind die Alpen jung. Der Galdhöpig darf auf den Montblanc wie ein vergessener Aristokrat auf einen Parvenu blicken.

Es waren interessante Personen an Bord: ein amerikanisierter Schwede, welcher seiner Frau sein altes Vaterland zeigen wollte, mit Kind und Negerwärterin ein Knabe aus Kopenhagen, der mich in die Geheimnisse der dänischen Aussprache einweihte (z. B. Zivoli statt Tivoli); auch zwei Aristokraten aus der Gegend bei Ystad mit fabelhaften leder- und eisenbeschlagenen Reisekoffern, die an mittelalterliche Riesentruhen erinnerten.

Wo zwei Schweden zusammenkommen, ist das erste: Punsch o' Vatten (Wasser), oder Cognac o' Vatten! Mit diesen drei Wörtern — so sagt man — kommt ein Fremder durch das Land. Freilich hat man damit auch erreicht, daſs Schweden jetzt auf den Fremden den Eindruck eines Landes macht, in welchem rücksichtslos dem Gott Alkohol gefröhnt wird, und am meisten von den höheren Klassen, welche über dem Göteborg-System stehn. Welch ein Unterschied zwischen dem Kapitän eines der schwedischen Schärendampfboote, den ich

später kennen lernte, und dem befreundeten norwegischen Schiffsführer auf dem Geirangerfjord. Jener schwerfällig vom Spiritus aufgedunsen, dieser unbeugsam jedes Anerbieten zurückweisend, weil er frei im Kopfe bleiben müsse. Freilich ist nicht zu übersehen, dafs der Schwede den Norweger im äufseren Ausdruck der Liebenswürdigkeit übertrifft, und dafs es schwer fällt, seinem freundlichen Punsch o' Vatten zu widerstehen. Im melodischen Schwedisch klingt es wie das Alicante in dem Mund eines Spaniers, oder wie Leila von den Lippen eines Arabers. Der Schwede ist gelegentlich noch immer der Franzose des Nordens, während der Norweger sich gern den Engländer, das heifst den englischen Gentleman, als Muster nimmt.

Die Töne eines Pianinos verklingen resonanzlos in den Weltraum. Professoren aus Helsingfors und Upsala machen erwünschte Mitteilungen über heimische Verhältnisse; ein Deutscher bemüht sich vergebens mit der korrekten Aussprache schwedischer Schwebelaute. Bei dem o mufs man die beiden Vokale o und u, bei dem u ein u und i so ineinanderfliefsen lassen, dafs man nur einen einzigen Mischlaut vernimmt. Unfafsbar für ein deutsches Ohr! Besser gelingt schon die Betonung. Bei den zusammengesetzten Wörtern behält jedes einzelne seinen besondern Accent, also: Stóck-hòlm, Fá-lùn, Síg-tùna. Aber Göteborg lautet fast Götebórg und Kristianstad gar Kristiánstad. Det er det fina i kråksången (das Feine im Krähengesange, das ist der Witz dabei) fügte der Upsalienser hinzu. Noch schwerer als

die schwedische Aussprache fällt dem Deutschen die des Dänischen. Hier lautet die Regel: man spreche so breiig und so undeutlich als möglich, die Vokale so, als ob man verschiedene fremde Stimmen nachahmte und den Hörer verspotten wolle, dazu die Konsonanten lispelnd. Wie klar, einfach und sicher klingt dagegen das Norwegische, welches, geschrieben, mit dem Dänischen doch so gut wie identisch ist. Ich mufste an das ähnliche Verhältnifs von Portugiesisch zu Spanisch denken.

Ein deutscher Reisegenosse bringt das deutsche Kosewort: Du alter Schwede (bekanntlich aus suitier entstanden) in Erinnerung. Die Schweden bemerken hierauf: ein solches alte gemütliche Haus heifse bei ihnen en god Holländer; wolle man einen aber direkt liebkosen, so laute die Anrede: du gamle Hederspascha! oder noch besser: du gamle Hedersknyffel! — Was wir einen Backfisch nennen, heifst in Schweden en Rapphöna, ein Rebhuhn. So sagte mir ein Schuldirektor aus Gothenburg, welcher in seiner einen Meter langen Botanisierkapsel die für die Wanderungen in Norwegen bestimmten Riesenstiefel mit sich führte.

Landet man an einer der kleinen Städte Halmstad, Falkenberg, so stehen immer die Menschen auf der Ladebrücke mit der dem skandinavischen Norden eigentümlichen Ruhe und Gelassenheit; die jungen Mädchen mit grofsen Blumensträufsen, um sie Kommenden oder Scheidenden zu überreichen, die Hüte fast alle mit weifsem Flor und Krepp umwunden. Kein Ruf, kein lautes Wort. Nur freundliches Lächeln und tiefe Knixe. Die Häuser

auf dem Lande sind zum Teil noch mit Stroh gedeckt, was einem Norweger, nach einem Ausspruch Leopolds v. Buch, ebenso luxuriös vorkommen möchte, wie unsern Bauern ein Pfefferkuchendach.*)

In Halmstad blieb das Dampfboot die Nacht über; in der Frühe ging es wieder fort.

Warberg hatte ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen. Damals waren wir in stürmischer Nacht gelandet und hatten uns mühsam durch das Dunkel zum Kurhause getappt, wo man einen Ball improvisierte; jetzt lag die Schärenwelt mit dem hochaufragenden Schloſs in einem so wunderbaren Lichte da, daſs wir uns an die Küsten des Mittelmeeres versetzt glaubten. Hier beginnt der Zauber der nordischen Natur, den man an der Ostsee nicht kennt, weil dieser das kahle zerhackte Gestein und die Leuchtkraft der Felsmassen fehlt. Denn die Pflanzen saugen das Licht ein, die nackten Felsen werfen es zurück. Zu den rötlichen Schären, die mit ihren phantastischen Formen die Monotonie der Meeresfläche unterbrechen, bildet das tiefe Blau der Flut einen stärkern Gegensatz, als wenn sie sich an das aufsaugende Grün der dänischen Buchenwälder schmiegt. Die schwedischen Bäder im Skärgård von Warberg bis Strömstad sind im Norden berühmt genug. Das letztere gilt sogar in der medizinischen Welt als ein Bad ersten Ranges. Trotzdem werden sie von Deutschen — welche doch die Dänen

*) L. v. Buch, Reise durch Norwegen und Lappland. Berlin 1810. Bd. I. S. 41.

aus Klampenborg und Marienlyst verdrängt haben — noch gar nicht besucht, wahrscheinlich aus der unbegründeten Furcht, man werde zu sehr auſserhalb der Gesellschaft bleiben, schon wegen der Sprache. Aber die meisten Schweden verstehen deutsch, und von einer Abneigung gegen die Deutschen ist nirgends mehr die Rede, seitdem man eingesehen hat, daſs wir keineswegs über die Ostsee hinaus verlangen.

Hinter Warberg tritt die schwedische Küste näher heran, man erkennt den zerschlagenen und zerfetzten Granit des fast unbewohnten Ufers, der an einen isländischen Lavastrom, eine Hraun, erinnert. Immer häufiger werden die Schären, eine der merkwürdigsten Bildungen des nördlichen Europas. Das Wort selbst bedeutet kahl, nackt, schier.*) Die Spitzen, Kuppen und Rücken eines versunkenen Berglandes: das unser erster Eindruck. Die Tausende von Inseln verschiedenster Gröſse sind aber nicht abgeschliffen, nicht vom Eise geglättet wie an der Süd- und Westküste Norwegens; sie liegen alle zerhackt und zerklüftet da, als hätte ein Riese sie mit einem Beil bearbeitet. Mit Ausnahme der ziemlich fern bleibenden Särö, auf welcher sich ein vielbesuchtes Seebad befindet, sind alle diese Schären baum-, ja fast vegetationslos. Wo eine Vertiefung zwischen dem eisengrauen Gestein, hat sich das Wasser angesammelt und bildet kleine Teiche

*) Man erklärt Schär jetzt wohl richtiger als ein Urwort, das Insel bedeutet. Vergl. Scheria, Skyros, vielleicht auch Scoglio, Bezeichnung für die dalmatinischen Schären.

und Tümpel. An anderen Stellen ist der Fels verwittert oder der Teich ist vertorft, und es hat sich eine Moosvegetation entwickelt, zuweilen durch Kultur in eine Wiese verwandelt. So weiden denn Schafe und Kühe auf diesen Holmen. Auf anderen haben sich ein paar Menschen angesiedelt, wie auf einem festen Floſs, denn ihre Nahrung holen sie aus dem unerschöpflichen Meere.

Ist man einmal in diese Schärenflur (Skärgård) getreten, so verengt sich der Horizont und der Blick auf das Meer wird gehemmt. Diese Fahrt innanskärs erfordert die ganze Aufmerksamkeit des Lootsen, der jede offene und jede blinde, das ist die für gewöhnlich überspülte, Schär und das Fahrwasser zwischen ihnen kennt. Oft steuert das Schiff geradeaus auf einen Felsen; man sieht keine weitere Wasserstraſse, keinen Ausweg aus dem labyrinthischen Gewirr. Da wendet das Schiff plötzlich nach einer Seite, und wir befinden uns in einem weiten Fahrwasser.

Die Gothenburger Schärenflur ist weder breit noch lang. Kommt man von Westen, von dem jütländischen Hafen Fredrikshavn, so durchfährt man sie in kurzer Zeit. Hier befindet sich am Eingang eine groſse Lootsenstation mit Leuchtfeuer; auſserdem weiter der Doppelturm Lödingen. Das von Süden kommende Schiff schmiegt sich durch die Länge der Schärenflur und wendet später, sobald es die westliche Fahrstraſse erreicht hat, nach Osten zur Mündung des Götaelf. Hier liegt rechts, noch am salzigen Wasser, der Seebadeort Långedrag, zu welchem mehrmals täglich ein kleines Dampfboot von Gothenburg

fährt. Links passiert man die kleine Festung Elfsborg, welche einerseits ziemlich unschädlich, andrerseits überflüssig ist, da der Schärengürtel die stärkste Festung ist, welche man sich denken kann. Denn ohne Lootsen und Schiffahrtszeichen rennt jedes Schiff hier früher oder später auf den Grund. Ist aber trotzdem ein feindlicher Monitor glücklich bis hierher gelangt, so genügen ein paar Schüsse, um diese Spielzeugfestung ungefährlich zu machen.

Das Dampfschiff fährt nun den grünlich braunen Götaelf etwa eine Meile weit hinauf bis nach Gothenburg. Die Ufer auf beiden Seiten ragen klippig auf, fast ganz besetzt von Häusern, Ansiedelungen und grofsen Fabrikanlagen. Um Raum zu schaffen, sind oft die Felswände abgesprengt, die Schluchten ausgefüllt, die Ufer geebnet. Bis weit in das Wasser erstrecken sich die Ladebrücken, die Seebuden und Holzplätze des Gothenburger „Plank-Adels“. Zuweilen geben sich die Felsen auseinander, man blickt in ein Thal, welches ein tiefblauer Granitzirkus schliefst; hier hat die Ackerkultur eine Stätte gefunden. Anderswo hängen die rot angestrichenen Häuser hoch oben an den Felsen; die Fabrikanten, die Schiffskapitäne haben Flaggenmasten errichtet, von welchen lange Wimpel wehen. Bald erscheinen rechts die grofsen Bergvorstädte Gothenburgs: Nya Varfvet, Máiorna und Masthugget mit ihren über einander aufsteigenden Häusern, Kirchen und Höhen; unten am Flufs die grofsen Rhedereien mit den seltsamen Schiffsskeletten; zuletzt Gothenburg selbst, mit der Felshöhe Kronan im Süden, seinen pracht-

vollen Gebäuden und dem dicht mit Schiffen angefüllten Hafen.

Die Christiania pflegt diese Fahrt den Götaelf hinauf kurz vor Sonnenuntergang zu machen. Beleuchtet von den Strahlen der sinkenden Sonne giebt es dann ein traumhaftes Bild; nicht so ruhig wie Stockholm vom Mälar aus gesehen, nicht so imposant wie das gewaltige Bergen, aber bunt und farbenprächtig, wie kein anderes Stadtbild im Norden.

Das Eigentümlichste in Gothenburg sind die Felshöhen mitten in der Stadt; es ist als duldeten die Steinriesen eine Weile das winzige Menschenwerk, welches sich an diesen Gneisfelsen angesiedelt hat, um es später einmal gelegentlich abzuschütteln. Die Menschen sprengen dafür an diesen Kuppen nun schon seit ein paar Jahrhunderten, rücken aber nicht merklich vor. Eine so gebildete steile Wand ragt dicht am Hafen auf; eine Stelle daran leuchtet ganz weiſs herüber: offenbar Quarz. Die Leute sitzen oben am Rande, die Kinder — daran gewöhnt — spielen dicht am Abgrunde. Man hört aber, wie das in Schweden selbstverständlich, keinen Laut. Hunderte von Menschen stehen ruhig am Landeplatze, darunter die Polizeibeamten mit weiſsen baumwollnen Handschuhen; niemand ruft; wer mit seinem Nachbar spricht, flüstert unhörbar. Ein solches vollkommenes Schweigen einer groſsen Menschenmenge hat immer etwas Befremdendes, fast Unheimliches. Aber in Schweden, wo die äuſsere Erscheinung, die Form und Sitte aufs genaueste beobachtet wird, gilt ein lautes Gebahren als

unfein. Auf der Strafse, den öffentlichen Promenaden in den Vergnügungslokalen, den Restaurants — überall wird nur im Flüstertone gesprochen. Selbst dem abfahrenden Freunde darf kein lautes Lebewohl zugerufen werden: eine Verbeugung, eine leichte Handbewegung genügt. Dafür entfalten sie, sobald die Maschine sich in Bewegung setzt, ihre Taschentücher (Näsdukar), und es erhebt sich ein Wehen herüber und hinüber, dafs man wohl an Möwenflattern oder ein Schneegestöber denken mag.

Die meisten Reisenden betrachten Gothenburg noch immer als blofse Pforte für den Eintritt in Schweden oder als Beginn der Eisenbahnfahrt nach dem Trollhätta und nach Norwegen. In Wahrheit hat sich die Stadt, welche handelspolitisch Stockholm überflügelt hat, in einer so bedeutenden Weise und in einem so grofsen Stil entwickelt, dafs sie unsrer vollen Aufmerksamkeit wert ist. Schon längst sind die alten Mauern und Bastionen abgetragen, die Festungsgräben zu breiten Kanälen erweitert. Ein wundervoller Ring mit mehrfachen Ulmenreihen und palastartigen Gebäuden trennt die alte, von breiten Kanälen durchzogene Stadt von den Vorstädten, welche nun den ganzen breiten Raum zwischen Flufs und Felshöhen eingenommen haben und bereits langsam die kahlen Gneishügel hinansteigen. Überall tritt uns ein frisches Werden entgegen, das um so mehr fesselt, als es hier vor allem gilt, natürliche Unebenheiten, ja ganze

Felshügel wegzusprengen und Raum für die fehlenden Wohnungen zu schaffen. Wo dies nicht angeht, hat man die Felshöhen mit Häusern bebaut, die nun terrassenartig übereinander aufsteigen, und zwischen ihnen hängende Gärten angelegt. In muldenartigen Vertiefungen weiter im Süden der Stadt sind Arbeitervorstädte entstanden mit schnurgeraden Straſsen und groſsen Schulgebäuden. Dicht neben allen diesen Bauten ragt dann eine öde Felshöhe auf. Wenige Schritte und wir befinden uns auſserhalb jeder Kultur auf einem welligen Plateau mit einer Art Gebirgs-Flora, wo Ziegen und Schafe weiden und keine anderen Wege weiter führen, als ein paar steinige Fuſssteige. Setzen wir uns nieder in das Heidelbeergesträuch (die Schweden sagen wie in Ostdeutschland Blaubeeren), welches diese Höhen bekleidet, so können wir uns vorstellen, wir befänden uns in der tiefsten Bergeinsamkeit. Aber unten, da dehnt sich die Stadt mit ihren roten Dächern hin, da liegen die groſsen Seedampfer im Hafen und schieſsen die kleinen Dampfschaluppen, seespinnengleich, auf dem breiten Götaelf. Wir stehen unter dem Zauber eines malerischen Kontrastes.

Im Westen ziehen die Höhen sich bis unmittelbar an den Fluſs. Längst ist die Vorstadt Máiorna hier hinaufgekrochen und schlieſst das merkwürdige Bild. Im Südwesten öffnet sich ein breites, grünes Thal, aus dessen Laubmassen ein hoher Wasserstrahl aufsteigt. Es ist der Slottskogs-Park, ursprünglich ein zum Schloſs Elfsborg gehöriger Wald, jetzt eine Parkanlage ersten Ranges, mit den schönsten Baumgruppen und dem dieser Küste

eigentümlichen grünen Rasen. Auch hier ragen rings die kahlen Gneishöhen herein. Unten aber hat sich eine Schweizerei etabliert, in der man zwar keine Spirituosen, dafür aber Frauenburger Mumme erhält, welche direkt aus meiner ostpreufsischen Heimat gekommen ist.

Zur Stadt zurückkehrend, geht man wohl an dem hohen Gneishügel mit der Feste Kronan vorüber nach dem hochgelegenen Hinricksberg in Máiorna, wo man unmittelbar über dem Flusse sitzt und das grofse Stadtbild von Westen überschaut; oder fährt mit der Pferdebahn nach dem Brunns-Park und geht zu den Anlagen des Gartenvereins, welche halb Park, halb botanischer Garten, ebenso Belehrung wie Erfrischung gewähren. Hier hat man in der Nähe das Theater mit den berühmten Gürtelkämpfern (Bältespännare) von Molin, eine Bronzegruppe, welche älter ist als die Ausführung in Marmor am Stockholmer Museum. Ich habe über dieselbe ausführlich in einem schon 1867 erschienenen Buche gesprochen.*)

Fragt man in Gothenburg nach der Bestimmung eines der vielen neuen grofsen Gebäude, welche zum Teil auf den Felshöhen stehen, so wird man bald erfahren, dafs es Schenkungen der nicht wenigen Millionäre sind: Schulen, Unterrichts- und wohlthätige Anstalten. Es geht ein merkwürdiger Zug durch diese Kaufmannswelt. Wo es irgend gilt einen grofsen Gedanken zu verkörpern, macht sie ihn sich zu eigen, übernimmt sie

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen, Leipzig, 1867.

die Kosten. Sie hat Kirchen, Theater und alle nur denkbaren nützlichen Anstalten gebaut. Sie hat die grofsen schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Sibirien ausgerüstet. Ohne sie wäre Nordenskjöld nicht was er geworden. In erster Reihe wird uns in Gothenburg, wenn wir erstaunt nach dem Schöpfer vieler dieser bedeutenden Anstalten und prachtvollen Gebäude fragen, Oskar v. Dickson genannt. Blofs an laufenden Ausgaben zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken zahlt er jährlich ein grofses Kapital. Und das versteht sich in Gothenburg alles gleichsam von selbst; es wird davon gar kein Aufheben gemacht. Dieser echt antike Zug entspringt einerseits dem erstaunlichen Gemeinsinn, der uns in allen skandinavischen Ländern überrascht, und dem Verlangen, in der europäischen Staatengemeinschaft eine würdige Rolle zu spielen, sich die politische Stellung zu erwerben, welche die früheren Jahrhunderte erlangt, aber zu behaupten nicht vermocht haben. Dem skandinavischen Volkscharakter, namentlich den Schweden und Norwegern ist ein Übermafs der Phantasie eigen, das hier zu den Wikinger-Zügen, dort zu den Unternehmungen Gustav Adolfs und Karls des Zwölften geführt hat, beidemal zum Unheil des Landes, dem dadurch seine besten Kräfte verloren gingen. Diese Phantasie bestimmt aber noch jetzt die Handlungen beider Völker, die weniger nach dem Nutzen und dem wahrscheinlichen Erfolge fragen, als einer Art ungezügelten Triebes nachgeben. Wo dieses Gefühl in den Dienst bürgerlichen Empfindens tritt, erzeugt es jene schönen Werke, welche wir in

Gothenburg bewundern. Kommt einst eine Zeit, welche sich noch höhere Ziele setzt, wird es sich um die Verwirklichung des skandinavischen Einheitsgedankens handeln, dann muſs diese selbe Phantasie sich noch in ganz anderen Formen und Erscheinungen bewähren. Dann wird vor allem Schweden berufen sein, den erhabenen Gedanken eines einigen skandinavischen Reiches, der schon vor fünfhundert Jahren der Durchführung ganz nahe war und nur an der Kläglichkeit der dänischen Fürsten und Staatsmänner scheiterte, zu verwirklichen.

Von den vielen Schöpfungen des Gothenburger Gemeinsinns nenne ich nur das Museum, welches mehrere Etagen des groſsen Gebäudes in der Stora Hamngata einnimmt. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen zeichnen sich durch Vollständigkeit aus. Aber auch zu einer Gemälde-Gallerie und Skulpturen-Sammlung ist ein guter Anfang gemacht, und wir bewundern neben mehreren Tidemands (Bärenjäger, Besuch in einer Hütte) die vielbesprochenen Bilder d'Unkers: Ein Wartezimmer und In der Garderobe. Vorläufig ist nicht viel Raum da für die Taflor (eine Tafel, tabula, hieſs es ja früher auch bei uns). Sollten sie hier aber in einiger Zeit ein Museum für Kunstwerke bauen, so werden sich auch plötzlich seine Hallen mit Gemälden und plastischen Werken füllen. Es ist nicht eben lange her, daſs ein gemeinsinniger Bierbrauer in Kopenhagen, Jakobsen, seiner Vaterstadt mit einemmal für eine Million Kronen Kunstwerke schenkte, für die er sogar zwei groſse Museen erbaut hat.

Das merkwürdigste in dem Gothenburger Museum

ist eine Sammlung von Masken, meist Totenmasken, wahrscheinlich die Stiftung eines Gothenburger Kaufmanns. Doch konnte ich nichts Näheres hierüber erfahren. In einigen Glasschränken hat man etwa hundert dieser Masken aufgestellt, fast alle berühmten, oder doch bekannten Leuten angehörig, in den verschiedensten Formen, Stimmungen und Verzerrungen. Da sind große Politiker, wie Burke, Pitt, Sheridan, Franklin, Heinrich IV. (von Frankreich); Gelehrte und Dichter, wie Voltaire, Newton, Herschel, Sterne, W. Scott, Swift, W. v. Humboldt, Roscoe; Künstler und Komponisten, wie Canova, Haydn, Weber u. a.; auch Audubon, der Mann der Wälder und Savannen, welchen Freiligrath besungen hat. Auf den Lippen einzelner glaubt man noch ihr berühmtes letztes Wort zu lesen, das Goethische „Mehr Licht!“ oder das Rabelaissche „La farce est jouée!“ Andere lächeln,

— — — nur etwas gezwungen,
Als bissen sie sich auf die Zungen. (Ibsen)

Der Schein ist gewichen; der fürchterliche Ernst des Todes graust uns an. Sie haben vor Furcht sich zu schminken vergessen, sagt der alte Ferdinand Raimund.

Diese Parodie auf das Leben hat aber noch ein ganz merkwürdiges Seitenstück in der Parodie auf geistige Größe gefunden, nämlich in der Sammlung der Masken von Karaiben-Köpfen und Zuchthaussträflingen (Slafvar) — ein Gegensatz fast so vernichtend wie ein Totenschädel neben dem Antlitz eines blühenden Mädchens.

III.

Der Trollhätta und Sarpsfos. Der Fjord von Christiania.

Die Fahrt zum Trollhätta ist bei den deutschen Reisenden, die gegenwärtig zu Tausenden nach Kopenhagen kommen, gleichsam zur Mode geworden. Auch wer nicht Stockholm oder Christiania besucht, will wenigstens in Malmö oder Helsingborg den Fuſs auf schwedischen Boden setzen oder den Trollhätta brausen hören. Nun ist Gothenburg zwar von groſser Schönheit, aber die Fahrt zum Trollhätta uninteressant, und es fragt sich, ob ein bloſser flüchtiger Blick auf die Wasserfälle ein rechtes Bild giebt und für die weite Fahrt entschädigt.

In dem westlichen Schweden erkennt man überall, wie dieses einst von Schnee und Eis bedeckte und von den Vorschiebungen der Gletscher abgeschliffene und gleichsam durchgearbeitete Land erst beim Beginne seiner Kulturentwicklung angelangt ist. Das Ganze macht jetzt den Eindruck eines wüsten Chaos von Schuttablagerungen, Fels, Sumpf und Wald, in welchem sich die

einzelnen Ansiedelungen der Menschen verlieren und in jeder Beziehung die Ausnahme bilden. Aber fleiſsige Hände vermögen auch aus der schwedischen Waldwüste eine schöne Kultur zu schaffen. Das habe ich auf meiner letzten Fahrt durch Småland gesehen, wo vor einigen Jahrzehnten die weite Skog-Wildnis vorherrschte und jetzt an ihre Stelle oft schöne Äcker und Weiden getreten sind. Selbst die meilenlangen Steinwälle an der Seite der Eisenbahn, in welchen man die herausgebrochenen Steine aufgehäuft hatte, sind zum Teil verschwunden, geradeso wie in Norddeutschland die wüste Waldwildnis und alle die unzähligen die Äcker bedeckenden Steinblöcke haben der Kultur weichen müssen. So wird auch der Reisende nach zehn bis zwanzig Jahren auf der Fahrt zum Trollhätta und weiter zur norwegischen Grenze sich eines ganz andern Anblicks zu erfreuen haben als gegenwärtig, wo uns eine wahre Kulturwüste anstarrt.

Ich sah den Trollhätta nach fünfzehn Jahren zum ersten Mal wieder. Damals hatten wir einen Dauerlauf veranstaltet, um das Dampfboot, welches oben durch die Schleusen ging, rechtzeitig unten zu erreichen; jetzt durfte ich ihm einen ganzen Tag widmen. Aber der erste Eindruck läſst sich doch niemals wiederholen. Was bei den Trollhätta-Fällen — eigentlich nur groſsen Katarakten — am meisten imponiert, ist die ungeheure Wassermasse, die elementare Gewalt, das Unbezwingliche; und dann wieder die wunderbare Ruhe, die dem betäubenden Lärm und Aufruhr folgt, nachdem der Strom gleichsam seine Kraft in dem nutzlosen Kampf erschöpft hat. Steht man auf der

unteren Gallerie der Holzschneidemühle neben dem Toppö-Fall, so ist es, als befände man sich mitten in der Brandung eines aufgewühlten Meeres; die Wogen drohen über unsere Köpfe hinwegzugehen, der Wasserrauch hüllt uns ein. Sprungweise, dann wieder in einzelnen wirbelnden Teichen sich gleichsam ausruhend, stürzt der Strom weiter zur Tiefe. Zuletzt ist mit seiner Wut auch seine Kraft erschöpft; unten dehnt er sich in breiter Entwicklung aus und fliefst hastig, aber unhörbar dahin, etwa wie der Rhein bei St. Goar. Am Abend tönt das Brausen der Fälle hier nur gedämpft herüber wie das ferne ununterbrochene Rauschen der Meeresflut. Auch die Landschaft hat hier ein mehr heiteres Gepräge: wir wandeln wie in einem grossen Naturpark. Sogar ein Springbrunnen schickt seinen armdicken Strahl hoch in die Luft, und die Menschen plaudern neben der kleinen Schweizerei. Das sind die wenigen Punkte, wo Schweden wirklich schön zu nennen ist. Hier steigen auch die belasteten Schiffe und Dampfboote die genial angelegten Schleusentreppen hinauf, um später oben quer durch das ganze Land nach Stockholm zu fahren.

Ein verwüsteter Wald mit Felsbrocken und Torfmooren, dann und wann ein trüber See: das die Physiognomie der schwedischen Landschaft bis zur norwegischen Grenze. Zuweilen erfreut ein Blick in ein grünes Thal, wie bei dem kleinen Eisenbade Råstock, oder die glänzende Perspektive des Lee-Sees. Eine Eiche und ein Stein erinnert an die Kriegszüge Karls XII. nach dem unbezwungenen Fredrikshald.

Eine der traurigsten Waldwüsten trennt die beiden Reiche; aber gerade hier speist man zu Mittag. Freundlicher gestaltet sich der Weg auf der norwegischen Seite. Man erreicht den mehrere Meilen langen Femsö und durch das reizende Tistedal das herrlich gelegene Fredrikshald. Ursprünglich hieſs die Stadt Halden; nach den groſsen Kämpfen in den Jahren 1658 bis 1660, in welchen lediglich die Bürger die damals noch fast garnicht befestigte Stadt gegen die Schweden verteidigten, glaubte der König sie durch Verleihung seines Namens ehren zu müssen. Am berühmtesten geworden ist jedoch die todesmutige Verteidigung der Stadt gegen die Schweden im Jahre 1716 seitens der Brüder Colbjörnson, denen damals kein geringerer als Karl XII. gegenüberstand. Als der Schwedenkönig im Jahre 1718 von neuem wiederkehrte, eroberte es das Auſsenfort Gyldenlöve, und war nahe daran, aus den angelegten Laufgräben in die Festung selbst einzudringen, als ihn am elften Dezember die tötliche Kugel traf. Bekanntlich hat man viel darüber gestritten, ob Karl XII. von Feindes- oder Freundesseite erschossen worden ist. Letzteres bejahten natürlich alle tragischen Dichter, aus demselben Grund, aus welchem Schiller den Fiesco ertränken läſst. Um dem Streit endlich ein Ende zu machen, wurde vor mehreren Jahren der Sarkophag des Königs in der Riddarholmskirche in Stockholm eröffnet und der von der Kugel durchbohrte Schädel untersucht. Die Kommission sprach sich für eine feindliche Kugel aus; andere suchten diese Annahme zu widerlegen: kurz, der Streit ent-

brannte heftiger als je, und schließlich werden wohl, wie in allen solchen Fällen, die Dichter Recht behalten.

An der Stelle, wo der König fiel, ist man der Festung Fredriksten ganz nahe und zugleich tief unter ihr. Die schwedische Armee hat hier im Jahre 1860 dem gefallenen König ein schönes gußeisernes Denkmal errichten lassen, an welchem man die Verse Tegnérs liest:

I med-och motgång lika
Sin lykkas öfverman;
Han kunde ikke vika
Blott falla kunde han.

(Im Glück und Unglück derselbe, erhaben über sein Geschick, konnte er wohl fallen, aber nicht weichen.)

Die ganz hübsch eingerichtete Stelle heißt jetzt der Kommandant-Park; abends spielt die Militär-Musik, und die Menschen blicken alle freundlich und gelassen nach dem Denkmal, sich schönerer Friedenszeit erfreuend als damals, wo die skandinavischen Reiche sich mit Lust zerfleischten und den Grund zu der Schwäche legten, von der sich aus eigener Kraft anscheinend keines mehr erholen wird.

Wer am späten Morgen vom Trollhätta abfährt, kann am frühen Abend noch den Sarpsfos sehen, den gefährlichen Rivalen der Trollhättafälle. Ich zog es vor, in Fredrikshald zu übernachten und mit innigem Entzücken die schöne Stadt, die Festung und die malerische Umgebung zu durchstreifen. Vielleicht besitzt keine zweite norwegische Stadt einen Hafen von dieser Schönheit, rings eingeschlossen von starren Gneishöhen, überragt

von dem Berge und der Festung Fredriksten, belebt von großen Segel- und Dampfschiffen, bald an den hohen Norden, bald an eine der südeuropäischen Inseln erinnernd.

Am folgenden Morgen ging es weiter durch die wenig interessante Landschaft Smålénene nach dem Städtchen Sarpsborg, zum Besuche des Sarpsfos, den die Bahn schon vorher überschreitet. Hier lernte ich zuvörderst, daſs sein Gepäck deponieren heiſse: indsätte Töiet; und später, daſs es den Beamten nicht gestattet sei, hierfür etwas anzunehmen.

Zum Sarpsfos wandert man durch das Städtchen etwa zwanzig Minuten nach Osten. Es ist eine Art Hufeisenfall, den der Glommen, der gröſste Fluſs Norwegens, bildet; ein einziger Sturz über eine geneigte Felsfläche; wenn man will, eine ungeheure Schleuse, wie neben unseren Wassermühlen. Gerade da wo der Fall beginnt, läuft die Straſse und die Eisenbahn über den Glommen, beide auf einer interessanten Doppelbrücke, unter Benutzung derselben Strompfeiler. Ursprünglich (seit 1852) bestand hier nur eine Drahtbrücke für Fuhrwerke. Als man später die Smålensbahn erbaute (1878), erhöhte man die Pfeiler und legte die Eisenbahn auf eisernen Fischblasen, gleichsam im zweiten Stockwerk, an.

Auf beiden Seiten ist der Fall dicht von Holzschneidemühlen besetzt, welche die Wasserkraft sich zunutze machen und das Wasser in groſsen Rinnen ihren Rädern zuführen. In anderen Rinnen schwimmen die groſsen Floſshölzer herab. Auf schwindeligen Pfaden geht es längs oder über diesen Rinnen und man schaut in den

schäumenden Kessel, der sich unten an den Fall anschliefst und in welchem die Wellen mehrere Fufs hoch aufspritzen. Da die Hauptmasse des Wassers im Osten niederstürzt, so entsteht im Kessel unten ein westlicher Rückstrom, der an das Ufer mit der Gewalt der Meereswogen brandet und die grofsen Balken, als wären es Splitter, mit sich fort- und dem Hauptstrom wieder zuführt. Aber nur selten gelingt es einem Stamm, sich in den Hauptstrom gleichsam einzuschmuggeln. Denn die Gewalt dieser Strömung ist so grofs, dafs sie die Wasser und die Hölzer auf beiden Seiten immer von sich stöfst. Wandert man auf dem rechten Stromufer eine Strecke nach Süden, so gelangt man zu ein paar Häusern und einer abgeschliffenen Felshöhe, in deren kleinen Vertiefungen die Leute Kartoffelgärtchen angelegt haben. Hier schaut man dem Wasserfall mit der Brücke gerade ins Gesicht. Die Mühlen und Rinnen auf seinen beiden Seiten erscheinen aber, von hier gesehn, wie das Werk von Zwergen.

Der Sarpsfos hat zwar nur eine Höhe von zwanzig Metern, er bildet dafür aber auch nur einen einzigen Fall, während von den vier zusammen dreiunddreifsig Meter hohen Trollhättafällen der höchste, der Toppöfall, blofs eine Fallhöhe von dreizehn Metern hat. Auch an Wassermasse übertrifft der Sarpsfos den Trollhätta erheblich. Sie beträgt bei ihm durchschnittlich achthundert Kubikmeter in der Sekunde (von einhundert bis viertausend wechselnd). Es kommt also darauf an, dafs man ihn in einer Flŏmtid (Flutzeit) sieht, die gewöhnlich zur Zeit

der Schneeschmelze eintritt, aber auch nach langanhaltendem Regen zu erwarten ist. Im Winter von 1879 auf 80 hatten die niedern norwegischen Gebirge fast gar keinen Schnee. Infolge dessen brachte die Schneeschmelze keinen Flom; dagegen zeichneten sich die Flüsse in dem heiſsen Sommer durch einen überaus hohen Wasserstand aus, da alle Schneefelder auf den hohen Bergen der schwedisch-norwegischen Grenze schmolzen. Einen gleichen Anblick gewähren ja auch die von Gletschern kommenden Alpenströme.

Wer den Sarpsfos über die luftige Fahrbrücke, unter der noch luftigeren Eisenbahnbrücke, überschreitet, gelangt in zwanzig Minuten zum alten Hofe Havslund, mit einem groſsen, aber ganz öden Herrenhause, einem wahren Prachtstück für einen Novellendichter. Dicht daran schlieſst sich eine Art Urpark, wie der zu Warnicken oder der des Fürsten Chigi in Ariccia: uralte Linden-, Kastanien-, Eichen-, Lärchen-, Birken- und Ahornbäume, vor allem Rotbuchen, wie sie schöner der Dyrehave bei Kopenhagen nicht aufzuweisen hat. Ein kühlender Regenschauer war vorübergezogen, und nun tropfte es melodisch von den sonnenbeschienenen Bäumen. Drauſsen brauste der Sarpen. Seinem Rauschen folgend, gelangte ich zu einem von Holz erbauten Monópteros mit acht dorischen Säulen und den Inschriften Patribus und Patriae. Am Architrav im Innern unter der Kuppel stehen die Namen dänischer und norwegischer Könige angeschrieben, doch nur bis zu Karl dem Fünfzehnten. Keiner der Besucher hat sich hier verewigt, was entweder für ein

seltenes Anstandsgefühl oder für den Mangel alles Besuches spricht. Der kleine Tempel muſs früher einen schönen Blick auf den ganz nahen Sarpsfos dargeboten haben; jetzt ist die Aussicht verwachsen, und man ist auf das ununterbrochene Rauschen angewiesen, das durch die Büsche heraufdringt. Ich saſs hier eine Weile, ungesehen, nichts sehend, und meine Gedanken schweiften zu der fernen Heimat.

Von meiner weiteren Eisenbahnfahrt über Fredrikstad und Moſs nach Christiania habe ich nicht viel zu berichten, obwohl ich mich an allen diesen Orten aufgehalten habe. Diese dänischen Fredriks und Christians machen doch auf den Fremden den Eindruck einer höchst unmotivierten Zudringlichkeit und erschweren ihm die geographische Kenntnis. Ob eine Stadt Fredrikshald oder Fredriksstad heiſst, ob Christiansand oder Christiansund, fällt oft ebenso schwer auseinander zu halten, wie dem groſsen Thorwaldsen Sandhed und Sundhed. Diese Schwierigkeit wird um so gröſser, wenn man noch die schwedischen Karls und Oskars berücksichtigt. Da giebts ein Karlskrona, Karlshamn und Oskarshamn, ein Karlstad und Oskarsborg. Selbst ein dänisches Christianstad macht sich in Schweden an der schonen-blekingenschen Grenze breit. Zuletzt kommen noch die Damen dazu, eine Ulrike, Christine, Charlotte, hängen ein Hamn (Hafen), ein Stad oder Berg an ihren Namen und verwirren unsere geographischen Begriffe vollständig. Warum läſst man nicht die alten ehrlichen Namen bestehn?

Die letzten Stunden meiner Eisenbahnfahrt wurden

seltsam belebt durch einen Schuhmachermeister, der im Zululande gewesen war und seine Predigerrolle im übervollen Eisenbahnwagen fortsetzte. Das „gebildete Norwegen" hatte für seine salbungsvollen, übrigens ungemein trivialen Redewendungen nur ein Lächeln; aber die Bauern, das eigentliche Volk, das lauschte ihm mit staunender Hingebung, das kaute seinen Tabak mit offenbar doppelter Erregung, wie die bedenklich gröſseren und gröſseren Spuckflecken auf dem Fuſsboden des Wagens auswiesen. Nur ein junges deutsches Ehepaar verstand von allen diesen Sachen offenbar kein Wort. Der Mann rauchte seine Zigarre, und die Frau hielt auf ihrem Schoſs ein graues Kätzchen, das gestreichelt immer ganz vergnüglich schnurrte.

Der freundliche Leser wünscht vielleicht noch zu hören, wie man die norwegische Hauptstadt auf dem Seewege von Gothenburg erreicht. Ich bin diese Wasserstraſse wiederholt gefahren, und wer nicht die groſsen Wasserfälle besuchen will, sollte sie auch immer dem Landwege vorziehn.

Wenn im Juli das Dampfboot, abends spät von Gothenburg abfahrend, wieder die Schärenflur erreicht, ist es Nacht; im Süden flammt das Blinkfeuer von Lödingen auf, im Norden ein anderes. Man kommt im Dunkel an einzelnen Ansiedelungen vorbei, und hier lieben es noch die Kinder, jedes Schiff mit lautem Geschrei zu empfangen. Die Laternen werden am Vorder-

mast aufgehiſst, an den beiden Seiten des Schiffes ausgehängt; der Lotse steht hoch auf seiner Brücke und starrt mit seinen gläsernen Augen in die Ferne.

Als wir aus der Schärenflur kamen, ging gerade der Mond blutrot im Osten auf. Er und das Drehfeuer im Norden leuchteten uns noch weit in die offenbare*) See hinaus.

Nach ruhigem Schlafe morgens früh auf Deck kommend, befanden wir uns bereits in dem Fjorde von Christiania: Links ragt der groſse Leuchtturm auf Lille Ferder auf, eine groſse Zahl von Segelschiffen kreuzt gegen den starken Nordwind. Die Felsufer sind wie abgeschliffen, baumlos. Allmählich taucht die Birke auf, der die Kiefer folgt; schon haben sich die Leute an dem kahlen Strande angesiedelt; dann blicken einzelne Gårde (Höfe) von der Höhe, zuletzt breitet sich Åsgårdstrand am Ufer-Berge stadtartig aus. Unten zeigt ein kahler Streifen an, daſs die Ebbe und Flut der Nordsee noch hier ihre Wirkung äuſsert; in dem innern Fjorde, nach der groſsen Enge bei Dröback, läſst sich eine regelmäſsige Flut nicht mehr erkennen. So sagte mir wenigstens Professor Axel Blytt, Botaniker an der Universität, welcher mit uns von Gothenburg kam, nachdem er eine wissenschaftliche Reise durch Dänemark und Deutschland gemacht hatte.

Wir betreten den norwegischen Boden zum ersten Mal bei der Station Horten, wo das Dampfboot landet.

*) So heiſst es in Norwegen und auch in der Gudrun.

Hier verliefs uns ein bairischer Korbmacher, welcher im Laufe der Jahre immer weiter nach Norden vorgedrungen war und jetzt eine bleibende Stätte in Skien gefunden hatte. Dafür stieg auf unser Schiff ein angeblicher sozial-demokratischer Apostel aus Zwickau, welcher den Norwegern das neue Evangelium bringen sollte.

Zahlreiche Quallen, oft einen Fufs im Durchmesser haltend, umschwärmen unser Boot. Man nennt sie Manéter, wahrscheinlich von ihrer runden, mondartigen Gestalt. Im Hochsommer halten sie sich mehr in dem freien Meer auf, im August aber ziehen sie sich in die ruhigeren Fjorde zurück, oft in so ungeheuren Massen, dafs sie das Meer gleichsam ausfüllen. Daher vergleicht schon Pytheas sein „träges“ Mare Chronium mit einer von Quallen erfüllten See. Ihre Berührung verursacht einen brennenden Schmerz. Aber auch diesen Umstand hat man sich zu nutze gemacht, indem manche an Rheumatismus Leidende in solchen Manetschwärmen baden. Diese Manetkur gehört namentlich zu den Eigentümlichkeiten des besuchten Bades Sandefjord.

Gleich hinter Horten, dessen Hafen Karl-Johans-Värn mit der norwegischen Kriegsflotte kaum sichtbar ist, — ein verlorener Posten bei einem Kriege — erweitert sich der Fjord seeartig; geradeaus geht die Weiterfahrt nach Dröbak; rechts hat man die Gjellö, dahinter Mofs, bekannt durch die Konvention vom 14. August 1814, durch welche die Norweger ihren Frieden mit Schweden machten und sich das Palladium ihrer Verfassung retteten. Links erblickt man das unter einer Felswand gelegene

Städtchen Holmestrand. An ihm vorbei geht die Seefahrt nach Drammen, dem alten Drafn. Bei dem überaus klaren warmen Wetter empfängt man den Eindruck eines oberitalienischen Sees. Nur die Ufer, namentlich der grofsen Halbinsel Hurum im Norden, sind ziemlich öde, wenn auch mit Wald bedeckt, und wenig bewohnt. Bis hierher pflegt der Fjord im Winter zu gefrieren; es kommt sogar vor, dafs die Leute über die Eisdecke von Horten nach Mofs zu Fufs gehen. Aber auch diesen Riegel durchbricht schon lange vor dem Abgange des Eises der gewaltige Eisbrecher Mjölnir und eröffnet wenigstens den Seedampfern einen offenen Wasserweg (Råk) nach der Hauptstadt.

Allmählich werden die Ufer belebter. Ein Delphin springt hoch über die metallene Fläche und fesselt die Aufmerksamkeit der seemüden Gesellschaft. Bei dem Städtchen Dröbak, das mit seiner Kirche und den schattigen Linden gar freundlich daliegt, zieht sich der Fjord eng zusammen. Ein paar Inseln, die Kaholmer, verengen das Fahrwasser noch mehr, so dafs nur im Osten eine schmale Fahrbahn bleibt, welche noch dazu von den respektablen Festungswerken auf dem gröfsten der Holme, der Oscarsborg, beherrscht wird. Zieht sich die Flotte aus dem offenen Horten hinter diese Enge zurück, so kann Christiania zur See nur schwer angegriffen werden. Anders freilich, wenn ein Landheer in Mofs landete.

Wer an einem hellen Vormittage von Dröbak nach Christiania fährt, wird seine Erinnerung um ein grofses Bild bereichern. Rechts hat man die ziemlich uninte-

ressante Felswand von Näsodden. Links aber tritt das Ufer zurück, und es steigen die merkwürdigen Gneiskuppen und Porphyrrücken auf, welche Leopold v. Buch schon im Jahre 1806 besucht und so anschaulich geschildert hat: der Vardekolle, Skougums- und Kålsås, später auch der Voksenås, mit dem berühmten Frogner-Säter. Christiania selbst, und noch früher Oscarshall, erblickt man erst, wenn man um Näsodtangen biegt, und es beginnt nun ein Panorama, welches an Mannigfaltigkeit und Reichtum der einzelnen Elemente, an Farbenglanz und landschaftlicher Harmonie wohl alles übertrifft, was der Norden Europas darzubieten vermag. Da das Boot längs dem ganzen Nordufer bis zur äußersten Bucht im Osten fährt, rollt sich uns dieses ganze Bild allmählich auf.

Was die Landschaft von Christiania so eigentümlich macht, ist die innige Verbindung von Gebirg, Meer und Inseln. Keines dieser drei Elemente herrscht vor. Die Berghöhen im Norden, alle vollkommen bewaldet, steigen nicht über fünfhundert Meter auf. Der Fjord trägt mehr den Charakter eines Gebirgssees als eines Meeresarms; doch breitet er sich auch hier noch immer meilenweit aus, und man atmet den frischen Salzgeruch der See. Nach Osten hin wird er enger; es springen nicht bloß von allen Seiten mächtige Felszungen (Tanger) herein, es tauchen überall auch große Inseln auf. Der Fjord giebt gleichsam seine Hoheit auf und wird lieblicher und milder, indem er sich um die Wohnstätten der Menschen schmiegt und nur noch ihren Ver-

kehr vermittelt. Auf dem Nordufer dieses Ostendes des Fjordes steigt nun die Stadt auf, teils sich um die Buchten und Viken dehnend, teils sich über die wellenförmigen Höhenzüge legend, und in grofsen Terrassen zu dem Gebirgsrücken im Norden erhebend. Es giebt keine Grenzen dieses grofsen stundenweiten Stadtbildes. Dasselbe verliert sich wohl im Osten und Norden, es hört aber eigentlich nirgends auf. Nach Westen giebt es aber gar kein Ende. Wie in Neapel oder Lissabon ist auch hier meilenweit die Bucht von aneinander hängenden Vorstädten und Dörfern besetzt. Es ist allerdings meist nur eine lange, der Eisenbahn folgende Linie, aber sie nimmt kein Ende. Erst an dem mächtigen Vardekolle im Westen verschwindet das Menschentum, und es starrt uns die ernste norwegische Natur entgegen. Im Südosten legt sich wie ein grofser Wall der Ekeberg vor und hemmt den Blick. Doch auch liegt ein Villenkranz an seinem Ufer. Zugleich tritt hier jene Inselwelt auf, welche diesem Landschaftsbild erst den rechten Charakter verleiht. Alle diese Inseln sind mit reizenden Landhäusern besetzt, meist freien luftigen Holzbauten, die einen am Strande, die anderen auf den Felshöhen stehend; alle mit Badestellen an der See und mit Flaggenmasten. Wo sich die Inseln auseinander geben, blickt man nach Süden hindurch in den tiefblauen Bundefjord, neben welchem die Eisenbahn nach Mofs und Fredrikshald geht. Es ist, als ob diese Herrlichkeit gar kein Ende nehmen könnte.

Durch diese Inseln hindurch, im Norden die Lindö

und Hovedö, im Süden die Rambergö, Blekö, Sjursö, weiter südlich die Ormö und Malmö, geht unser oft enge Wasserweg. Dann biegt das Boot nach Norden in die Björvik, und führt um Hovedtangen mit dem Akershusslot zu der Toldbodbrygge. Nach der kühlen Meerfahrt ist es, als ob man in einen heiſsen Ofen gelangte. Die Zollbeamten kommen auf das Schiff, untersuchen, um die Formalitäten zu beobachten, fast nur mit einem Winken der Augen unser Gepäck und versehen es mit einem Runenzeichen von Kreide. Wir sind entlassen. Die glühenden Steine, welche durch die Sohlen unserer Stiefel brennen, sagen uns allerdings nicht, daſs wir uns über dem sechzigsten Breitengrad hinaus befinden. Aber im nahen Victoriahotel ist es luftig und kühl; auf der groſsen, mit Pflanzen und ausgestopften Vögeln, mit Karten, Bildern und Springbrunnen geschmückten, offenen, nur durch ein Zeltdach gedeckten Halle vergiſst man das Schaukeln des Schiffes, und in dem frei auf dem gepflasterten Hofe errichteten Zelte, in welchem ein paar hundert Personen dinieren können, bei Erdbeeren und Eis auch die Beschränkung der Schiffsküche.

IV.

Christiania.

Als der dänische König Christian IV. im Jahre 1624 die Einwohner des abgebrannten Oslo zwang, ihre Wohnstatt auf dem Schwemmlande des Lo-Elv am nördlichen Fuſse des Ekebergs zu verlassen und sich unter den Kanonen der Akershausfestung anzusiedeln, ahnte er wohl selber nicht, zu welcher Gröſse diese Provinzialstadt in dem unwirtbaren Norden sich einst entwickeln würde. Das alte Oslo verschwand bis auf wenige Reste, um erst vor wenigen Jahren, beim Bau neuer Straſsen und Eisenbahnen, als ein nordisches Pompeji an das Licht zu treten und den erstaunten Bewohnern der norwegischen Hauptstadt zu zeigen, wie einst die bescheidneren Häuser ihrer Vorfahren gelegen und zum Teil auch, wie sie ausgesehen haben. Eingehende Studien, namentlich von L. Daae, haben dann das alte Christiania auch gleichsam geistig bloſsgelegt, so daſs Ibsen in seinen „Kronprätendenten“ dem nächtlichen Kampfe in den Straſsen der

Stadt die genügende Lokalfarbe geben konnte. Christiania selbst, im Norden der Festung und zum Teil in Sümpfen erbaut, anfangs mit einer Befestigung umgeben, seit 1686 eine offene Stadt, hatte noch selbst am Anfange dieses Jahrhunderts nichts Merkwürdiges. Nur die Erlöserkirche konnte überhaupt als Bauwerk in Betracht kommen. Die Privathäuser und selbst die meisten öffentlichen Gebäude waren von Holz, die Strafsen notdürftig gepflastert; von Gasthäusern kaum die Rede; der Handelsverkehr so gering, dafs er neben dem des jetzt weit überflügelten Bergen nicht in Betracht kam. Leopold von Buch erzählt, dafs damals Heu — und man erwäge, dafs Norwegen vorzugsweise ein Weideland ist — von England eingeführt wurde. So primitiv waren damals die Verhältnisse, dafs man den Holzbauern aus dem Österdal die Zahl der abgelieferten Stapel mit Kreide auf den Rücken schrieb; mit dieser Rechnung liefen sie eiligst zum Comptoir ihres Abnehmers, kehrten diesem schweigend den Rücken und empfingen ihr Geld; „die Bürste aber, mit welcher der Kassierer über den Rücken hinfuhr, vertrat die Quittung des Bauers.*) Es sind das dieselben Bönder, deren Töchter jetzt die neuesten Lieder aus dem Warmuthschen Verlage singen, welche selber aber bei der Holzmesse imJuni und Juli Champagner trinken, sich bescheiden nur Gårdbruger (Landwirt) nennen und viele tausend

---

*) L. v. Buch, Reise durch Norwegen und Lappland, Berlin, 1810, Bd. 1, S. 73; noch immer ein Hauptwerk, wie viel auch darin veraltet sein mag.

Kronen bloſs als Vorschuſs auf die zu liefernden Hölzer erhalten, die demnächst nach England oder Südafrika und Südamerika, ja bis nach Ostindien auf norwegischen Schiffen verschifft werden.

Christiania hatte vor siebenzig Jahren kaum zehntausend Einwohner; jetzt wohnen hier fast zweihunderttausend Menschen, allerdings zum groſsen Teil in weit ausgedehnten Vorstädten, welche mit ihren Villen, Gärten, Höfen und Fabrikanlagen sich in die Schablone unserer alten europäischen Städte kaum einfügen. Dazu kommt, daſs Christiania, mit Ausnahme des ältesten Teils, dessen quadratische Viertel noch jetzt Kvartaler heiſsen, ganz unregelmäſsig gebaut ist. Die Landschaft selbst, der Boden, darauf die Stadt steht, zeigt keine groſsen Formen. Es zieht sich wohl von dem groſsen Voksenås im Norden ein Rücken quer nach Süden, bis zu dem Felsausläufer der Akershausfestung, welcher mit seinem Schwemmland im Osten eine Halbinsel zwischen der Pipervik im Westen und der Björvik im Osten bildet. Dieser Rücken ist aber oft unterbrochen. Das Terrain wogt nach allen Seiten auf und ab. Bald tritt der nackte Schiefer zu Tage (selbst mitten im Straſsenpflaster), bald sammelt sich das Wasser in Sümpfen. Ein groſses Labyrinth von Hügeln, Thalfurchen, Felsen, Sümpfen, Feldern, Wiesen: — das die einstige Umgebung der alten Stadt, in welcher die neue Platz finden sollte. Hier galt es an Stelle der unzähligen Lökken (oder Lykken, von lykke, umschlieſsen, so genannt), welche früher überall vorhanden waren und teils

der Landwirtschaft dienten, teils Sommerhäuser der reicheren Bürger bildeten, Baustellen zu schaffen, Felsen zu sprengen, Höhen abzutragen, Vertiefungen auszufüllen. Meist haben einzelne Leute an den schon bestehenden Wegen ihre villenartigen Häuser erbaut. Es haben sich aber auch Spekulanten der Sache bemächtigt, grofse Flächen gekauft, diese nach einem Plane zerteilt und verkauft. So ist die Vorstadt Grönland entstanden, Grünerlökken und die Homansby. Im ganzen herrscht jedoch eine freie Unregelmäfsigkeit vor, wie sie wohl keine zweite grofse Stadt so zur Schau trägt. Man empfängt den Eindruck eines breit und grofs, doch überall planlos angelegten Badeortes.

Meine Neigung für Aussichtstürme führte mich recht bald auf den Turm der Erlöser-Kirche (Vor Frelsers Kirke) am Stortorv. Dieser Platz ist der Ausgangspunkt aller Pferdebahnen, welche Christiania nach verschiedenen Seiten durchziehen. Im Turm befindet sich die Feuerwache. Der Wächter schaut aus einem Kuppelgemach durch die nach allen Seiten gehenden schmalen Fenster. Ein anderer, mehr freier Blick ist auch uns nicht vergönnt; dafür schauen wir jedes einzelne Bild in einen Rahmen gefafst. Wir erkennen hier recht die Thalbildung im Osten mit dem Akerselv und deren maritime Fortsetzung: die Björvik. Im Westen ist die Thalbildung weniger ausgeprägt, jedoch vorhanden; ihre Fortsetzung ist die Pipervik. Zwischen beiden Thälern liegt die alte Stadt, zwischen beiden Viken die Halbinsel von Akershus, deren Schieferwände

nach Westen steil abfallen. An der Spitze der Björvik sehen wir den Zentralbahnhof, den Ausgangspunkt der Eisenbahnen nach Drontheim, Schweden und Frederikshald; an der Pipervik aber den Westbahnhof, von wo man nach Drammen fährt. Wundervoll blau liegt der Fjord da, mit dem Ekeberg zur Linken und den villenbesetzten Inseln und Näsodden im Süden, während der Vardekolle und die kulissenartig sich vorschiebenden Åser weit im Westen das grofse Bild schliefsen. Der dominierende Punkt in demselben ist das gewaltige Königsschlofs. Wandert man vom Stortorv durch die Karl-Johansgade nach Westen, so erreicht man bald links das Storthingsgebäude und erblickt über der Thaltiefe mit dem Studenterlund das Königsschlofs. Sie stehen sich gar sonderbar gegenüber, diese beiden Burgen der Autorität und der Freiheit, kühn und drohend*). Das Königsschlofs hoch und frei, fast heiter; seine jonische Säulenhalle könnte an den südlichen Ursprung der Dynastie erinnern. Seine hellen Mauern heben sich hell ab von dem grünen Parkhintergrunde und dem blauen Himmel. Das Volksgebäude, ein gelber Ziegelbau, tritt ziemlich schlicht bürgerlich auf, aber sein runder Mittelbau, vortretend wie ein Donjon, mit dem grofsen Thingsaal, welcher die Form des Sitzungssaales der Cortes in Madrid hat, könnte ebenso zum Angriff wie zur Ver-

---

*) Folkets Gård og Kongens Gård
Over mod hinanden höine! (H. Ibsen)
(Königshaus und Volkshaus stehn
Auf der Höh sich gegenüber.)

teidigung dienen. Diese Storthingsmänner haben an der Auffahrt zu ihrem Hause zwei schöne ruhende Löwen von Granit aufstellen lassen (die radikale Linke hätte vielleicht den schreitenden Löwen mit dem Beil in seiner Tatze, das alte norwegische Fahnenbild, lieber gehabt); aber sie haben auch dem Gründer der Dynastie, dessen Wahlspruch lautete: Die Liebe des Volkes mein Lohn, vor dem Schloſse eine Reiterstatue errichtet, welche sich in Wahrheit sehen lassen kann. Da ist Gröſse, Würde und Schönheit, das Werk monumental und einfach wie die Inschrift: Det norske Folk reiste dette Minde. (Das norwegische Volk errichtete dieses Denkmal.) Man braucht nur diese „Eqvesterstatue“ Bergsliens in Gedanken mit ähnlichen Werken Thorwaldsens zu vergleichen, um zu erkennen, welchen Fortschritt die Plastik auf dem Gebiete realistischer Darstellung und des monumentalen Erzgusses gemacht hat. Der König blickt über den Platz tief unten hinüber zu dem Hause der Volksvertreter, freundlich grüſsend, den Hut in der Hand, doch seiner Würde sich bewuſst. In der That ist diese Haltung ebenso überzeugend, wie der für die Statue gewählte Platz richtig. Es wäre ein groſser Irrtum gewesen, das Standbild vor dem Storthingsgebäude auf dem Eidsvoldsplatz aufzustellen, wie anfangs beabsichtigt wurde. Die Volksvertreter hätten hier über das Reiterbild hinweggeblickt. Ob trotz der noch obwaltenden Harmonie zwischen dem „fremden“ — weil schwedischen — König und dem norwegischen Volke, trotz der festen und mit Liebe umfaſsten Verbindung

mit dem „Bruderlande“ Schweden, nicht doch einmal ein heiſser Verfassungskampf zwischen Volk und Herrscher, zwischen Norwegen und Schweden entbrennen wird, muſs die Zukunft lehren*). Die Keime der Zwietracht sind überall vorhanden, reichlich ausgestreut. Norwegen befindet sich in dem Übergang aus alten patriarchalischen Verhältnissen zu modernen Zuständen: — eine gefährliche Entwicklung, welche auch das übrige Europa noch nicht vollkommen durchgemacht hat. Hier streitet das alte „Odelsret“ mit dem modernen Gesellschaftsrecht, Bildung mit Natur, Realismus mit Idealismus. Während die einen das Land zu amerikanisieren beflissen sind, streben die andern nach der Erweckung eines spezifischen Norwegertums, einer „Norskhed“, welche aller fremden, das heiſst der Bildung überhaupt den Krieg erklärt und sich gegen die Zulassung der Fremden, wozu diese norskeste Nordmänd selbst Schweden und Dänen zählen, wehrt. Ein rechter Normand, ein Norsk-Norsk, wie er heiſst, hält wohl noch daran fest, daſs die Katholiken von allen Staatsämtern nach wie vor ausgeschlossen bleiben; er erachtet es für einen groſsen Fehler, daſs den Juden seit dem Jahre 1851 überhaupt der Aufenthalt in Norwegen gestattet ist; er will das blau-gelbe schwedische Unionszeichen aus der „reinen“ norwegischen Flagge streichen; er hält die Anrede des Storthings mit Gnädigster König in der Beantwortung der Thronrede für herabwürdigend. Zahlreiche Lehrer der Volkshochschulen

*) Ist leider seitdem eingetreten. Über seinen Ausgang zu Gunsten Norwegens kann kaum noch ein Zweifel obwalten.

durchziehen das Land, um das Bewufstsein der in der Bildung zurückgebliebenen Bauern zu wecken, sie gegen die Stadt aufzuhetzen. Man überschwemmt das Land mit billigen republikanischen Zeitungen (Dagbladet, Verdens Gang) bis in die einsamsten Winkel des Hochgebirgs.

Aber die Rechte, die Partei der Intelligenz, wie sie bescheiden sich gern selber nennt, bleibt der Linken nichts schuldig. Sie interpretiert die norwegische Verfassung nicht nach dem einfachen Wortlaute, sondern nach deren Geist, also ausschliefslich von ihrem Parteistandpunkt aus. Sie kennt alle Praktiken einer Guerilla und macht davon ausgiebigen Gebrauch.

Zu dieser politischen Zerfahrenheit tritt überall ein fieberhaftes Jagen nach Geld und Genufs, jene Unsicherheit, Spekulationswut und zweifelhafte Moral, wie sie Björnson und Ibsen in ihren Dramen (Ein Fallissement, die Stützen der Gesellschaft), auch Kjelland und Jonas Lie in ihren Romanen geschildert haben. Es ist eine Auflösung, eine Neuerung aller Verhältnisse, wie im norwegischen April oder Mai, wo der Schnee zerfliefst und der durchweichte Boden nur die leichte Decke einer getrockneten Erdschicht trägt, welche der arglose Reiter oder der Wagen durchbricht. Überall in Norwegen trifft man auf eine solche moralische und soziale Tälegröp*).

Vergegenwärtigt man sich diese Verhältnisse, so

---

*) Diese eigentümliche Erscheinung, auch Tellegröb geschrieben, schildert L. von Buch a. a. O. Bd. I. S. 246.

blickt man im Storthingshause nicht ohne Beklemmung auf die Marmorbüsten des Volksmanns Ueland und des Professors Schweigård, zwei der bedeutendsten Norweger aus der Zeit der glücklichen Ära, da noch der politische Anstand herrschte und die Leidenschaften schwiegen. Und die Versöhnung läge doch so nahe!

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu der prachtvollen Szenerie zurück, wie sie groſsartiger kaum eine zweite Stadt Europas aufzuweisen hat! Welch ein Blick von dem Schloſshügel über den Studenterlund unten, mit der Statue des Dichters Wergeland; links die im griechischen Stil errichteten Gebäude der schon vor der Trennung von Dänemark, im Jahre 1811 gegründeten Universität; geradeüber das Storthingshaus und die Stadt mit ihren Türmen! Auch hier hat man ganze Felshügel sprengen und Tiefen ausfüllen müssen; doch erleichtert dieses Werk die Bröckelichkeit des Schiefers, darauf Christiania steht. Man hat in neuerer Zeit sogar den ganzen Studenterlund um ein paar Fuſs erhöht, die alten Bäume aber stehen lassen und mit einer Art Schacht von Holz umgeben. Ich fürchte doch, daſs sie einen langsamen Erstickungstod sterben werden, wie die auf unseren ostpreuſsischen Nehrungen vom Dünensande halb verschütteten Kiefern. Die Universität hat im Sommer sechs Wochen Ferien, doch trifft man der Studierenden hier noch immer genug, namentlich in dem groſsen Pavillon des Lunds und abends in dem nahen Tivoli, früher Klingenberg genannt, nach Art des Kopenhagener Etablissements eingerichtet. Freilich hofft man hier vergebens die Fülle der Besucher,

das unbefangene Durcheinander fröhlicher Menschen zu finden. Nachdem ich Norwegen wiederholt durchwandert habe, möchte ich fragen, ob die Norweger — etwa mit Ausnahme der Bergenser — überhaupt laut lachen können. Man ist hier ernst und still, fast bis zur Unheimlichkeit. Man denke sich ein grofses Parterre junger Leute, Schweden treten auf, singen ihre wunderbaren Volksweisen, tanzen ihre Springtänze; man hört und sieht mit gespanntester Aufmerksamkeit: ein verstohlenes Klatschen der einzige Ausdruck aufrichtiger Teilnahme. In der Zwischenzeit flüstern diese jungen Leute mit einander, sagen sich gleichsam nur etwas ins Ohr. In den Hotels bewegt sich alles wie in einem Krankenzimmer. Eine junge deutsche Dame erregte unliebsame Aufmerksamkeit, weil sie einem Kellner etwas laut zurief. In meinem Gasthause geriet eines Abends eine Gardine in Brand. Man eilte mit Eimern und Kübeln herbei; kein Lärm, kein Ruf; ja, man forderte einander ausdrücklich zum Schweigen auf. In Deutschland wäre unzweifelhaft das ganze Haus in Aufruhr geraten. Aber Deutschland ist auch die Heimat eines lauten, rücksichtslosen Benehmens. Der Norweger hält noch viel mehr als der Schwede ein solches für den Ausdruck mangelnder Bildung, wenn nicht für Roheit. Der Mensch ist hier das Produkt der Natur. Auch der norwegische Himmel hat meist etwas Gedecktes, der Horizont etwas feucht Verschleiertes. Sie sprechen hier von einer lächelnden Landschaft, während eine südliche Landschaft uns herzlich anlacht. In der That, die Menschen in Norwegen lächeln nur.

Etwas reizenderes ist nicht denkbar, als ein Spaziergang durch den Schloſspark mit seinen schönen Laubhallen und prachtvollen Durchblicken auf den Fjord. Man fragt sich immer wieder, wie eine solche Vegetation, welche man fast süddeutsch nennen möchte, hier, beinahe unter dem sechzigsten Breitengrade, sich noch zu solcher Fülle zu entfalten vermag. Noch mannigfaltiger ist der Eindruck, wenn man den Drammensweg südlich vom Schloſse einschlägt und ihn ein Ende, etwa bis Skillebäck oder Skarpsno, verfolgt, von wo man nach Oscarshall übersetzen kann.

Hier haben die reichen Bewohner Christianias bewiesen, was der Villenbau vermag, wenn ein hügeliges Terrain dem künstlerischen Sinn des Menschen freundlich entgegenkommt und seine Pläne begünstigt. Kehrt man auf dem Munkedamsweg, die Eisenbahn nach Drammen kreuzend, zur Pipervik zurück, so hat man Gelegenheit, die hiesigen eigentümlichen Ausläufer des Schiefers kennen zu lernen, die Brandschären und den Grünstein des Tyveholm, welche bis in den Fjord vorspringen. Weiter im Westen, auch auf der Hovedö, wird dieser Schiefer von bedeutenden Grünsteingängen durchsetzt, welche sich meist mauerartig über ihre Umgebung erheben, anderswo aber als gesuchtes Baumaterial ausgesprengt worden sind.

Von der Pipervik, welche vorzugsweise dem kleinen Dampferverkehr dient, können wir nach der Ladegårdsö mit Oscarshall, oder nach der Hovedö im Süden von Akershus übersetzen, wo man in neuerer Zeit die Ruinen

des im Jahre 1147 gegründeten Cistercienserklosters aufgedeckt hat. Hübsche Seebäder (Hygiäa und Seelust) liegen nahe auf der West- und Südseite von Akershus; weiter östlich auch ein Damenbad.

Das Akershus hat seine militärische Bedeutung zur Zeit verloren. Es ragt immerhin imposant genug auf steil abstürzenden Schieferfels empor und enthält eine interessante Waffensammlung. In dem südlich an der Garnisonkirche gelegenen Pulverturm (Krudtårn) werden die norwegischen Kroninsignien aufbewahrt. Die Krönung der Könige findet jedoch, seitdem Norwegen wieder ein selbständiges Reich geworden, nur noch im Dome zu Drontheim statt. Dagegen huldigten die Norweger während ihrer Verbindung mit Dänemark ihren Königen auf Akershus.

Dieses Schloſs ist im Laufe der Jahrhunderte oft genug belagert worden, und fast immer ohne Erfolg. Angelegt schon 1299 von Herzog Håkon Magnussön, belagerte es 1310 der schwedische Herzog Erich; 1525 brannte es zum groſsen Teil ab und wurde dann vom Herbst 1531 bis zum Sommer 1532 von König Christian II. angegriffen, welcher mit einer Flotte nach Norwegen gekommen war, um seine verlorenen Reiche wieder zu gewinnen; darauf 1567 von den Schweden. Der Gründer der Stadt Christiania, Christian IV., stellte die Festung wieder her, zum guten Teil aus den Ruinen des Klosters auf der Hovedö. Die letzte Belagerung hatte das Schloſs im Jahre 1716 von den Schweden, unter Carl XII., zu bestehen; auch diesmal mit Glück, obwohl der Feind die Stadt selbst bereits erobert hatte.

Henrik Ibsen hat dem Akershus ein schönes Gedicht gewidmet, in welchem er der Gewaltthaten gedenkt, welche die dänischen Herrscher gegen norwegische Patrioten verübt haben, und wie die blutige Saat dreihundert Jahre später in Eidsvold so herrlich aufgegangen sei.

König Christian wiederkehrte,
Stirn in Falten, bleich und frostig;
Krampfhaft greift er nach dem Schwerte,
Dessen Schneide blutschweifsrostig.

Aber wie eine Figur neben einem Heldengrabe, in majestätischer Hoheit, steht ein Weib da: Knut Alfsöns Frau. Die dänische Flotte ist im Fjord, ihr Gemahl ging waffenlos, seine Vatererde zu schützen, als Gast zu Gyldenstjerne. Als Leiche rudert man ihn zurück zum Strand, ohne Sang und ohne Kerzen. Der Hieb in Knut Alfsöns Stirn war ein Hieb in das Herz Norwegens.

Eine zweite Szene: Seht den gefesselten Mann im Mantel; leicht, mein ich, ist sein Name zu erraten; hundert Krieger in Waffen: Herlof Hyttefad soll hingerichtet werden. In dem Ormegård ist ein Schaffot errichtet, blutig wird das Leichentuch; vier Genossen stehen an der Bahre: Christiern lauscht hinter der Gardine.

„Und das Akershaus ragt graulich
Durch den Nebel auf zur Höhe;
Manchmal nicket es vertraulich,
Scheint es, zu der Hovedöe.“*)

Wer ohne Führer auf den Wällen von Akershaus

---

*) L. Passarge, Norwegische Balladen. Leipzig 1883. S. 23 u. ffg. Ibsen's Gedichte in Reclams Universal-Bibliothek.

umhergeht, wird sich nur schwer zurecht finden, so labyrinthisch ist hier alles und verfallen. Im Norden muſs früher, wie dies die Deutschen Ordensburgen haben, eine Art Vorschloſs gewesen sein, durch welches man in die Stadt gelangte. Jetzt befindet sich hier eine Strafanstalt, die Slaveri, wie es in Norwegen heiſst.

Auf dem heiſsen weiten Platz im Osten des Schlosses exerzieren Soldaten: ein zweifelhafter Anblick für einen preuſsischen Unteroffizier. Man vermeidet leicht den Sonnenbrand und Schieferschutt, wenn man die herrliche schattige Promenade betritt, welche um die Süd- und Ostseite von Hovedtangen zu Graf Wedels Platz führt. Hier überschaut man besonders die Inseln im Süden und blickt über die Björvik und den Hafen von Oslo auf den Ekeberg. Der Akerselv, welcher weiter im Norden mehrere Wasserfälle bildet und die Räder einer groſsen Reihe von Fabriken treibt — die lange Vorstadt heiſst Ságene, die Sägen — hat drüben ein breites Schwemmland gebildet, mit Holzgärten, Fabriken, Kirchen u. a., nach der Björvik zu eingefaſst von einem Steinkai.*) Von hier geht stündlich ein kleines Dampfboot Ceres südwärts zu den schon früher genannten Villeninseln. Fährt man bis zur dritten Station Ormsund, wo eine Brücke die Ormö mit dem Festlande verbindet, so hat man die Wahl, ob man das reizende Eiland durchwandern, oder hinüber zum Festlande gehen will. Wählt man

---

*) Der hiesige Stadttheil Vaterland bedeutet Wasserland und hat mit dem deutschen Vaterland nichts zu thun.

letzteres, so erreicht man schnell die kleine Station Bäkkelaget, von welcher wiederholt Eisenbahnzüge nach Christiania zurück, oder weiter längs dem Bundefjord nach Mofs und Fredrikshald gehen. Man kann auch auf der am Ekeberg entlang führenden Ljabro-Chausee zu Fufs nach der Stadt zurückkehren, oder, beide Strafsen überschreitend, auf den etwa vierhundert Fufs hohen Ekeberg steigen. Schon unten am Ormsund hat man einen Blick auf Christiania, welcher sich vor anderen dadurch auszeichnet, dafs ihn zur Linken die Inseln, rechts der Ekeberg begrenzen. Von der Höhe des letzteren, namentlich wenn man sich dem Rande über Oslo nähert, ist dafür die Umschau eine unbegrenzte. Es ist dies die Stelle, welche schon vor fast hundert Jahren Leopold v. Buch zu einem Hymnus begeisterte. Was würde er erst jetzt sagen!

An der alten (Hospital-) Kirche von Oslo spielten Kinder mit einer toten Schlange und brachen in ein lautes Gelächter aus, als sie die fremden Laute unserer Sprache vernahmen. Man erreicht bald die Station der Pferdebahn (Sporvei, Spurweg) und fährt in einem grofsen Bogen durch die Vorstadt Grönland, über den Akerselv und durch das Wasserland zum Stortorv. Diese Sporveisvogne haben das Eigentümliche, dafs kein Kondüktör sie begleitet. Der Kutscher steht vorn und übersieht durch die Glaswand das ganze Innere des Wagens. Tritt jemand am andern Ende ein, so legt er das Fahrgeld (fünfzehn Öre) in einen beim Kutscher befindlichen Glaskasten, welcher nach Art einer grofsen Sparbüchse

eingerichtet ist. Der Kutscher überzeugt sich vom Hineinlegen, drückt an einer Feder, und das Geld verschwindet. Will man Geld wechseln, so reicht man es dem Kutscher, der dafür ein versiegeltes Papier mit dem Kleingeld (Småpenge) zurückgiebt. Eine solche einfache Kontrolle ist natürlich nur bei einem mäſsigen Personenverkehr ausreichend. Will jemand aussteigen, so klingelt er, und der Wagen hält. Der Kutscher schlieſst und öffnet sogar von seiner Stelle aus die Thür am andern Ende des Wagens.

Wer nicht in den Hotels essen will, wo ein Mittagessen mit Wein fünf bis sechs Kronen kostet, findet das Wünschenswerte in Christoffersens Restauration am Bankplatz, geradeüber dem, im Sommer gewöhnlich geschlossenen alten Theater, und im Cafee Central im Norden des Storthingshauses. Das letztere Cafee, auch architektonisch interessant, ist ein Werk von Due, dem Erbauer des prachtvollen Athenäums in der Akersgade, und eines schönen Privathauses in der Kongensgade. Alle diese Gebäude sind im groſsen Stil gehalten, unter Verwendung nationaler Elemente, und zugleich praktisch eingerichtet. Man sollte einen so ausgezeichneten Baumeister weiter bauen lassen, er würde für Christiania einen Musterstil schaffen und die halb verunglückten Bauten der Universität, des Schlosses und des Storthinghauses bald vergessen machen.

Menschen mit bescheidenen Ansprüchen finden ein Mittagsmahl sogar für den geringen Betrag von dreiſsig und fünfundvierzig Öre in der Dampfküche (Dampkjökken),

gleich nördlich von Stortorv. Ich begleitete dorthin einen Kaufmann aus Altona, welcher sich für dergleichen Institute interessierte. Es speisen hier in den beiden groſsen Sälen zweier Etagen an langen Tischen von grauem Marmor Personen aus den verschiedensten Ge sellschaftsklassen. Wer eintritt (die Hutabnahme ist ausdrücklich geboten), bezahlt seine Marke für ein oder zwei Gerichte, geht an das Küchenfenster und erhält seinen Teller. Auf diese Weise wird die Bedienung gespart. Doch geht ein Aufseher umher, von welchem man auch Bier erhält. Das Gereichte ist völlig und gut zubereitet. Natürlich spricht von den vielen Anwesenden kein Mensch ein Wort; man glaubt sich in einem Refektorium von Trappisten. Wir erfuhren, daſs die Zahl der Personen, welche hier speisen oder das Essen nach Hause holen lassen, in welchem Falle man nur fünfundzwanzig und zweiundvierzig Öre zahlt, täglich fast zweitausend betrage. Die Preise, sagte man uns, wären so niedrig, daſs die Gesellschaft dabei nicht bestehen könnte, wenn sie nicht zugleich einen Handel mit eingemachten Früchten (Sylte) betriebe, welcher das Fehlende decke. Das so äuſserst segensreiche Institut sollte auch anderswo Nachahmung finden; freilich lieſse sich wohl kaum der norwegische Sinn für Anständigkeit und Sitte verpflanzen.

Und dabei klagen die norwegischen Freunde über den rapiden Verfall der Sittlichkeit! Der Fremde, der das noch Vorhandene würdigt, glaubt sich in einer Musterrepublik zu befinden. Ist es doch kaum glaublich,

daſs man in dieser Stadt mit beinahe zweihunderttausend Einwohnern noch oft die Hausthüren unverschlossen findet, während in dem Hausflur die Überkleider der Familie hängen. Groſser Lärm in den Zeitungen, wenn irgend einmal ein Overfrakke (so heiſst hier der Herrenüberzieher) gestohlen wird. Vom Lande nun gar nicht zu reden, wo man den Begriff Miſstrauen überhaupt nicht zu kennen scheint. Hier hängen sogar die Pelze der Familie, oft beneidenswerte Exemplare von Bären- und Wolfspelzen, in einem offenen Häuschen, Lokumet oder Dass genannt, welches der Fremde gelegentlich wohl auch besucht. Man sagt, die Pelze seien hier mottensicher; das diebssicher versteht sich von selbst. Ich habe in Christiania selbst erlebt, daſs die Besucher eines Konzerts der Trebelli ihre Overfrakker und Hüte beliebig in den groſsen Vorräumen des Logensaales aufhingen, ohne an eine Marke zu denken. Mein Gott, wer sollte hier wohl stehlen! So kommt denn zu der physischen, erquickenden Meer- und Bergluft eine moralische Atmosphäre, in der es eine Freude ist zu atmen.*)

Dabei hüte man sich an Mangel an Kultur, bescheidene Verhältnisse, fehlenden Luxus zu denken. Man zahlt in Christiania durchschnittlich so hohe Mieten wie in Berlin, die Lebensweise in der Familie ist eine reichere als in Deutschland, der Trieb nach Bildung geradezu er-

---

*) Das Alles hat sich in neuester Zeit geändert. Christiania steht auch in Ansehung der Unsicherheit und des Schwindels gegenwärtig so ziemlich auf der Höhe des übrigen Europas.

staunlich. Aber der Genuſs beschränkt sich im wesentlichen auf den Familien- und Freundeskreis. Der Besuch von Gasthäusern, Bierhallen gehört zu den Ausnahmen, mindestens für verheiratete Männer. Groſsartigere Magazine und Läden hat kaum eine andere nordische Stadt. Aber man liebt wohl den Komfort, vermeidet jedoch die Auswüchse des Luxus. Vielleicht giebt es keinen zweiten Ort, wo die Damen durchschnittlich so einfach gekleidet gehen, wie in Christiania.

Man pflegt den Fremden, welche nach Christiania kommen, den Rat zu geben, so bald als möglich den Frognersäter im Norden auf dem Voksenås, zum Gute Frogner im Westen der Stadt gehörig, zu besuchen. Man erblickt ihn fast überall als einen kleinen lichten Punkt auf dem dunklen Waldrücken, welcher die Stadt in einem Bogen umgiebt. Am besten wählt man dazu ein Karriol, welches man in der Post- (Skyds-)Station erhält, doch fahren auch die überall auf den Plätzen haltenden Wagen, wenngleich zu einem wesentlichen höheren Preise. In dem Karriol, das wir auf unseren Fahrten durch Norwegen noch genügend kennen lernen werden, findet nur eine Person Platz, in einer Stellung, welche die Mitte hält zwischen Sitzen und Reiten. Der Kutscher (Skydsgut) sitzt hinten auf einem Brett und öffnet gelegentlich die den Weg sperrenden Grinde (Thore). Fährt man durch die Akersgade, so hat man rechts die neue, wenig ansprechende Dreifaltigkeitskirche, einen sich

über einem griechischen Kreuze erhebenden Kuppelbau, welcher an einen aufgespannten Regenschirm mit starkgebogenen Rippen erinnert. Besonders unschön ist die darauf gestellte winzige Laterne. Das Innere bildet freilich ein imposantes Achteck mit schönem gotischen Gewölbe. Der untere Teil dieses Achteckes trägt den frühgotischen Stil mit dünnen byzantinischen Säulen zur Schau, darüber erheben sich dann die leichteren Bogen der späteren Gotik. Die Altartafel, die Taufe Christi darstellend, ist von Tidemand, der knieende marmorne Taufengel von Middelthun. Die Kirche wird mit Gas beleuchtet; selbst die grofsen Kandelaber am Altare und die beiden Lichter auf dem Altartisch sind für Gas eingerichtet. Mir wollte dieses ein wenig amerikanisch scheinen.

Man fährt an der katholischen St. Olafskirche und dem neuen Kirchhofe Vor Frelsers Gravlund vorbei, durch den Ulevoldsvei weiter und gelangt bald zum St. Hans Haugen mit dem Bassin der städtischen Wasserleitung. Die Aussicht von hier übertrifft alle innnerhalb des Weichbildes der Stadt, doch überblickt man diese ein wenig zu sehr vom Rücken, während man ihr vom Fjord, vom Akershus und vom Ekeberg so recht in's Gesicht schaut. Ziemlich dieselbe Aussicht wie vom St. Hans Haugen hat man von der nahen alten Akerskirche, einem etwas schwerfälligen Basilikenbau, wie er dem elften Jahrhundert (die Kirche ist 1080 erbaut) eigen. In Norwegen, wo die alten Kirchen fast sämtlich zerstört sind, schaut man mit Pietät auf diese einst für die Vingulmark erbaute alte Fylkeskirke. Man hebt als etwas Be-

sonderes hervor, daſs die Kirche drei Schiffe habe, einen Turm auf der Vierung und mächtige Pfeiler, alles aus Kalksteinquadern errichtet. In Deutschland bleiben Hunderte solcher Kirchen unbeachtet; in Norwegen, welches unter der vierhundertjährigen dänischen Herrschaft seine historische Tradition verloren hatte, knüpft man gern wieder an die Denkmäler einer fernen, weil echt norwegischen, Vergangenheit an. Besonders richtet man seine Aufmerksamkeit auf die Erhaltung der noch vorhandenen Stave- (Holz-) Kirchen, auf welche zuerst der Maler Dahl aufmerksam gemacht hat. Man kauft diese Kirchen von den Gemeinden, welche sie entbehren können, da sie sich längst ein neues groſses Gotteshaus gebaut haben, an, läſst sie aber an ihrer alten Stelle stehen: so die merkwürdige Kirche von Borgund im Lärdal und die Kirche von Vik am Sognefjord. Einzelne Teile der baufälligen Kirchen, oder der alten holzgeschnitzten Privathäuser, ferner eigentümliche Gerätschaften, Meſsgewänder u. a. sammelt man aber in den Museen der gröſseren Städte. Man sorgt dadurch für die Kunstforschung, thut aber zugleich einem nationalen Gefühle Genüge. Heutzutage wäre es undenkbar, daſs man eine ganze Holzkirche in das Ausland entführen lieſse, wie es noch in den dreiſsiger Jahren dieses Jahrhunderts mit der Kirche von Vang am kleinen Mjösensee geschah, welche eine Stelle im preuſsischen Riesengebirge gefunden hat.

Die alte Akerskirche steht auf einem porphyrartigen Grünsteingang, welcher sogar Erze in kleinen Trümmern,

Blende und Bleiglanz enthält. Man sah früher unter der Kirche noch die Gräben der ehemaligen Versuchsarbeiten, welche sie veranlaſsten. (L. v. Buch.)

Kehren wir zum Ulevoldswege zurück, so gelangen wir bald zu der schönen neuen, im gotischen Stil erbauten Vestre Akerskirche. Eine ebenfalls neue Akerskirche, die östliche (östre), haben wir vom Ekeberg erblickt. Bei dieser westlichen Akerskirche endigt zur Zeit Christiania. Allerdings wird es noch eine gute Weile dauern, bis man auch nur dieses Weichbild bebauen und die Lücken zwischen den einzelnen Lykken (so könnte man es wortspielend ausdrücken) ausfüllen, bis die Bewohnerschaft in das zu weite Gewand hineinwachsen wird. Wir bedauern es aber nicht, daſs die Stadt sich hier nur noch in den ersten Anfängen befindet; denn nun fällt unser Auge, statt auf Häusermassen, überall noch auf schöne Gärten, Wiesen und Baumgruppen: — ein Landschaftsbild von bezaubernder Frische. Es ist erstaunlich, wie üppig auf diesem Schieferboden die Vegetation sich entfaltet; das Gras wächst kräftig und hoch, wie in einer Prairie; die deutschen Feld- und Wiesenblumen haben eine Gröſse und eine Tiefe der Farben, daſs wir Mühe haben, sie wieder zu erkennen. Aus den bleichen wilden Rosen in Deutschland sind groſse dunkelrote Blüten geworden; Königskerze, Löwenzahn wachsen wie mit doppelter Kraft. Dieses schöne Bild nimmt kein Ende, obwohl man allmählich höher hinaufsteigt. Links blickt man über die reiche Landschaft zwischen dem Bogstadvand im Norden und dem Fjord; im Osten

sieht man die Gebäude der Staats-Irrenheilanstalt (Sindssyge-Asyl) Gaustad, schon einhundert und dreiſsig Meter über dem Meere gelegen. Die Kranken sind, je nach dem Charakter und Grade ihres Leidens, in besonderen Abteilungen untergebracht; zu jeder gehören wieder mehrere Gebäude, welche durch gedeckte Bogengänge mit einander verbunden werden. Sehr schön sind die groſsen bepflanzten Hofräume und die rings liegenden Gärten nebst dem Park, darin die Kranken sich ergehen können. Das Asyl ist für die Aufnahme von dreihundert Patienten bestimmt. Verwandte und Freunde der Kranken dürfen dieselben an bestimmten Tagen in der Woche besuchen; Fremde erhalten nur nach Meldung bei dem Direktor — und nicht immer — Zutritt. Man erbaut in Norwegen in neuerer Zeit die Krankenhäuser, Gefängnisse und ähnliche Anstalten nicht gern inmitten einer Stadt, sondern wählt dazu die freie Umgebung einer solchen. So befinden sich die groſsen Hospitäler von Bergen und Molde in einer paradiesischen Gegend; dort nahe dem Meere, hier mit dem Blick auf die Alpen des Romsdals. Im Gudbrandsdal, in Valders und anderswo hat man sogar die Distriktsgefängnisse an Stellen errichtet, die sich etwa für einen klimatischen Kurort eignen. Doch weht auf ihnen oft eine Fahne, zum Zeichen, daſs sich kein Gefangener darin befindet.

Das wellige fruchtbare Land endigt nach etwa einer Stunde an dem Waldabhange des Frogneràs. Ås bedeutet einen Rücken, Frogner (das isländische Frekna) aber kleine Flecken; sei's nun, daſs der Wald früher kleine

Gruppen gebildet hat, oder — was wahrscheinlicher — daſs einzelne kahle Stellen sich in dem dichten Walde, welcher früher die Stadt ganz nahe umgab, befunden haben. Vielleicht erklärt sich auf diese Weise auch der rätselhafte Name des Pilatus in der Schweiz, welcher in früherer Zeit Frakmont hieſs, als der „kahle“ Berg. Man spreche Frogner übrigens wie im Deutschen (nicht etwa französisch) aus; dagegen lautet das å oder doppelte a in Aas wie o im deutschen Worte Moos, mit einer leichten Neigung nach dem englischen aw.

Der Weg wird steil, wer gehen kann, wird aussteigen, schon um so recht die Luft dieses norwegischen Waldes zu atmen. Mir wenigstens geht es noch immer so, daſs ich den Boden eines fremden Landes mit einer gewissen heiligen Scheu betrete, seine Luft mit einer ganz besondern Empfindung einatme. Feld und Wald eines solchen Landes bleiben uns merkwürdig, auch wenn wir Gleiches zu Hause von Kindheit an gesehn haben. Die erste Rose oder Erdbeere pflücken wir hier mit ganz anderen Empfindungen als in der Heimat. Denn wir erinnern uns, welch ein groſses, nur wenigen Sterblichen vergönntes Glück es ist, daſs wir überhaupt uns von der Scholle lösen und über breite Meere schwimmen durften, um das Herrliche dieser schönen Erde zu schauen: und so ist es denn zugleich ein stiller Dank an das Schicksal.

So eilte ich denn mit einem freundlichen Baubeamten aus Halle durch die herrlichen Rottannen und erfreute mich der ersten Linnaea borealis. Zuletzt hatte

ich sie in den Hochalpen des Engadin gepflückt und kurz vorher in den einsamen Dünenwäldern der kurischen Nehrung. Überall bedeckt sie den Boden wie ein feiner Blattteppich und hebt nur ihre mandelduftenden Blütenglöckchen ein paar Zoll hoch in die Luft. Der Reisegenosse erzählte mir mittlerweile, die Norweger liefsen in neuerer Zeit ihre Hölzer oft schon im Lande verarbeiten und als Fabrikate ausführen. So brauche man in Halle zu den Bauten schon lange norwegische Thürenund Fenstergerüste aus einer grofsen Niederlage in Bitterfeld.

Man überschreitet weiter einen kleinen Bach, welcher die städtische Wasserleitung speist, und erreicht, an dem herrlich gelegenen Gasthof Holmenkollen vorüber gehend, den Frognersäter, eine Besitzung des Konsuls Heftye. Es ist eine kleine Villa, im Stil eines Säters, wenn man will, und daneben steht ein kleines Gasthaus, an dessen Thüre uns sofort der fächerartige Teppich aus frischen Tannenzweigen auffällt. Wir wagen ihn kaum zu betreten, so reizend hat man, in feinen Farbenabstufungen, die Zweige übereinander gelegt, bis wir von der freundlichen Wirtin erfahren: er diene — zum Reinigen der Füfse. Ich bin dieser hübschen Sitte später noch oft begegnet, aber einen so schönen Teppich habe ich nicht wieder gesehn.

Die Aussicht über die ganze Christiania-Landschaft ist unbegrenzt, nur nach Norden legt sich der Wald vor. Man steigt von dem vierhundert siebenundzwanzig Meter hoch gelegenen Säter indessen noch fünfundzwanzig Minuten weiter zu der Tryvandshöide, welche sich einhundert

und fünfzehn Meter höher erhebt. Hier hat man einen Rundblick, welcher dem vom Krogkleven an die Seite gestellt werden kann. Auch hat hier der genannte liberale Eigentümer des Säters einen Turm, eigentlich ein Holzgerüst, errichten lassen, welches, zum Schutze gegen die Stürme, mit vier Ketten an den Boden geschlossen ist. Man befindet sich auf demselben fünfhundert und dreiſsig Meter hoch. Auſser der Fjord-Landschaft erblickt man von hier noch das Maridalsvand (Vand, „Wasser“, bedeutet See) im Osten, das Bogstadvand hinter dem Voksenås im Westen, und im Norden die ungeheure Nordmark, ein endloses Waldmeer und weites Jagdrevier. Bei klarem Wetter steigen im fernen Westen die Vorberge des norwegischen Hochgebirges auf, namentlich das Norefjeld und der Schneekamm des fast eintausend neunhundert Meter hohen Gausta in Telemarken, neben welchem der Rjukanfos seinen Weg gebahnt hat.

Ein endloser, auf und abwogender Wald, die schneebedeckte Bergkette des Fjelds, ein reiches Hügelland und eine groſse Stadt, eingefaſst von der blauen Flut eines Meerbusens: — das unser erste groſse Blick auf Norwegen.

Der Tourist besucht Norwegen nicht seiner Sammlungen halber. Sie sind in Christiania, obwohl die Universität schon ein paar Jahre vor der Trennung von Dänemark gegründet ist, als erster Ausdruck des neuerwachten nationalen Bewuſstseins, meist noch dürftig

und werden von denen Bergens übertroffen. Man wird immerhin gut thun, die altnordische Sammlung zu besuchen mit ihrer Zusammenstellung von Bauernarbeiten, Söljer (Broschen, angelsächsisch Sigel, Schmuck), Brautkronen, allerlei Schmuck, Gerät u. a. Die zu dieser Sammlung gehörigen Runensteine sind in den Anlagen zwischen dem Museum und der Bibliothek aufgestellt. Die beiden von Tune in Smålenene und Bö in Sogndal zeigen die sogenannte gotische Runenschrift; der erstere ist der älteste aller in Norwegen gefundenen Runensteine. Noch interessanter sind die beiden werkwürdigen Vikingerschiffe von Thune und Gokstad.

Auch die zoologische und die ethnographische Sammlung lohnt einen Besuch. In der ersteren befindet sich eine vorzugsweise norwegische Fauna; die letztere wird zum Teil bereichert von den aus der Ferne zurückkehrenden Schiffskapitänen. Der botanische Garten nimmt das achtzig Mål grofse Areal des früheren Hofes Töien ein. Man erreicht ihn, wenn man mit der Pferdebahn nach Grünerlökken oder nach Grönland fährt. Man hat hier besonders Gelegenheit, die Flora des norwegischen Hochfjelds kennen zu lernen — eine gute Vorschule für Wanderer nach Jotunheim und dem hohen Norden.

Mit dem ziemlich hochklingenden Namen Nationalgalerie bezeichnet man die Sammlung von Gemälden und Gipsabgüssen. Was hier von ältern Werken der deutschen, italienischen und französischen Schulen vereinigt ist, beschränkt sich auf zum Teil zweifelhafte Originale und Kopieen. Von hervorragender Bedeutung sind nur die

Werke neuerer norwegischer Maler.*) Zwar Tidemand, die Gudes, Bodom, Morten Müller und Cappelen sind auch in Deutschland genügend bekannt geworden, der letzte besonders durch den Stich seines wunderbaren Urwaldes. Hier aber findet man nicht bloſs ihre Hauptwerke wieder, sondern lernt auch neue Maler kennen, namentlich Munthe, Arbo, Eilif Petersen, Sindig, Thaulow, Werenskiold, Heyerdahl und viele Andere. Arbo hat nach dem berühmten Gedicht Asgårdsreisen von Welhaven den nächtlichen Geisterzug der entthronten nordischen Götter, die norwegische Wilde Jagd, gemalt, und in einem zweiten Bilde eine Valkyrie, eine jener durch das Wagnersche Musikdrama auch in weiteren Kreisen populär gewordenen Schlachtenjungfrauen, welche die gefallenen Krieger nach Wallhall geleiteten.

Es geht ein tüchtiger Zug durch das Kunstleben Norwegens. Nicht bloſs in der Malerei, auch in der Bildhauerkunst und in der Musik (ich brauche nur Grieg, Lassen und Svendsen zu nennen) strebt man nach dem Höchsten. Die meisten der jungen Künstler vollenden ihre Studien in Deutschland, und erhalten die Mittel dazu von der Regierung und der Volksvertretung, welche in keinem Falle engherzig und in Bauern-Interessen befangen erscheinen möchte. Manche gehen nach Paris. Andrerseits zieht es auch uns zu diesem edlen Volke und seinen liebenswürdigen Künstlern. Adolf Tidemand,

---

*) Eine ausführliche Darstellung der norwegischen bildenden Kunst findet man in dem von der Regierung für die Pariser Weltausstellung herausgegebenen Werk Norway, Kristiania 1900, S. 525 u. ffg.

welcher im Frühjahr 1876 in Düsseldorf starb, ist fast ganz germanisiert worden, ebenso wie Dahl, Bodom und der ältere Gude. Ist es doch dieselbe germanische Ader (Tegnér), die uns mit diesen Skandinaviern verbindet, so daſs wir bei einem Besuche Dänemarks oder der beiden Halbinselreiche uns immer mit Recht fragen: wo denn eigentlich der Unterschied zwischen uns und diesen so reich begabten Völkern zu finden ist. Selbst die Sprache ist kein Verkehrshindernis, da fast jeder gebildete Däne und Norweger deutsch redet. Die Schweden sind freilich nicht frei von französierenden Tendenzen, bei ihnen steht ganz im Vordergrunde was die streng nationalen Norweger das Feine nennen, und wovor sie sich so feierlich verwahren. Bei den Norwegern aber stoſsen wir überall auf die herzlichsten Sympathieen, gegründet auf Verwandtschaft, Religion und künstlerische Interessen. Die Geistlichen in Norwegen hängen mit einer rührenden Pietät an dem Vaterlande Luthers, sie verfolgen die religiösen Bewegungen in Deutschland mit weit gröſserem Interesse als wir selber, lesen alle theologischen Schriften im deutschen Original oder übersetzen die mehr populären Bücher. Die besten Musiker Norwegens sind in Deutschland gebildet, kultivieren fast ausschlieſslich deutsche Musik, leben zum Teil dauernd in Deutschland. Forstleute reden uns deutsch an, denn sie sind auf einer Forstakademie in Deutschland gebildet; ebenso Ärzte, Techniker, Architekten und Fabrikanten. Man schickt gern die Töchter auf ein Jahr oder länger nach dem „auſserpreuſsischen“ Deutschland, namentlich nach Dresden,

Gotha, Leipzig und anderswohin, damit sie ihre Studien vollenden und einen freieren Blick erhalten. Lebte doch selbst Henrik Ibsen Jahre lang in Deutschland.

Es ist daher nur ein geringer Ausdruck von Dankbarkeit, wenn wir auch unsrerseits den Norwegern unsere aufrichtige Sympathie für ihre geistigen Bestrebungen zu erkennen geben.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Christiania im Sommer 1877 hatte man die Werke Tidemands in den Räumen der Universität vereinigt, aus einem nicht unberechtigten Stolze. Einerseits wollte man zeigen, was dieser echt nationale Künstler geschaffen habe, andrerseits den jüngeren Kräften zu Gemüt führen, was ein Mensch in der kurzen ihm vergönnten Spanne Zeit zu leisten vermöge. Obwohl mehrere seiner besten Bilder, namentlich manche in Deutschland befindliche, fehlten, war der Eindruck doch ein höchst bedeutender. Die Sphäre, in welcher Tidemand wirkt, ist keine hohe; seine Versuche in der Geschichtsmalerei müssen als mifslungen bezeichnet werden; aber in seinem engen Genre ist er grofs, da er niemals die nationale Grundlage und den heimatlichen Boden verläfst. Diese Bilder: die einsamen Alten, die Katechisation, der verwundete Bärenjäger, des Grofsvaters Segen, der Hochzeitszug in Hardanger, vor allem die Haugianer, ergreifen wie mit elementarer Gewalt; in ihnen pulsiert frisches, nationales Leben, schlägt das Herz des Volkes. Schon rein äufserlich betrachtet, haben die norwegischen Maler einen bedeutenden Vorsprung vor unseren deutschen Künstlern durch das Lokal der

eigentümlichen Bondestue. Dieser alte originelle Holzbau, welcher hier vielleicht aus der lappischen Erdgamme entstanden ist und früher auch in Deutschland zu finden war, gestattet dem Beschauer den Überblick des gesamten inneren Raumes, vom Boden bis zu der einzigen Luft- und Lichtöffnung (Ljore*), in dem von allen Seiten nach Art einer Pyramide aufsteigenden Dache. Das Licht fällt nur von oben in diese Stue und trifft ungehindert jeden noch so fernen Winkel. So entsteht ein Oberlicht in feinster Abtonung je nach der Entfernung von der Lichtöffnung. Denkt man sich nun, wie in den Haugianern, die Hauptfigur, den Laienprediger auf einem Schemel hoch über der Versammlung stehend, während die Zuhörer sich in den malerischsten Stellungen um ihn gruppieren, so erkennt man leicht, daſs sich hier alle äuſserlichen günstigen Momente für eine künstlerische Darstellung ganz von selbst darbieten. Auf den jungen Mann, welcher dicht unter dem Ljore steht, fällt das volle Licht und verklärt sein schönes Antlitz. Auch die näher befindlichen Zuhörer empfangen noch den vollen Schein, der etwas Geisterhaftes an sich hat; weiterhin erblicken wir die verschiedenen Gestalten nur noch im Halblicht. Auch auf andern Bildern hat Tidemand von diesem so günstigen Lokal Gebrauch gemacht: so namentlich auf einem Bilde, welches sich im Stadtmuseum zu

*) Sonst auch Ljöre, Ljaare; altschwed. Liuri; engl. louver; mit ljora, aufklären, Ljos, Licht zusammen hängend. Vrgl. Ivar Aasen, Norsk Ordbog.

Königsberg befindet und die Austeilung des Abendmahles an einen Greis in einer norwegischen Bauernhütte darstellt. Hier fällt das Hauptlicht auf den Sterbenden. Andere skandinavische Maler sind dann Tidemand gefolgt; mit besonderem Glück Simonsen, dessen Verlobung in Herrestad Herred eine Zierde der Gemäldesammlung in Kopenhagen ist.

Die Tidemand-Ausstellung im Sommer 1877 erregte ein so groſses Interesse, daſs der Generalkonsul Tönsberg in Christiania sich entschloſs, die Hauptwerke des Malers in Radierungen herauszugeben. Dieselben sind denn auch seit dem Jahre 1878 in Heften erschienen. Zu den schönen Blättern L. H. Fischers hat Professor Lorentz Dietrichson, der treffliche Kunstkenner, welcher für deutsche Kunst in Christiania Propaganda macht, einen biographischen und beschreibenden Text gegeben, der auch als ein besondres Buch über Tidemand erschienen ist.*)

Von der Nationalgalerie geht man in wenigen Minuten, an der Dreifaltigkeitskirche vorbei, zum Kirchhofe der Erlöserkirche, Vor Frelsers Gravlund genannt. In der That ist es ein groſsartiger Lund, das heiſst ein Park, mit der reizendsten Abwechslung von Berg und Thal und mit einer Fülle herrlichster Bäume. Bald

*) Adolph Tidemand, hans Liv og hans Värker. Christiania 1878.

dominiert der Ahorn und die Linde, bald die Kastanie. Es ragen einzelne lombardische Pappeln auf und ein paar Tannen. Der Kirchhof ist noch auf Tausende künftiger stiller Bewohner berechnet. An den Stellen, wo sie einst Platz finden sollen, hat man jetzt grofse Blumen-Parterres angelegt, oder weite Rasenflächen, unterbrochen von Baumgruppen oder grofsen Fliederbüschen. Ich habe noch in keinem Lande eine solche Fülle der Blumen bei einander gesehen, einen gleichen Levkojenflor. Und welche Rosenpracht! In Norwegen stöfst man überall auf einen förmlichen Blumenkultus. Je einfacher die Leute, je ärmer, um so dichter besetzt sind ihre Fenster mit Geranien, Fuchsien und Balsaminen. Die Reichern schmücken ebenfalls ihre Gärten und ihre Lykken mit den schönsten Rosen, und so sehr liebt man dieselben um ihrer selbst willen, dafs die strauchartige Rose, die man früher Provinzrose nannte, noch immer nicht durch die mehr blofs zur Zierde gereichende Remontante-Rose verdrängt ist. Wer kultiviert aber diesen Blumenflor auf Vor Frelsers Gravlund? — Tritt man von dem Akersvei, im Osten des Kirchhofes, ein, so hat man rechts erst die eisig kalte Kapelle, von welcher aus die Beisetzung (die Jordfästelse, Erdverfestigung, wie es hier heifst) zu erfolgen pflegt, und tritt dann aus dem Schatten der Bäume zu einem im vollen Sonnenlichte daliegenden Felshügel, über welchen sich in aufsteigenden Terrassen Gräber erheben. Geht man weiter durch die dichten Fliederhecken, so hat man im Norden ein tiefes Parkthal und dahinter die alte Akerskirche; im

Süden aber blickt man, über die Bäume des Kirchhofs hinweg, auf die Kuppel der Dreifaltigkeitskirche und die langsam zum Fjord hinabsteigende Stadt.

Auf halber Höhe des sonnigen Felshügels ist Henrik Wergeland begraben, einer der gröſsten lyrischen Dichter Norwegens, zugleich — eine in Norwegen oft wiederkehrende merkwürdige Vereinigung — ein politischer Streiter ersten Ranges. Aber Norwegen ist das Land der Kontraste. Da hier die Stadt konservativ, die Landbevölkerung aber demokratisch ist, so kämpfte Wergeland, der Vertrauensmann des Bauernstandes, des Volks, für die Durchführung jener liberalen Prinzipien, welche in anderen Ländern nur von den Städten verfochten zu werden pflegen: so namentlich für die Emanzipation der Juden, deren bloſse Zulassung in Norwegen noch bis zum Jahre 1851 untersagt war. Aber wie jeder aufrichtige Mensch, handelte Wergeland weder nach Interessen noch mit der starren Konsequenz, welche das Palladium weniger bedeutender Geister ist. So lange er lebte, begriff man auch nicht, wie er, der Republikaner, Gedichte auf Karl Johann machen könnte, und noch dazu von so hinreiſsender Schönheit. „Was die Judenfrage anlangt“, so schreibt er noch von seinem Totenbette an den Storthingsmann Sorenskriver Sörenssen: „ich brauche Dir, dem warmen Kämpfer für Licht, nichts zu sagen. Wenn aber der Tag im Storthing kommt, dann kämpfe, rase, weine und wenn auch das nichts hilft, dann reiſse dem Egoismus und der Rohheit die Maske ab mit der ruhigen Kälte eines Chirurgen, welcher die

Haut von dem Gesicht eines Toten zieht. Es gilt die Ehre unseres Volkes vor der Welt! Die Freunde unserer Sache, welche bei dieser Gelegenheit sprechen werden, sollten sich zusammenthun, die Parteirollen verteilen, wie es die Picadores vor einem Stierkampfe machen."

Die anderen letzten Briefe des Dichters sind in einer milderen Tonart geschrieben. Mit rührender Resignation findet sich diese Helden- (er selber sagt Birkenbeiner-) Natur in das nahe Ende, das ihm von einer schleichenden Brustkrankheit droht. Dem Lebwohl, geliebter Vater, fügt er wiederholt die beruhigenden Worte hinzu: doch dieses ist nicht mein letzter Brief. — Sein ganzes Herz hängt nur noch an den ihm lieben Menschen und seiner Husmandstue in der Pilesträde, seinem Hjerterum (Herzensraum), wie er sein neues Besitztum nennt, nachdem er sein früheres, die Grotte, die neben dem Königsschloſs lag, hatte verkaufen müssen. Diese Bezeichnung entstammt einem norwegischen Sprichwort: hvor er Hjerterum der er Husrum, wo Raum im Herzen, da ist auch Raum im Hause.*) Er will leben wie bei seinem Vater in Eidsvold, inmitten seiner Pferde, Schweine, Kaninchen und Schafböcke samt verschiedenem Federvieh. Er bittet seinen Vater, ihm aus der stärksten Birke auf Eidsvold, die Jakob fällen soll, einen massiven Holzlehnstuhl (Kubbestol) machen zu lassen, mit einem geschnitzten Löwen auf der Rücklehne. Säſsest du nur wieder einmal darin bei mir, bei einem Gericht

---

*) Vergl. L. v. Buch a. a. O. Bd II S. 158.

Dorsche, daneben eine zinnerne Kanne, an welcher ich einen Silberspecies befestigen will, mit dem vergoldeten Porträt Karl Johanns, wie es die Bauern haben. — Dabei hat er Zeit, eine neue Ausgabe seiner Werke zu besorgen und neu zu dichten, so das rührende Gedicht: an meinen Goldlack, und der Gemeinde in Eidsvold zum siebenzehnten Mai, dem Geburtstage der norwegischen Verfassung, einen silbernen Pokal zu verehren.*)

Wergeland starb im Alter von siebenunddreiſsig Jahren am zwölften Juli 1845, noch lange überlebt von seinem groſsen Gegner, dem ihm als Dichter fast ebenbürtigen Welhaven. Er hatte eigentlich gewünscht, in einer kleinen Felsgrotte unter seinem früheren Hause Grottan beigesetzt zu werden: man begrub ihn jedoch an der schönsten Stelle von Vor Frelsers Gravlund, wo das Sonnenlicht ungehindert den Boden trifft, doch wenige Schritte davon Bäume ein dunkles Laubdach bilden. Dankbare Juden auſserhalb Norwegens Grenzen — wie die vorhandene Inschrift lautet — errichteten später dem unermüdlichen Kämpfer für menschliche und bürgerliche Freiheit ein Denkmal: einen kleinen gotischen Tempel, in welchem die Büste des Dichters steht. Die Anregung hiezu mag der dänische Dichter Goldschmidt gegeben haben, welcher nur wenige Tage vor Wergelands Tode denselben durch einen warm anerkennenden Brief erfreute.

---

*) Vergl. das vortreffliche Werk von H. Lassen: Henrki Wergeland og hans Samtid. 2. Auflage. Christiania 1877.

Ich war am sechzehnten Juli 1878 hier. Der Lorbeerkranz, welchen man dem Dichter vier Tage vorher aufs Haupt gesetzt hatte, war in der Hitze des Hochsommers bereits verwelkt; aber der kleine Quell dicht vor des Dichters Denkmal rauschte unaufhörlich und das Sonnenlicht funkelte auf der zitternden Wasserfläche.

Die Zahl der Spaziergänge in der Umgegend Christianias ist sehr groſs. Ich nenne nur den Gang zum Aussichtsturm am Bogstadvei, im Westen der Stadt, wo aller Wagenlärm verstummt ist, und der Apotheker Thaulow hat frisches Wasser bis zur Höhe dieses kleinen Udsigtstårn leiten lassen, damit der durstige Wanderer sich erquicken mag. Man kann auch zu Fuſs oder im Wagen das schön gelegene Sarabråten erreichen, am besten von der Eisenbahnstation Bryn, das ebenso wie der Frognersäter eine Besitzung des Konsuls Heftye ist. Den schönsten Spaziergang macht man aber doch, wenn man auf dem Drammensvei nach der ersten Station der Westbahn, Bygdö (früher Tyskestranden genannt) wandert, oder mit der Eisenbahn dorthin fährt. Von hier führt ein kurzer Weg zu der prachtvollen Ladegårdsö und dem weit gepriesenen Oskarshall. Die ganze Insel mit ihren Höfen, Gärten, Feldern und Wäldern macht den Eindruck eines groſsen Parks. Hier wohnen namentlich in den Villen auf der Südseite Hunderte der Stadtbewohner, mit welchen ein kleines, von der Pipervik abgehendes Dampfboot den Verkehr

vermittelt. Leider befindet sich hier auch ein großes, etwas zweideutiges Volksetablissement, Frederiksborgs Tivoli, in welches wohl ein argloser Wanderer unversehens geraten kann.

Das Schlößchen Oskarshall liegt am Ostende der Insel, etwa in deren Mitte, achtzig Fuß über dem Frognerkile (Kile, Keil, Bucht). Die Ladegårdsö, früher und auch jetzt wiederum Bygdö genannt, hat ihre besondere Geschichte. Ursprünglich war sie Krongut; Hakon V. schenkte dieselbe als Morgengabe der Königin Euphemia von Rügen, deren Tochter Ingebörg aber dem Kloster auf der Hovedö. Als in der Reformation die Klostergüter eingezogen wurden, ward die Insel dem königlichen Ladegård in Oslo unterstellt, daher ihr späterer Name. Der Staat veräußerte mehrere Teile der Insel und behielt nur den Hovedgård bis zum Jahre 1838, wo König Karl Johann ihn in der Subhastation kaufte. Sein Sohn, König Oskar I., erweiterte und verschönerte die Besitzung und erbaute das jetzige Oskarshall. Als nach seinem Tode seine Kinder das Schlößchen erbten, kaufte es das Storthing für achtzigtausend Speciesthaler (dreihundert sechzigtausend Mark), überließ es jedoch dem König und der königlichen Familie zur Benutzung.

Das Schlößchen, von Nebelong im sogenannten Tudorstil erbaut, besteht aus einem Erdgeschoß und zwei Etagen, mit kleinen, durch eine Wendeltreppe verbundenen Zimmern, einem Turm mit krenelierten Zinnen und mehreren Veranden. Im Süden schließt sich an den Hauptbau ein kleines Seitengebäude, in welchem

sich der Speisesaal befindet, beide sind durch einen offenen Gang mit einander verbunden. Die architektonischen Verhältnisse sind nicht ohne Reiz, leiden aber unter einer nüchternen Tünche; die Dimensionen sind überall so gering, dafs man unwillkürlich an ein grofses Spielzeughaus denkt. Um der Überfüllung abzuhelfen, hat man denn auch in der Nähe ein paar kleinere Gebäude errichtet, in welchen gelegentlich das Hofgesinde Unterkunft findet.

Die innere Einrichtung, einfach und geschmackvoll, erhält einen nationalen Anstrich durch allerlei Bilder und plastische Werke, welche sich auf die norwegische Geschichte beziehen, sowie durch Arbeiten, Holzschnitzereien u. a., welche von norwegischen Landleuten herrühren. Namentlich zeichnet sich ein prachtvoller Schrank aus Telemarken aus, mit Scenen aus Simsons Leben. Die eigentlichen Kunstwerke befinden sich jedoch in dem Speisesaale des Seitengebäudes. Hier hat Tidemand in einer Reihe von Ölbildern Scenen aus dem norwegischen Bauernleben gemalt, welche in typischer Weise den Lebenslauf zweier Menschen von der Jugendzeit bis in das späteste Alter darstellen: auf dem ersten Bilde die spielenden Kinder, auf dem letzten die einsamen Alten. Aber auch diese gemütvollen Darstellungen werden in den Schatten gestellt durch die sechs grofsen Landschaften von Joachim Frich, von denen sich je eine an der Ost- und Westseite und vier an der Südseite des Saales befinden. Aufser Cappelen hat kaum noch ein Maler die grofse norwegische Natur mit der Gewalt

und mit so tiefem Verständnis erfaſst, wie dieser in Deutschland so gut wie unbekannte Maler. Als ich diese groſsartigen Bilder zum ersten Male erblickte, sagte ich mir sofort, obwohl ich die norwegische Natur damals noch nicht kannte: nur so könnte Norwegen aussehen. Als ich später das ganze Land durchreist hatte und von neuem vor diese Bilder trat, wuchsen sie mir immer gewaltiger herauf. Seit den groſsen Landschaften Calames in Leipzig und Neufchâtel hatte ich so etwas nicht wieder gesehen. Hier ist Wahrheit in der Darstellung und Realistik in der Auffassung, welche sich durch die Freiheit der Behandlung, die Überwindung der gröſsten Schwierigkeiten, durch die Konzentrierung und Durchführung eines groſsen Grundgedankens zum Idealismus verklärt. Was man so oft von Calame gesagt hat: er sei wahrer als die Natur selbst, gilt in gleichem Grade von Frich. Denn nicht die einzelnen empirischen Erscheinungen und Stimmungen einer Landschaft geben deren wahren Charakter wieder, sondern nur dasjenige Bild ist das richtige, welches alle diese Wandlungen wie in einem Brennpunkt vereinigt und gleichsam ein Grundbild darstellt, von welchem die wirklichen Erscheinungen nur schwankende Abbilder sind.

Da ist erst Ravnedjuvet in Telemarken, jener ungeheure Schlund, dessen Strom ein grelles Licht trifft; dann der Wasserfall bei Näs im Hallingdal, eine einfache Szenerie, aber welch ein Vortrag! Dann das Romsdal mit der gewaltigen Kiefern-Gruppe; Lom im Gudbrandsdal; der Lougen im Numedal; vor allen der Norangsfjord in

Söndmöre. Hier tritt uns ein Alpenbild entgegen, wie es nur Norwegen aufzuweisen vermag: ungeheure blauschwarze Felshöhen, in welche sich hoch oben ein Gletscher keilt, grell beleuchtet von irgend einem Strahl, dessen Ursprung wir nicht erkennen. Über diesen Gletscher, ihn deckend oder aus ihm heraus qualmend, legen sich grauenvolle Wolken und engen das Licht auch von oben ein. Tief unten aber liegt der dunkle schweigende Fjord und spiegelt das ganze nächtliche Tagbild wieder.

Über Joachim Frich habe ich nur so viel erfahren, daſs er im Jahre 1810 in Bergen geboren und 1858 in Christiania gestorben ist. Es finden sich von ihm in der Nationalgalerie noch zwei Landschaftsbilder vor: ein Kiefernwald, der den Meister verrät, und eine weniger bedeutende Landschaft: Motiv aus dem Hallingdal.

Suchen wir Befreiung von diesem groſsen künstlerischen Eindruck, so steigen wir in dem Turme des Hauptgebäudes hinauf zur Höhe, wo sich uns ein herrliches Bild des Fjordes und der Stadt im Osten darstellt. Im Norden ist dagegen alles Menschentum gleichsam versunken; es erhebt sich eine Waldterrasse über der andern, als befänden wir uns in der fernsten Einsamkeit der herben norwegischen Natur. In diesem Hereinblicken der Wildnis in die lachende, erwärmende Menschenkultur liegt der Hauptreiz dieser groſsen Landschaft.

V.

Der Krogkleven und Hönefos.

Bevor die Aussicht vom Frognersäter und von der Tryvandshöide im Norden von Christiania entdeckt war, galten der Krogkleven und die Aussicht vom Krogskoven für das Bedeutendste, was man von Christiania in kurzer Zeit erreichen konnte. Man sah sich damals freilich genötigt, die etwas anstrengende Partie in einem Tage zu machen, da es noch kein Hotel am westlichen Fuſse des Krogskoven gab, und fuhr von Christiania erst den groſsen Strandweg bis Lysaker, dann durch das fruchtbare Lommedal, am Eisenwerke Bärum und am Kolsås vorüber, langsam aufsteigend, zu dem einsamen Midskog, vierzehnhundert Fuſs über dem Meere, von wo man dann auf einem Waldwege bald den Krogkleven erreichte.

Heutzutage fährt man mit der Eisenbahn nach Sandviken und auf prachtvoller Straſse über Humledal nach Sundsvolden am westlichen Fuſse des Krogskoven, oder mit der Eisenbahn über Drammen hinaus nach Skjärdalen am Westufer des Tyrifjordes, von wo ein kleines

Dampfboot nach Sundsvolden geht. Am besten, wenn man beide Fahrten vereinigt und wo möglich noch den gewaltigen Hönefos mitnimmt.

Der Krogskov (vielleicht Kråkskov, Krähenwald) ist ein vier- bis fünfhundert Meter hoher Gebirgsrücken, und zwar der westlichste Teil jenes unwirtbaren Plateaus, welches sich vom Frognersäter ab nach Westen und Norden ausdehnt. Seine Eigentümlichkeit besteht darin, daſs er nach der Landschaft Ringerige, deren östliche Grenze er bildet, in einer einzigen, etwa vierhundert Meter hohen Felswand abstürzt. Unmittelbar am Fuſse dieser Bergmauer befindet sich der Tyrifjord, ein weitausgedehnter Landsee, welcher sich in mehrere kleinere Fjorde gliedert und von Inseln unterbrochen wird. Nördlich schlieſst sich an diesen See ein Flachland. Aber auch im Westen des Sees steigt das Land nur langsam auf, doch immer höher und höher, bis endlich das Hochgebirge im fernen Westen dem Blick eine Grenze setzt. Von der Höhe des Krogskov blickt man also erst über den breiten See tief unten, dann über flaches Land und dahinter auf die Vorberge des norwegischen Hochfjelds, schlieſslich auf eine Reihe von Schneebergen. Es ist ungefähr wie ein Blick vom Jura über den Neuenburger See, nur daſs die Ebene zwischen diesem See und der Alpenkette hier eine geringere Ausdehnung hat, und an Stelle der Alpenkette ein in Terrassen aufsteigendes Hochland tritt, dessen fernste Glieder kaum noch sichtbar werden. Im Norden und Osten ist der Blick vollkommen gehemmt durch den Krogskov selbst.

Der Krogkleven (Klev, lateinisch clivus, in Südtirol Gleif, eine Felswand, auch Felsschlucht*) ist nichts als ein Felseinschnitt im Krogskov, welcher sich weiter nach unten zu einem kleinen, von einem Bach durchflossenen Thale erweitert. Wo dasselbe auf den Fjord trifft, der sich hier zu einem Sunde verengt, liegen die Höfe von Sundsvolden (Vold, eine Flufsablagerung, Weidefläche), von wo man den Berg besteigt.

Der Tyrifjord, wie der grofse See im ganzen genannt wird, hat hier seinen Namen aufgegeben. Der nördlich vom Sunde befindliche Arm heifst nunmehr der Steensfjord. Die darin liegenden Inselbrocken, welche so wesentlich den malerischen Charakter der Aussicht bestimmen, rühren von einer Riesin Gyvre oder Gygre her, welche, in Wut über das Menschenwerk zu ihren Füfsen, namentlich die frühere Kirche von Steen, mit Felsstücken nach derselben warf, jedoch ihr Ziel verfehlte. Wie im deutschen Märchen rifs sie zuletzt sogar ihr eigenes Bein aus. Dasselbe bildet nun eine natürliche Brücke im Sunde. Sie selber sitzt aber versteinert auf dem Gyrihaug im Norden vom Krogkleven.

Wer den Weg über Sandviken wählt, das am Fufse des zwölfhundert und zehn Fufs hohen Kolsås und am Ausflufs des Sandvikselvs in den Fjord sehr malerisch daliegt, hat Gelegenheit, zum ersten Mal ein einspänniges Karriol (für eine Person), oder eine Stolkjärre (für zwei Personen) kennen zu lernen. Erst wenn man die grofse

---

*) Selbst die Unstrut fliefst durch eine „Klewe".

Stadt und die Eisenbahn mit ihrem allgemein europäischen Charakter verlassen hat, glaubt man sich in Norwegen. Der Skydsgut, welcher auf dem Brette hinten sitzt oder steht, hat zwar eine zerrissene Jacke an, ist aber dafür um so lustiger. Es geht erst ein Ende längs dem Sandvikselv, dann biegt der Weg links ab und führt durch ein Thal den Ås hinan. Rechts erblickt man noch lange den prachtvollen Porphyrberg Kolsås und das reich bebaute Lommedal. Zahlreiche Fuhrwerke der Landbewohner deuten auf lebhaften Verkehr. Früher war dieser Weg sogar die grofse Poststrafse nach dem Randsfjord und Valders; die Eisenbahn nach Drammen hat sie aber verödet. Nur im Winter, wenn die Schlittenbahn gut ist und die Landleute nichts zu thun haben, bewegt sich hier ein ziemlich starker Güterverkehr mit Vermeidung der kostspieligern Eisenbahn.

Hat man endlich die Höhe des Ås erreicht, so befindet man sich in einem von Sümpfen und Weiden unterbrochenen Waldterrain, das man in Norwegen eine Heide (Heia) nennt. Dies ist der alte echt germanische Ausdruck für Wald, wie man ihn auch in den Gedichten Walthers von der Vogelweide antrifft; doch gilt die Bezeichnung in Norwegen nur von einem hochgelegenen Bergwald, eigentlich von einem solchen, welcher bereits anfängt dürftig und spärlich zu werden und wo die Viehweide die Hauptsache wird. Freilich wird einst eine Zeit kommen, wo Norwegen alle diese Bergweiden in fruchtbare Koppeln und Wiesen verwandelt haben wird; wo dieses gröfste Weideland Europas die halbe

Welt mit Butter und Käse versehen und selber von der fünffachen Zahl von Menschen bewohnt sein wird. Denn es ist durchaus unrichtig, was man in Norwegen oft genug zu hören bekommt, daſs auf diesen Höhen ein guter Graswuchs nicht zu erwarten sei. Man braucht nur den Versuch zu machen, den Boden zu entwässern und gehörig zu düngen, um sich von dem Gegenteil zu überzeugen; was man ja auch in den Alpen, bei fünf- bis sechstausend Fuſs Höhe in der Nähe der Sennhütten schon oft erfahren hat. Auch die bereits kultivierten Weiden bei den Säterhütten in Norwegen sollten davon überzeugen, was man aus diesem Heide- und Fjeldboden machen kann. Aber es fehlt hier noch immer an Menschen, welche sich auf den Ackerbau und die Viehzucht legen, und sie werden fehlen, so lange alles, was nicht an die Scholle gefesselt ist, einen fast spielend zu erlangenden Gewinn in dem Meere findet; so lange Norwegen der groſse Fischlieferant Europas ist. Wenn erst die Südeuropäer, die Italiener und Spanier, gelernt haben werden ihre eigenen Meere auszubeuten, anstatt sich den Stockfisch von den Norwegern zuführen zu lassen; wenn es dort keine durch Sitte und Religion gebotenen Fasten mehr geben wird, wie in den protestantischen Ländern, dann wird auch in Norwegen das Land das naturgemäſse Übergewicht über das Meer erlangen, während zur Zeit die Küstenbevölkerung überwiegt und einen grossen Teil des Kapitals in den Händen hat. Daſs auch das Binnenland, das Opland, wie es hier heiſst, in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung ge-

nommen hat, kann nicht wundernehmen, da es das Bedürfnis des Küstenlandes und seiner Bevölkerung, die Tausende von Fischern zu befriedigen und die ungeheure Handelsflotte zu versorgen hat, welche bereits zur dritten Europas angewachsen ist. Wer lange im Innern Norwegens gereist ist, weiſs, was allein an Schlachtvieh die Küstenbevölkerung und die Flotte verbraucht. Wie ungenügend aber die Produkte der Viehzucht sind und wie wenig zur Ausfuhr geeignet, kann man daraus entnehmen, daſs Norwegen ein Bedeutendes an Butter, Käse u. a. aus Dänemark einführt. Nach einigen Jahrzehnten wird dies den Norwegern ebenso seltsam vorkommen, wie unserem L. v. Buch die Heueinfuhr am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Hat man den Höhenrücken überschritten, so senkt sich der prachtvolle Weg zu der Station Humledal, welche etwa an der Kante des Krogskov, hoch über dem Tyrifjord, hier Holsfjord genannt, liegt. Erst Mitte Juli blühen hier Flieder und Päonien. Dafür weht die Luft erquickend, und der Blick über den Fjord auf die groſse Halbinsel im Westen und die fernen mit Schnee bedeckten Berge ist so schön, daſs manche ihn der Aussicht vom Krogkleven vorziehen. Ich lernte hier den ersten norwegischen Mysost (Molkenkäse) kennen, welcher durch Einkochen von Ziegenmolken gewonnen wird und daher süſs schmeckt: — ein Ereignis in meinem norwegischen Reiseleben. Ein anderes war ein dicker Porterbrauer aus Gothenburg, ein wirklicher „alter Schwede“, welcher einer verwandten deutschen Dame

die Wunder Norwegens zeigen wollte. Wir fuhren zusammen in einem offenen Wagen, einer sogenannten Trille, weiter auf dem Svangstrandsvei, einem in der That geschwungenen Strandwege, welcher hinab zum Holsfjord und nach Sundsvolden führt; eine wundervolle Straſse, welche von Humledal aus allen Schluchten und Vorsprüngen der Felswand folgt und bei jeder Wendung die schönsten Bilder entfaltet. Denn überall liegen Höfe malerisch an den Berglehnen, und Feld, Wald und Fels wechseln in reizender Folge mit einander ab. Schon waren wir ein Ende vom Humledal entfernt, als der Stationshalter rufend nachgelaufen kam, weil er uns aus Versehen vier oder fünf Öre (das heiſst etwa eben so viele Pfennige) zu wenig herausgegeben hatte. Auch an solche Züge gewöhnt man sich in Norwegen bald.

Der Fjord unten war mit groſsen Flöſsen bedeckt, welche später in den Drammenselv bei Vikersund und weiter nach Drammen, einem der gröſsten Holzstapelplätze des Landes, geführt werden sollten. In „hurtigster“ Fahrt ging es längs dem blauen See mit seinen groſsen Inseln, zur Rechten immer die steilen Abhänge des Krogskov. Ein Wagen mit Herren folgte uns. De köra förbi! Sie fahren uns vorbei! schrie der alte Schwede entsetzt. In der That war es so. Wenn das nicht Deutsche sind! sagte ich zu meinem Genossen aus Altona, sie wollen uns im Gasthause, von dem man schon in Humledal gesagt hatte, daſs es voll sei, zuvorkommen. Nun, Deutsche waren es allerdings, aber wir fanden doch noch ein sehr gutes Zimmer mit groſsen Himmelbetten

und ein echt norwegisches Abendbrot mit mindestens sechs verschiedenen Käsesorten.

Man wandert fast eine Stunde — am besten im Schatten des Morgens — zum Krogkleven hinauf, immer im Fichtenwalde, dessen Boden von Farnkraut (Bregne), Eisenhut (Lushat), Preiſselbeeren (Tyttebär) und anderen bekannten Pflanzen bedeckt ist. Auf beiden Seiten rauschen unausgesetzt Quellen. Mit jedem Schritt entfaltet sich mehr die gewaltige Aussicht. Nach etwa drei Vierteln des Weges trifft man links auf die berühmte Stelle, wo der Porphyr dicht auf dem roten Sandstein lagert. Sie ist bloſsgelegt, denn man holt den lockeren roten Sand unter seinem Steindache hervor, um den Weg damit auszubessern. Darum erscheint auch dieser Weg, wenn man ihn auf der Westseite des Fjordes von der Eisenbahn aus betrachtet, als ein roter Streifen, welcher sich zum Krogskov hinaufzieht.

Weiter oben ragen die Felswände mächtig auf, einen Spalt*) bildend, durch welchen man in die Weite blickt. Es erscheint uns unglaublich, daſs auf diesem Wege, der an Steilheit alles übertrifft, was wir bisher gesehen, einst Menschen gefahren sind. Doch erzählt v. Buch: man habe stets über den Weg lockere Steine breiten müssen, damit Pferde und Wagen nicht unaufhaltsam fort- und hinabstürzten. Dieser berühmte Verfasser sagt weiter: Der Weg ist eine Spalte zwischen himmelhohen und senkrechten Felsen, die sich schnell herabsenkt; alles

*) Kleivens svimlende Portal (Wergeland).

finster und schwarz. Aber tiefer unten verbreitet sich, ganz hell beleuchtet, wie eine neue Welt, die Fläche von Ringerige, mit Höfen, Kirchen, Seen und herrlichen Fernsichten auf die Berge von Valders aus.

Oben steht links ein anderes Hotel, die Klevstue, in welcher man auch wohl die Nacht bleiben kann. Fünf Minuten unterhalb derselben befindet sich die Aussicht der Königin, welche das Eigentümliche hat, daſs das Bild auf beiden Seiten von hervorspringenden Höhen geschlossen wird. Dagegen blickt man von der Königsaussicht (Kongens Udsigt), die man nach zwanzig Minuten Gehens von der Klevstue, südwestlich, erreicht, frei über die ungeheure Szenerie.

Fast alle Fremden, welche den Weg zu Kongens Udsigt nicht kennen, verirren sich in dem echt norwegischen Walde oben, indem sie, statt sich immer rechts zu halten, den Säterweg links einschlagen. Uns führte eine kleine Jente, Dorothea, die Tochter des Landmålers (Feldmesser, nicht Landschaftsmaler!) Berg in Stadum, welche ihrer kranken Augen halber auf diese Höhe geschickt war. Der Wald mit seinen Felsbrocken, absterbenden und bemoosten Bäumen machte jenen seltsamen unheimlichen Eindruck, den ich schon früher in Schweden erfahren hatte. Der deutsche Wald erhebt; die hinauf zum Lichte strebenden Bäume bestimmen auch den Gedankenflug des Wanderers; seine Hallen erzeugen ein unmittelbar religiöses Gefühl. Im norwegischen Walde aber, wo der Felsboden kaum eine dürftige Nahrung gewährt, der Winter auf die Bäume

drückt und ihre Spitzen bricht; wo Hunderte von modernden Stämmen den Boden bedecken, weil niemand die gefallenen fortschafft und noch weniger die abgebrochenen Zweige aufliest; wo ein groſser Teil der Bäume krank und darum mit langen Bärten bedeckt ist: hier fühlt sich der Wanderer wie in einem Hexen- und Zauberbann. Dieser Wald giebt keinen Schatten, der Baumwuchs ist niedrig, der Grund nur dürftig mit Pflanzen bedeckt. Selten vernimmt man den Gesang eines Vogels; nur der Kuckuck ruft unheimlich durch die Leere, in welcher es kein Echo giebt. Zuweilen fällt ein Schuſs. Immer umsummen den Wanderer Mücken und lästige Fliegen, welche dem weidenden Sätervieh folgen.

Am Bergrande oben giebt es keine Grenze des Waldes, keine eigentliche Felskante. Wie der Boden langsam zum Klevkolle aufsteigt, so sinkt er nun wieder hinab; man geht über rundgeschliffene Felsen, auf welchen die Vegetation hie und da einen filzartigen Teppich bildet; hebt man einen Zipfel desselben auf, so entblöſst man den glatten Fels. Denn es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daſs in Norwegen das Gestein fast gar nicht verwittert; mindestens nicht der Gneis und der Granit.

Wo der Abfall stärker wird, hat man eine Art Geländer (Räkved) und ein paar Bänke angebracht: — das die weltberühmte Aussichtsstelle! Ich muſste unwillkürlich an ähnliche Punkte in der Schweiz denken. Man befindet sich hier wie auf der Mauer eines Riesen-

schlosses, dessen Fuſs sich im Tyrifjord badet. Er erscheint etwa wie der Bodensee, wenn wir von den Höhen bei Heiden darüber blicken. Nur die Inseln sind ihm eigentümlich. Die Gårde von Sundsvolden liegen dicht unter uns; weiter dehnt sich die Hügelebene von Ringerige hin, ein reiches Fruchtland, aus welchem die roten Dächer wie Mohnblüten hervorleuchten. Aber das Wundervollste bleibt doch der tiefblaue Berghintergrund mit seinen Schneebergen. Wie auf allen meinen norwegischen Fahrten, hatte ich mich auch hier des schönsten Wetters zu erfreuen. Im Südwesten ragte die Kuppe des Jonsnut bei Kongsberg auf; es folgten die etwas verschleierten Höhen des Mel- und Lidfjelds; dann der gewaltige Gausta mit seiner Schneekrone, glänzend wie ein Juwel; weiter das Eidsfjeld im Numedal, welches der deutsche Geolog Naumann so schön geschildert hat. Alle diese Berge sind sechzig bis neunzig Kilometer entfernt. Das Hauptgebirge in diesem Panorama ist jedoch das Norefjeld, östlich vom See Kröderen, und dahinter der über zweitausend Meter hohe Hallingskarven, von dessen Höhe man bereits in die groſsen Fjorde im Westen blickt. Bis zum Hallingskarven durchdringt unser Auge eine Entfernung von einhundert fünfunddreiſsig Kilometern. Weiter treten uns noch andere Berge im Hallingdal und am Spirillen-See entgegen; doch sind dies Götter niederer Ordnung. Gausta, Norefjeld und Hallingskarven fesseln uns ganz.

Wir hätten von Sundsvolden mit dem Dampfboote

nach Skjärdalen und mit der Eisenbahn nach Hönefos fahren können, zogen jedoch die Fahrt im Karriol vor, welches unser freundlicher Wirt Blyberg von der nächsten Station Vik für uns bestellt hatte. Hier kam uns der Stationshalter (Skydsskaffer) in einem langen weiſsen Rock von Leinwand entgegen und grüſste uns mit seinen tiefblauen Augen; dagegen sprach er, wie dies in Norwegen so häufig, nicht ein Wort. Die Landschaft ist fruchtbar, aber einförmig. Auf den Wiesen erblickt man überall Holzgestelle (Hesjer, Pferde) zum Trocknen des Heues. Im Osten ragt der eintausend neunhundert Fuſs hohe Gyrihaug auf. Der Weg folgt erst dem Steensfjord, später zieht er sich mehr in das Land hinein und nähert sich dem Storelv, dem mächtigen Strome, welcher aus der Verbindung des Randsfjordelvs und der Bägna (Adalselv) entsteht, um im Tyrifjord, wie Dante dies von einem berühmteren Fluſse ausdrückt, seinen Namen zu verlieren. Denn wenn er diesen See durchflossen hat, nimmt er den neuen Namen Drammenselv an und behält denselben bis zu seiner Mündung im Drammensfjord.

Alle Reisebücher berichten von dem Pfarrhofe Norderhov und der Entschlossenheit der Frau Anna Kolbjörnsdatter im Kriege mit Schweden 1716, wodurch es einer kleinen norwegischen Truppenabteilung gelang, sieben Schwadronen schwedischer Dragoner unter Oberst Löwen, welche die Silberbergwerke von Kongsberg zu plündern gedachten, zurückzudrängen. Ihr Bild nebst dem ihres späteren Gatten Ramus hängt in der Sakristei

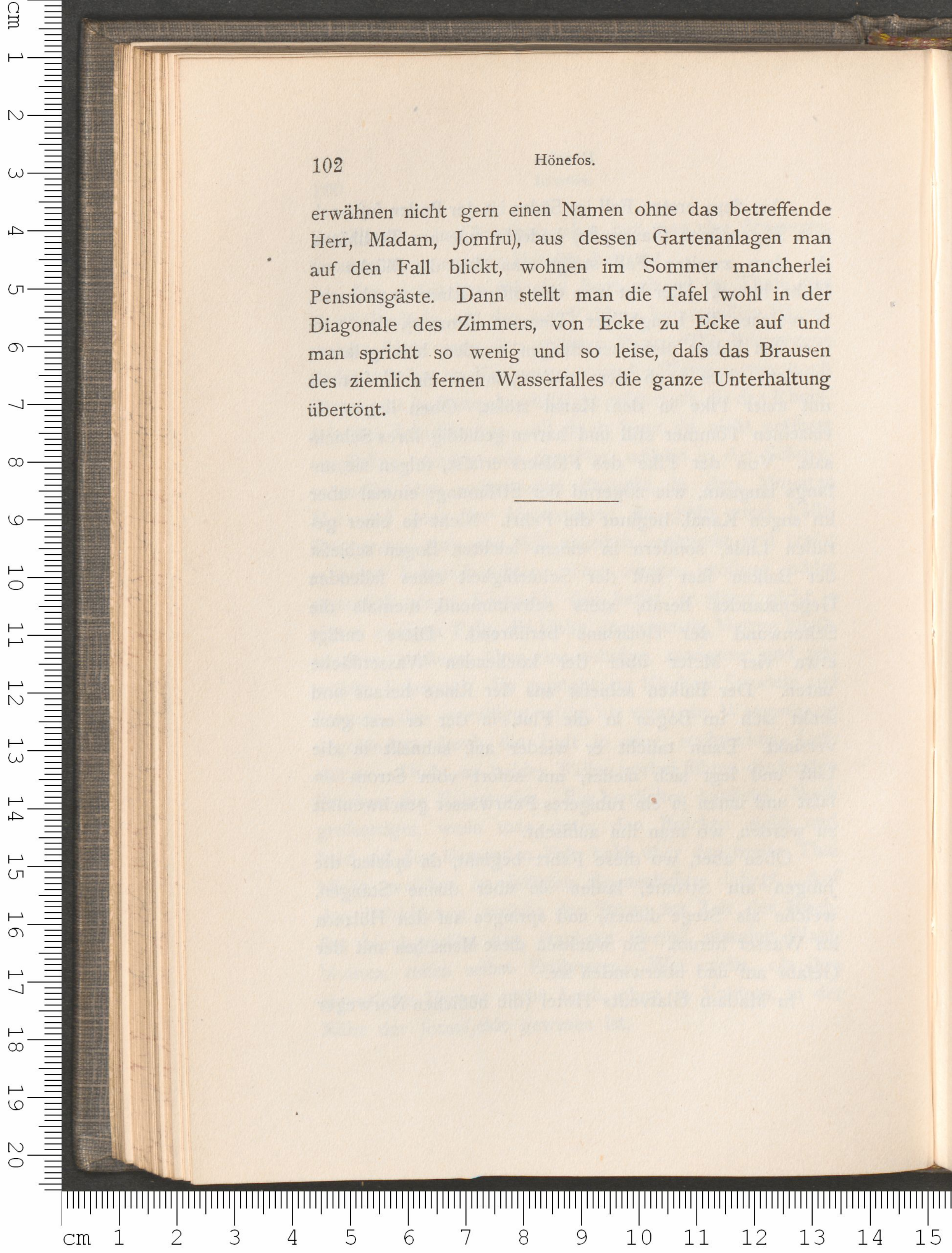
der Kirche. In Christiania aber hat man eine der neuen Straſsen nach unserer Heroine benannt.

Das Städtchen Hönefos liegt reizend im Thale des Randsfjordselv an der aus Valders kommenden Bägna, welche hier einen der gröſsten Wasserfälle Norwegens bildet. Selbst im Hochsommer ist die Wassermenge noch immer eine bedeutende, vielleicht gröſser als die des Rheinfalls bei Schaffhausen, und doch kann sie nicht entfernt verglichen werden mit der Flut, welche in der Schneeschmelze, der sogenannten Flomtid, in den Monaten Mai und Juni hier hinabstürzt. Es giebt zwei Fälle. Der erste, geringere fällt ziemlich senkrecht und treibt mehrere Schneidemühlen. Der zweite, gröſsere bildet eigentlich einen Katarakt, das heiſst, er stürzt nicht in einem einzigen Falle die Höhe von zwanzig Metern hinab, sondern schäumt über eine schräge, zerrissene und zerwühlte Felswand. So entsteht ein Kochen, Strudeln und Brausen, das gewaltiger wirkt, als wenn die Wassermasse ungehindert, durch die Luft in eine senkrechte Tiefe stürzte. Dicht an beiden Fällen vorbei führen die beiden Brücken der Fahrstraſse. Ein herrlicher Anblick! Noch groſsartiger, wenn man unter den Brücken steht und bald auf den lärmenden Fall, bald über das breite Thal blickt, welches im hellsten Sonnenlichte daliegt. Auf den Felsblöcken, welche der Strom zur Zeit der Hochflut herabgewälzt hat, wachsen überall einzelne Waldblumen, reifen selbst Erdbeeren. Wer weiſs, ob ihre eigentliche Heimat nicht hoch oben in Valders, in der Nähe der Jotunfjelde gewesen ist.

An dem ersten Fall im Süden ist der Boden fuſshoch mit Sägespänen (Saugspån) bedeckt, wie am Trollhätta. An dem zweiten Fall steigt man über die Blöcke zur Höhe hinauf. Hier hat man eine offene Rinne angebracht, in welcher die Langhölzer (Tömmer, Zimmer), damit sie von den Felsen nicht zerschlagen werden, hinabgelassen werden, eines nach dem andern, indem ein Flöſser sie mit einer Pike in den Kanal stöſst. Oben liegen die einzelnen Tömmer still und harren geduldig ihres Schicksals. Von der Pike des Flöſsers erfaſst, folgen sie anfangs langsam, wie zögernd der Strömung; einmal aber im engen Kanal, beginnt die Fahrt. Nicht in einer geraden Linie, sondern in einem leichten Bogen schieſst der Balken fast mit der Schnelligkeit eines fallenden Gegenstandes herab, stets schwimmend, niemals die Seitenwand der Holzrinne berührend. Diese endigt etwa vier Meter über der kochenden Wasserfläche unten. Der Balken schieſst aus der Rinne heraus und senkt sich im Bogen in die Flut, in der er erst ganz versinkt. Dann taucht er wieder auf, schnellt in die Luft und legt sich nieder, um sofort vom Strom erfaſst und unten in ein ruhigeres Fahrwasser geschwemmt zu werden, wo man ihn auffischt.

Oben aber, wo diese Fahrt beginnt, da spielen die Jungen am Strome, laufen sie über dünne Stangen, welche als Stege dienen, und springen auf den Hölzern im Wasser herum. So wachsen diese Menschen mit der Gefahr auf und überwinden sie.

In Madam Glatvedts Hotel (die höflichen Norweger



erwähnen nicht gern einen Namen ohne das betreffende Herr, Madam, Jomfru), aus dessen Gartenanlagen man auf den Fall blickt, wohnen im Sommer mancherlei Pensionsgäste. Dann stellt man die Tafel wohl in der Diagonale des Zimmers, von Ecke zu Ecke auf und man spricht so wenig und so leise, daſs das Brausen des ziemlich fernen Wasserfalles die ganze Unterhaltung übertönt.

VI.

Zum Rjukanfos. Drammen.

Im Hochsommer ist das halbe Norwegen, und nicht am wenigsten die schönere Hälfte, auf der Wanderung: ein ächt germanischer Zug, von welchem die romanischen Völker wenig wissen. Wer aber wandert, ist fröhlich, und so erklingen auch am Abend Salon und Schlafzimmer von Musik und Gesang. Besonders die jungen Damen lassen oft schon am frühen Morgen ihre Stimmen ertönen und wecken die Langschläfer.

Ein solches klingendes Hotel war auch das am Randsfjord. Aber unter den Anwesenden fesselte besonders ein Mädchen aus Langesund, welches mit ihrem Vater und einem jüngern Bruder eine Sviptur, das heiſst eine Spritzfahrt, machte und sehr schön Piano spielte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daſs die Norweger die Tasten des Klaviers Tangenten nennen und den Anschlag Hamring. Auch findet man es hier ganz natürlich, wenn man durch das Zimmer eines bereits

Schlafenden hindurch geht, um zu dem eigenen zu gelangen. Vielleicht noch auffallender ist es, daſs niemand sein Zimmer gegen das des Nachbars hin verschlieſst.

Welch schöne Fahrt mit der Eisenbahn längs dem Tyrifjord und dem rauschenden Drammenselv! Zuweilen stürzt aus der Felswand, wie aus einem Loch, ein Nebenfluſs, gleichsam jauchzend und laut aufschreiend, als wüſste er, daſs es nun dem ewigen Vater, dem Ozean, zugeht, der alle diese zerstreuten Wasser in sich aufnimmt. An einer andern Stelle überschreitet die Eisenbahn den Elv auf einer schwindelnden eisernen Brücke; der Gischt spritzt bis in unsern Wagen, und der scharfe Luftzug macht uns schwindeln.

In Haugsund geht westlich die Bahn nach Kongsberg ab, an Fels- und Waldhöhen und dem schönen Eker-See vorüber, der anderswo allein schon Tausende von Fremden anlocken würde; aber Norwegen ist so überreich an erhabenen Schönheiten, daſs man gegen Geringeres bald ungerecht wird.

Ich hatte unterwegs die Bekanntschaft zweier Engländer und des Stadtrats H. aus Berlin gemacht, welcher dem Fürsten Bismark gleicht und auch von den Norwegern für denselben gehalten wurde. Wir andern sonnten uns dafür in seinen Strahlen. Aber es läſst sich nicht leugnen, der Besuch des Rjukanfos wurde infolge dessen eine der theuersten Partieen, welche ich in Norwegen gemacht habe.

Der Weg geht anfangs längs dem mit Zimmerholz bedeckten Lougen, welchen die Norweger auch Laugen

und Lagen schreiben; dann wendet er sich westlich in das Jondal, eine unmalerische Waldlandschaft, in welche von Süden her der Jonsknut hineinblickt. Diese Knuter, Knoten, sind in Norwegen immer Kuppen, ohne feinere Form und Schönheit. Das Wort selbst aber bedeutet nichts als einen Fels; was man am Stilfser Joch in Tirol erfahren kann, wo es auch einen weifsen Knott giebt.

Es kam uns ein Leichenzug entgegen, wie dem schiffbrüchigen Peer Gynt; eine einfache schwarze Ligkiste. Die Engländer nahmen den Hut ab, als wären sie in London oder Paris, was die geleitenden Bauern nicht wenig in Erstaunen setzte; denn in Norwegen führt man den Todten zum Grabe ohne jedes Zeremoniell.

So kamen wir nach Bolkesjö, berühmt wegen seiner Aussicht auf den gleichnamigen kleinen See und den Folsjö, die Lifjelde und den Gausta; nicht am wenigsten wegen seines milden, immer verschämt blickenden Eigenthümers Ole Bolkesjö; berühmt auch wegen seines Stabbur, Vorratshauses, welches Tidemand auf seiner Weihnachtsgarbe (Jule-Negen) kopiert hat; ferner berühmt wegen seines interessanten Holzzimmers, in welchem der deutsche Kronprinz geruht hat, und endlich berühmt wegen des Bildes dieses Fürsten, welches der glückliche Besitzer seinen Gästen zeigt. Das schöne, geschnitzte und gemalte Zimmer mit dem breiten Kronenbett sucht in der That seines Gleichen. Rings um die Wände laufen allerlei Inschriften:

Frygter Gud, ärer Kongen,
(Fürchte Gott, ehre den König.)

Guds Sandefrygt er Säd
Til alle gode Dyder,
Det lyder os til det
Som Gud og Lov os byder.

(Gottes Wahrheitsfurcht ist die Saat zu allen guten Thaten, sie leitet uns zu dem, was Gott und Gesetz uns gebieten.)

Huus og Gods arfves efter Foreldrene, men en forstandig Kvinde kommer fra Herren.

(Haus und Gut wird von den Ältern geerbt, aber eine verständige Frau kommt von dem Herrn.)

Wir Deutsche, wenn wir ein solches norwegisches Holzhaus betreten, werden immer gar seltsam gemahnt an so viele ähnliche Bauten in der Heimat. Aber in neuerer Zeit sind sie uns doppelt vertraut geworden durch die lebenswahren Schilderungen Björnsons. Nicht weniger bekannt kommen uns alle die Menschen vor, welche gleichsam aus dem Rahmen eines uns lieb gewordenen Gemäldes heraus in die schöne Wirklichkeit treten. Man möchte ihnen unwillkürlich die Hand reichen und Tak vor sidst! sagen, das heiſst: Dank für alles, da wir uns zuletzt sahen!

Wieder fährt man durch den eigentümlichen norwegischen lichten Wald, ein Gemisch von Fels, Sumpf und Bäumen, von denen die einen lässig zum Himmel streben, die andern, vertrocknet, ihre dicht mit Flechten bedeckten Zweige ausstrecken, noch andere am Boden liegen und alle Stadien eines langsamen Auflösungsprozesses zeigen. Man denke sich ein vom Hagel zer-

schlagenes Kornfeld in das Waldartige übersetzt: statt der Halme Bäume, statt der Hagelkörner Granitblöcke; alles zerbrochen, geknickt, zerstampft. Nirgends Schatten, der Wald licht und offen, aber windstill und schwül. Das ist der norwegische Hexenwald, in welchem die Rove-Guro wohnt, welche die Männer verlockt und verdirbt, wenn sie nicht noch rechtzeitig an ihrem Schwanz (Rove) erkannt wird, den sie nachschleppt. Am besten, wenn es gelingt, diesen Schwanz in einen Baumstubben einzuklemmen; denn dann hat man sie ganz in seiner Gewalt. Die Schweden haben eine ähnliche gefährliche Erscheinung, die Waldfrau (Skogfru).

In Vik hat man recht Gelegenheit einen norwegischen Hof kennen zu lernen, welcher immer aus einem halben Dutzend, den verschiedenen landwirtschaftlichen und häuslichen Zwecken gewidmeten Häusern besteht; alle von Holz, durch das Wetter rötlich gebräunt, von interessantestem Bindewerk und die einzelnen Glieder oft künstlich geschnitzt. Alle diese Häuser stehen nahe zusammen auf dem Tråken (Hofplatz). Zu dem hohen, auf Baumklötzen (Stab) stehenden Vorratshause, dem Stabbur, in welchem ebenso die Kleider der Familie wie die Vorräte, das Mehl und das getrocknete Schaffleisch (Spegekjöd) und unzählige andere Dinge aufbewahrt werden, führt immer von aufsen eine Treppe, doch so, dafs zwischen der obersten Stufe und der Thürschwelle ein breiter Zwischenraum bleibt; angeblich damit die Mäuse nicht in das Stabbur gelangen können. Die Thür ist durch einen Riegel innen zu verschliefsen, in-

dem man von aufsen einen gekrümmten dicken Draht durch ein kleines Loch hindurchsteckt und so den Riegel bewegt. Doch gehört hiezu ein ganz eigentümlicher, nur dem Eingeweihten bekannter Pfiff. Wie in den littauischen Kleten halten sich in einem solchen Stabbur gern die Mädchen auf; und so ist es denn auch erklärlich, weshalb Peer Gynt die schmollende Ingrid gerade aus einem solchen entführte.*)

Die Fahrt geht immer im Thale des Tindelv, welcher aus dem gleichnamigen See kommt, einem der langen, schmalen, mit Wasser gefüllten Thäler, welche Norwegen so eigentümlich sind. Da, wo der Elv aus diesem „Vand“ tritt, liegt der kleine Ort Tindoset, die Tindmündung. So deute ich wenigstens das Wort. Eine andere Deutung wäre Tind-Os-Set, der Tindmündungssitz; oder Tind-Asäte, das Tindeigentum. Wer sich für dergleichen Etymologien in Norwegen interessiert, sollte das interessante Norsk Ordbog von Ivar Aasen (Christiania 1873 2. Auflage 1893) zu Rate ziehen.

Wir safsen in Tindoset insofern in der Klemme, als das Dampfboot Rjukan am folgenden Tage, einem Sonntag, nicht den See befuhr und etwa vierzig Kilometer von uns entfernt am Nordende des Sees ankerte. Den kleinen Booten mochten wir uns aber um so weniger anvertrauen, als ein heftiger Nordwind auf dem See wehte. Ich erinnerte mich der bedenklichen Fahrt

---

*) Peer Gynt, ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen, das reich an spezifisch norwegischen Schilderungen ist.

meines Landmannes Pankritius, dessen schöne, Schweden und Norwegen schildernde Hägringar (Fata Morgana-Bilder) nun auch schon vergessen sind. Aber ein guter Mann wuſste Rat. Er wollte mit zwei andern Männern noch in der Nacht nach Sigurdsrud fahren und das Dampfboot zum folgenden Sonntagsmorgen bestellen. In der That hatten sie sich bis Mitternacht, von Vorberg zu Vorberg, immer wie die Löwen gegen den Wind arbeitend, durchgerungen und trafen am folgenden Morgen mit dem Dampfboot in Tindoset ein, da wir gerade bei der Varm Frokost saſsen. Landleute benutzten die gute Gelegenheit und baten um Mitnahme. So fuhren wir denn wie die vornehmen Herren über den schäumenden See und erfreuten uns der schönen Felsszenerie, der kühnen Lage einzelner Höfe und der köstlichen, frisch vom Fjelde kommenden Luft. Hier war es, wo H. zum ersten Male in den Geruch eines Fürsten kam. Mit dem Winde auf dem Tindsee, der zwischen den hohen Felswänden wie durch einen horizontalen Schlot weht, ist aber in der That nicht zu spaſsen. Der Steuermann zeigte uns eine kleine Felsplatte über dem Wasser, auf welcher einst ein schiffbrüchiger Pfarrer (diese sind oft die Zielscheibe des Spottes in dem frommen Norwegen) mehrere Tage zugebracht und vor Hunger seine ledernen Hosen aufgegessen haben soll.

Bei Hovind führte ein kräftiger Bursche uns eine Bootladung Kiefernholz zur Feuerung zu und sollte sogleich Gelegenheit haben seine Kraft und Geschicklichkeit zu erproben. Denn als einer der Schiffsleute im Sturme

seinen Hut verlor, sprang der Bursche sofort in den angehängten Nachen und begann eine Jagd nach dem schwimmenden Hut, daſs es eine Freude war, ihm mit den Augen zu folgen. Wie ein Wasservogel schoſs er auf den Flüchtling los, glitt an ihm vorüber, wand um, legte sich in die Ruder, holte ihn ein. Aber der verräterische Hut entglitt seinen Händen wie eine Taucherente. Wir mit unserem kleinen Dampfboot ihm nach, ihm entgegen, ihn durch Zurufe anfeuernd. Alles vergebens! Der Sturm war zu stark. Als der Bursche endlich den Hut mit seinem Ruder traf, sank dieser in den Grund. Und so werden ihn wohl in der mehrere hundert Meter messenden Tiefe fortan die Wassernixen des Tindsees tragen, der Mode unserer Damen folgend, welche ja auch oft Herrenhüte auf ihre schönen Locken drücken.

Wir waren bei dieser Jagd den steilen Felswänden des Haukenäsfjeldes so nahe gekommen, daſs es der ganzen Kraft der Maschine bedurfte, um uns auf dem See zu halten.

Giebt es dort Grund? fragte ich den freundlichen Kapitän, einen einfachen Bauer aus der Umgegend.

O ja, erwiderte er lächelnd, in vierhundert Fuſs Tiefe. Wir berechneten die Weite eines Tellsprunges; die Landleute aber blickten etwas scheu auf ihre ledernen Hosen.

In Strand, das auch Ornäs heiſst, während die Kirche den Namen Mäle führt (man muſs sich in Norwegen an eine solche topographische Vielnamigkeit ge-

wöhnen) war es im Schutze der Felswände ganz still. Schon war unser fürstlicher Ruf hiehergedrungen und so fuhren wir ohne Verzug auf schönem Wege durch das Vestfjorddal, einen breiten, von dem Månelv durchströmten und von starren, etwas einförmigen Bergzügen eingefaſsten Gebirgsspalt. Dieser Månfluſs hat natürlich nichts mit Måne, Mond, zu thun, sondern ist ein Namensvetter unseres Main, der ostpreuſsischen Minje, und des portugiesischen Minho: nicht befremdend für einen, welcher weiſs, daſs die Fluſsnamen in ganz Europa, und in allen arischen Sprachen, so ziemlich dieselben sind, weil sie alle Fluſs bedeuten.

Nach kurzer Zeit bogen wir um die Ecke, und der Gausta lag vor uns, der höchste Berg Südnorwegens (1884 m.), eigentlich kein Berg, sondern ein gezackter Bergkamm, nach Art des Watzmanns, welcher sich von Südosten nach Nordwesten erstreckt. Etwa sein letztes Fünftel oben war ganz mit neuem Schnee bedeckt, und so erinnerte er mich lebhaft an manche der amerikanischen Vulkane, welche eine ähnliche gezackte Schneekrone in die Luft erheben. Oben ist der Berg, wie Pankritius erzählt, ganz mit einem Ur, das heiſst mit losen Blöcken bedeckt, über welche man springen muſs, während unter ihnen unausgesetzt das rinnende Wasser rauscht.

Kommt man unten im Thale weiter, namentlich zu der groſsartigen Schlucht der Böbräkke, durch welche der Månelv sich einen Weg gebrochen hat, dann erblickt man den Gausta gleichsam im Profil und als eine spitze Pyramide.

Das Thal wird immer imposanter; man sieht Krokan, das Haus des Touristenvereins mit dem eigentümlich geformten Gausta-Kollen dahinter, und die vom Rjukanfos aufsteigende Wasserrauchsäule. Als Professor Hansteen vor achtzig Jahren über die Hardanger Widde wanderte, zeigte eine ähnliche Dampfsäule ihm die Stelle an, wo der bis dahin noch ganz unbekannte Vöringsfos in die Tiefe stürzt.

Der Rjukanfos, der „rauchende Wasserfall", wird von dem Månelv, dem Abfluſs des bedeutenden Hochgebirgssees Mjösen, gebildet. Wenn irgendwo erkennt man hier recht, wie nichts als dieser Wasserfall das tiefe Bett des Månelvs unten gegraben hat, und fortfahren wird die Bergwand, über welche er in einen tiefen Kessel stürzt, zu zerstören und selber immer weiter nach Westen zu rücken, bis er endlich den Mjösen erreichen und dessen Seegrund trocken legen wird. Wir stehen mitten in einem interessanten Prozeſs. Und dieselbe Kraft, welche den Rjukan immer neu bildet, führt die Sinkstoffe hinab zum Tindsee und wird ihn ausfüllen, geradeso wie das Vestfjorddal, welches einst nichts anderes war als eine westliche Fortsetzung des Tindsees, zu einem Thalboden geworden ist.

An einem Wasserfall, zumal von der Bedeutung des Rjukanfos, sollte man immer einen ganzen Tag verweilen, um ihn zu jeder Tagesstunde und in verschiedenen Beleuchtungen zu sehen. Auf seiner Nordseite steigt einer der Norwegen eigentümlichen glatten Felsabhänge auf, welche man Svadberge nennt; ein Wort, das mit

svada, isländisch svedja, das Fell abziehen, schinden, zusammenhängt. Quer über einen solchen Berg zu gehen, ist besonders schwierig, da es nirgends einen festen Halt für die Hand oder den Fuſs giebt; bei einem Fehltritt gleitet der Wanderer rettungslos in die Tiefe. Über den Svadberg am Rjukanfos führt der sogenannte Mariensteig. Mügge war der erste, welcher die rührende Sage von einem Liebespaar erzählte, das nicht zueinander durfte, es war denn auf diesem gefährlichen Gange, bis die Geliebte zuletzt, vor den Augen des Liebenden, verunglückte. Gewiſs ist diese Geschichte eine bloſse Sage und aus dem Bedürfnis der Menschen entstanden, zwei Liebende, trotz eines trennenden Hindernisses, zusammenzuführen. Anfangs ist dieses Trennende ganz naiv eine Wand, (Pyramus und Thisbe), später wird es ein Wasser (Hero und Leander), zuletzt ein Familienzwist (Romeo und Julie).

Wir durften weder am Rjukanfos lange verweilen, noch den Mariensteig betreten, wie ich es mir doch gewünscht hatte, weil wir noch an demselben Abend nach Strand zurückkehren muſsten, um am folgenden Morgen nicht das Dampfboot nach Tindoset zu versäumen.

Auf der Reise ist jedes Zurück wie der Genuſs eines abgestandenen Getränks. Glücklicherweise wählten wir, Tindoset und das Tindthal verlassend, eine neue Straſse weiter südlich, um die weitberühmte Stavekirche von Hitterdal zu besuchen, einen merkwürdigen von einem Laufgange umgebenen Holzbau mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen, das Ganze stufen- oder etagenartig ge-

gliedert und höher und höher mit Türmen aufsteigend, sodaſs man, von Ferne gesehen, ein groſses Segelschiff zu erblicken glaubt; etwa eine der altertümlichen, hochbordigen Galeeren, wie man sie auf englischen und holländischen Schlachtenbildern findet. Ich habe später die ähnlichen Kirchen von Lom und Borgund gesehen, welche, besser erhalten, noch treuer den alten Styl bewahrt haben, auch wohl reicher sind an wunderlich verschlungenen Schnitzereien mit Drachen- und Schlangenmotiven. Aber beide sind erheblich kleiner als die Kirche von Hitterdal und nicht von deren imposanten Höhe.

Jomfru Holst in Lysthus bei Hitterdal erfreute uns mit vortrefflichem Renntierbraten, wofür sie allezeit gesegnet sei. Wir fuhren weiter längs dem Hitterdalsee und hielten gegen Abend an dem schönen Tindfos, dessen Wasserkraft sich eine Holzschleiferei (Träsliberi) zugute gemacht hat. Hier wird jene gesuchte Holzmasse gewonnen, aus welcher man später Pappe und Pakpapier bereitet. Dann durch eine öde Berg- und Waldgegend, aus welcher zuweilen die Stimme einer wahrscheinlich in einer Wald- oder Säterhütte wohnenden singenden Jente erscholl, über das einsame Jerngruben mit unfreundlicher Pige*), nach dem im tiefen Schlafe liegenden Kongsberg. Aber der Himmel war sternenklar und Jupiter leuchtete über uns mit mildem

---

*) Sowohl Jente als auch Pige bedeutet Mädchen, doch ersteres mehr das einfache Bauer- und Fischerkind.

Lichte. In Hougsund trennten wir uns. Unser „Fürst“ und die Engländer fuhren nach dem Tyrifjord und Ringerige, ich wählte die Eisenbahn nach Drammen.

Christiania ist keine eigentliche Seestadt; kein Fluſs verbindet sie mit dem Innern des Landes, dem sogenannten Opland; der tief einschneidende Fjord versetzt sie von der Seeküste weit in das Land hinein und verleiht der Stadt als Handelsplatz ihre Bedeutung.

Drammen liegt auch am Ende eines tief in das Land eindringenden Fjordes, aber zugleich auf beiden Seiten eines groſsen Stromes, des Drammenelvs, welcher leichten Zugang zu den groſsen Thälern von Hadeland, Valders und dem Hallingdal gewährt. Ferner erschlieſst ihm die Eisenbahn das groſse Numedal, sodaſs man Drammen als den Küstenort bezeichnen kann, an welchem sich vier der schönsten norwegischen Thäler zum Meere öffnen. Diese Thäler sind im wesentlichen Waldthäler, und so riecht es denn auch in Drammen nach Holz, wohin man nur gehen oder blicken mag. Meilenweit ins Innere des Landes hinein ist der Fluſs mit schwimmenden Hölzern bedeckt; in Drammen selbst werden sie aufgefangen, geordnet, zerschnitten, in die Schiffe geladen. Es ist ein eigentümlicher Genuſs, über den Möllerholm im Osten der Stadt zu wandern, die endlosen Holzstapel zu betrachten und sich ein Feuer vorzustellen, das in diesen Massen schwelgen kann wie ein Marder, welcher in einen Hühnerstall gebrochen ist. Ein anderer norwegischer

8*

Holzplatz der Art ist Fredrikstad, der Ausgangspunkt des groſsen Glommendals; aber Drammen übertrifft doch diese Friedrichstadt, wenn nicht in Ansehung des Holzhandels, so doch durch seine herrliche Lage, welche an das groſse Oporto erinnert. Einschränken muſs es sich freilich, wie die Dourostadt, und nicht lange, so wird es langsam den Ås im Norden hinaufsteigen und dann in gewaltigen Terrassen auf den breiten Elv hinabblicken, über den eine mächtige Holzbrücke führt, in welche luxuriös tausende von Stämmen verbaut sind. Im Sommer weht es hier immer kühl und der Blick fluſsauf- und -abwärts ist wahrlich schön. Dann dient die Brücke wohl als reizende Promenade. Im Winter zieht es hier um so schärfer. Doch die Drammenser wissen Rat. Sie stellen Holzschirme („Daa's Skjärme") auf der einen Seite der Brücke auf und wandeln in deren Schutz wie einst Hadrian auf seiner Wandelbahn bei Tivoli. Die Südseite der Stadt, Strömsö und Tangen, gilt nicht als das feine Quartier Drammens, man muſs es auf der Nordseite des Fluſses in Bragernäs suchen, das nach dem groſsen Brande im Jahre 1866 neu aufgebaut ist und sich mit seinem schönen Torv und der gotischen Kirche wohl sehen lassen darf. Daſs Tidemand aus seinem gemütlichen Genre gelegentlich auch zum Erhabenen aufsteigen kann, zeigt sein prachtvolles Altarbild, die Auferstehung Christi. Der schöne Marmor-Taufengel von Borch ist ein Geschenk des Bruders des Künstlers, eines Groſserers, wie es in Norwegen heiſst. In der That, wenn man Gemeinsinn und Opfer-

freudigkeit finden will, muſs man nicht die groſsen Staaten Europas besuchen.

Man steigt von Bragernäs gern zu dem schönen Brandposten auf und weiter zu dem mitten im Bergwalde gelegenen Klopkjärn, einem See, in dessen Nähe allerlei Huldrefolk wohnen mag, das seinen Spuk treibt. Ich wenigstens ging mehrere Male irr, bevor ich durch den lichten Wald zu der nahen Aussicht gelangte, welche die Leute Prins Oskars Udsigt benannt haben. Aber bei dem herrlichen Blick auf den Fjord und das Thal von Lier vergiſst man gern solche ephemere Huldigungen. Im glühenden Lichte eines Sommertages liegt das wunderbare Bild so traumhaft zu unseren Füſsen, als ständen wir auf einer der Höhen des Tyrrhenischen Meeres. Wer Norwegen nur von den Sturm- und Nebelbildern unserer Maler kennt, ahnt nicht, daſs dieses Land auch an Schönheit und Farbenglanz mit dem Süden Europas wetteifert. Und je weiter nach Norden, um so farbenprächtiger und leuchtender wird diese Natur.

VII.

Über das Dovrefjeld nach Drontheim.

Der Fremde reiſst sich nur schwer von Christiania los. Es ist nicht bloſs die Landschaft, die reiche Entfaltung des Menschenlebens, der freundliche Sinn der Bewohner: man fühlt sich mehr als anderswo in dem Mittelpunkt eines merkwürdigen Landes, das den Übergang aus einer Art Bauern-Republik in einen Handels- und Industrie-Staat durchzumachen versucht. Die Stadt dehnt sich mit einer beängstigenden Schnelligkeit aus; kaum vermag das Binnen- und Hinterland dieser Entwicklung zu folgen. Während sie am Anfange des 19. Jahrhunderts keine zehntausend und nach der Mitte desselben noch nicht vierzigtausend Einwohner zählte, hat sich diese Zahl jetzt schon mehr als verfünffacht. Das sind fast südamerikanische Verhältnisse, wo auch die groſsen Handelsstädte die Landbevölkerung aufsaugen und zu ihr in einen feindlichen Gegensatz treten. Der dadurch hervorgerufene Kampf droht um so hef-

tiger zu werden, als die norwegische Staatsverfassung ganz auf die Herrschaft des Bauerntums gegründet ist, die Städte aber dafür fast die gesamten Staatslasten zu tragen haben. Denn Norwegen kennt weder eine staatliche Grund- noch eine Einkommensteuer.*) Wenigstens ist die erstere, soweit sie als Skyld erhoben wird, ganz unbedeutend. Die Staatsausgaben werden fast ausschliefslich aus den Zöllen bestritten, diese aber im wesentlichen von der Stadtbevölkerung aufgebracht, da die Landleute den gröfsten Teil ihrer Bedürfnisse noch immer ihrem Grund und Boden entnehmen und die meisten zu ihrem Leben erforderlichen Dinge selbst verfertigen. Norwegen ist das Land der Home-spun-Industrie und der Bedürfnislosigkeit. Vielleicht in keinem europäischen Lande lebt der Landmann so dürftig. Einen um so stärkeren Gegensatz bildet der Luxus in den Städten, welcher gröfser ist als in Deutschland. Hier treffen wir schon durchweg europäische Zustände, auch das System einer lästigen kommunalen Besteuerung, welche um so schwerer wiegt, als die Namen der Besteuerten nebst Vermögen und Steuerbetrag stets durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Die Norweger finden eine wirkliche bürgerliche Freiheit nur in einer unbeschränkten Öffentlichkeit. Dies geht so weit, dafs selbst die Beratungen des obersten Gerichtshofes (Höieste Ret) öffentlich sind, nur dafs die Namen der einzeln stimmenden Assessoren (die Richter führen keine Titel)

*) Ist jetzt eingeführt.

nicht genannt werden. Freilich nimmt, so sagte mir ein Norweger, diese Öffentlichkeit der Rechtspflege den Nimbus: — man blickt hinter die Kulissen. Andrerseits werden die Gerichtsverhandlungen seitens der Advokaten mit Höflichkeitsformen überladen. Sie reden zum Gerichtshofe wie zur Majestas des Populus Romanus. Doch sind ja diese Formen oft die Ergänzung und das Korrektiv freiester Institutionen; gerade so wie die politisch freien Völker sich unter dem Titel der Freiheit einem anderweitigen Druck unterwerfen, welcher den sogenannten unfreien Nationen vollkommen unerträglich scheinen möchte.

Schaut man von Christiania mit dem geistigen Auge ringsum, so findet man sich in dem Zentrum eines grofsen Netzes, teils von Wasser-, teils von Landstrafsen. Nach Süden — nach Europa zu — öffnet sich der prachtvolle, einen Breitengrad lange Fjord; nach Osten führt die Strafse in das Thal des Glommen und nach Schweden, nach Westen über Drammen nach Telemarken. Nach Norden öffnen sich fächerartig die grofsen Thalfurchen des Hallingdal, Valders, Gudbrandsdal und des Glommen (Österdalen), ebenso viele bequeme Wege zu den Fjorden der Westküste wie nach Drontheim darbietend. Alle diese Thäler haben das Eigentümliche, dafs sie da, wo sie in die norwegische Hügelebene treten, von Seen erfüllt sind, tiefen, viele Meilen langen, vielleicht einst von den herabsteigenden Gletschern ausgeschaufelten Löchern. Diese Seen sind: der Kröderen, der Spirillen, der Randsfjord und der Mjösensee, das innere Meer Norwegens,

wie Leopold v. Buch ihn nennt. Selbst der Glommen hat noch weiter im Süden den Öiangen offen gelassen, den er jedoch ebenso auszufüllen droht, wie er bereits die groſse Schwemmebene bei Fet im Norden dieses Sees gebildet hat. Zu allen diesen Seen (eigentlich nur wassergefüllten Thalmulden) führen Eisenbahnen, über dieselben Dampfboote. Wo sie endigen, beginnt der Landweg und die Skydsbeförderung im Karriol. Nur vom Mjösen laufen bereits zwei Eisenbahnen weiter, und zwar die östliche in das Thal des Glommen und längs diesem, die Paſshöhe bei Röros übersteigend, durch das Thal der Gula nach Drontheim. So kreuzt der Reisende, einer dieser Thalfurchen folgend, das südliche Norwegen in drei bis fünf Tagen, während er auf der Eisenbahn Drontheim in zwei, oder mit dem Nachtzuge in einem Tage erreicht.

Wer gewohnt ist nur noch auf Eisenbahnen zu fahren, wird vielleicht Bedenken tragen, eine mehrtägige Landfahrt quer durch Norwegen zu unternehmen. Jedoch mit Unrecht. Vielleicht besteht der Hauptreiz einer norwegischen Reise gerade in diesen Landfahrten. Weit ist es freilich. Sprechen die norwegischen Märchen doch von Fünfzehn-Meilenstiefeln (die Meile zu 11,29 Kilometer gerechnet), während wir uns mit unsern Sieben-Meilenstiefeln begnügen. Und sie dürfen den Mund so voll nehmen; ist es doch von der Südspitze Norwegens (Christianssand) bis zum Nordkap (Hammerfest) weiter als von Flensburg bis Florenz. Aber dafür sind die Wege vortrefflich, die Pferde nicht schlecht, die Skyds-

jungen meist munter und die Quartiere oft recht behaglich. Dazu eine neue Welt, ein merkwürdiges Volk und je höher man hinauf kommt, die erquickende Fjeldluft.

Es lohnt schon auf seinem Karriol quer durch Norwegen zu fahren.

Ich reiste noch dazu nach der Sonne. Wohl waren bis zum vierzehnten Juli die Abende in Christiania noch wunderbar hell, aber erst auf dem Dovrefjeld gab es keine Nacht mehr. In Drontheim tauchte die Sonne erst zwei Stunden vor Mitternacht unter den Horizont, dann auf meiner Nordlandsfahrt später und später, bis ich sie endlich in Tromsö einholte und fast zwei Wochen lang nicht mehr verlor.

Wie bei meiner Abfahrt von Berlin, traf ich auch auf dem Bahnhofe in Christiania mit Hunderten von Reisenden zusammen, welche auf Ferien gingen. Dort vielfacher Lärm, Unruhe, Bewegung, hier alles still, geduldig, fast schüchtern. Während man in Deutschland Coupees für Nichtraucher hat, werden hier die Rauchcoupees besonders bezeichnet. An der Decke sind Vandkjöler (Wasserkühler) befestigt, aus denen man Eiswasser in ein Glas füllt. Sie kommen auch an den Damfbooten überall vor, sind aber nicht so häufig wie die metallenen, oft mit Blumen gefüllten — Spucknäpfe. Die Damen tragen die eigentümlichen norwegischen Broschen (Söljer) von Silberfiligran, von denen manche handgroſs und mit allerlei vergoldeten Plättchen („Laub“, ursprünglich wohl Brakteaten) behängt sind.

Statt der jungen Frau mit dem Kätzchen hatte ich

dieses Mal zum Gegenüber eine alte Dame, welche mit aller Gewalt deutsch reden wollte, alle Erlebnisse und Ereignisse vom Måneskifte (Mondwechsel) im Almanach abhängig machte und zur Bekräftigung ihrer Behauptungen jedesmal einen Schluck blutroten Kirschbranntweins nahm. Dieser Kirschbranntwein war mir sehr merkwürdig, denn er erinnerte mich daran, daſs noch in den vierziger Jahren dieses Getränk, nämlich verdünnter Alkohol mit Kirschensaft, auch in meiner Heimat auf dem Lande die gröſste Rolle spielte. Weder bei Hochzeiten noch bei Begräbnissen durfte es fehlen. Und da nun die Leute in Norwegen noch vieles besitzen, was in Norddeutschland vor etwa vierzig bis sechzig Jahren allgemein im Gebrauch war, z. B. die harten Sofas mit Roſshaarbezug, ockergelbe Stubenwände und dieselben altmodischen Blumen in den Gärten und auf den Fensterbrettern, braun-glasierte Kaffeekannen und Guitarren, Lichtscheeren und unzählige andere Dinge, so ist es mir auf meinen Fahrten durch Norwegen oft zu Mute gewesen, als reiste ich in meine Jugend zurück. Gewiſs kein kleines Moment, wenn es darauf ankommt, sich des Zaubers bewuſst zu werden, welchen dieses Land auf einen Reisenden ausübt.

Die Eisenbahn, die älteste in Norwegen, 1851 von einer englischen Gesellschaft gebaut, endigte früher in Eidsvold, dicht an dem spiegelklaren Vormen — ein Fluſsname, der in Norwegen und noch anderswo („Würm") vorkommt. Er bildet den Abfluſs des hundert Kilometer langen Mjösen, ein Wort, das ebenfalls Wasser bedeutet und

auch als Flufsname Mesna („Maas“, „Meuse“) auftritt. Eigentlich ist der Mjösen nichts Anderes als das Sammelbecken des aus dem Gudbrandsdal kommenden Lougen, was wiederum Wasser bedeutet (isländisch La), weshalb der Samstag, an dem alles gewaschen wird, auch Laugardag, jetzt Lördag, heifst.

Eidsvold ist geweihter Boden, als Geburtsstätte der norwegischen Verfassung, und nicht blofs für die Norweger, welche mit Recht in ihr das treueste Palladium ihrer bürgerlichen und nationalen Freiheit erblicken, sondern auch für Deutschland, das in dem Kampf um Einführung konstitutioneller Institutionen in den zwanziger und dreifsiger Jahren des 19. Jahrhunderts seine stärksten Waffen der norwegischen Verfassung entnahm. Wohl ist Wienbargs Quadriga, in welcher von Schleswig-Holstein aus zum ersten Mal auf die Bedeutung jener Verfassung hingewiesen wurde, jetzt vergessen, aber nur weil die Quelle ein grofser Strom geworden ist. Damals erregten die Mitteilungen Wienbargs über die Existenz einer so gut wie unbekannten republikanischen Verfassung im hohen Norden ein ungeheures Aufsehen. Wohl blendeten die Ereignisse in Frankreich stärker, Börne und Heine wiesen immer nur nach dem Westen. Aber die Thatsache, dafs ein germanisches Volk im Norden bereits alles besafs, um was man selbst in Frankreich noch kämpfte, hatte doch seine Bedeutung, schon weil es uns damals erröten machte.

Deutschland sollte daher wenigstens den Namen des Vaters der norwegischen Verfassung kennen, der sein

Werk den am zehnten April 1814 in Eidsvold versammelten Notabeln vorlegte und es am siebenzehnten Mai als das noch geltende norwegische Grundgesetz (Norges Grundlov) angenommen und unterschrieben sah. Es ist Christian Magnus Falsen, der Sohn von Enevold Falsen, von dessen traurigem Tode im Fjord von Christiania (1807) schon Leopold v. Buch berichtet.*) Man streitet in Norwegen, nach welchem Muster Falsen, in Verbindung mit Lektor Adler, seinen Verfassungsentwurf gearbeitet habe, ob nach der amerikanischen Konstitution von 1787, oder der französischen von 1791, oder der spanischen von 1812. In Wahrheit nach allen dreien, sogar unter Benutzung der niederländischen Verfassung vom Jahre 1798, nur dafs er nicht wie anderswo nach der Schablone arbeitete oder gar nur übersetzte, sondern immer die eigentümlichen norwegischen Verhältnisse vor Augen hatte, und vor allem von der seine Zeit beherrschenden Ansicht ausging, dafs der Bauernstand den Kern des Volks bilde. So kam es, dafs er und seine Berater (Lektor Adler, Professor Sverdrup), obwohl Städter und Beamte, in der norwegischen Verfassung die Herrschaft des Bauernstandes begründeten, unter welcher die seitdem mächtig entwickelten Städte, damals nur unbedeutende Häfen des Binnenlandes, jetzt seufzen; dafs er das Wahlrecht lediglich an den Grundbesitz band und als den stärksten Riegel gegen alle demokratischen Aus-

---

*) Vergl. über ihn und das hier Folgende: Aage Skavlan, Historiske Billeder fra den nyere Tid. Christiania. 1878.

schreitungen die Bestimmung aufnahm, dafs der zu wählende Storthingsmand seinen Wohnsitz innerhalb seines Wahlbezirks haben müsse. Andrerseits verlieh er dem Bauernstande nach oben hin einen weitgehenden Schutz und eine unbegrenzte Initiative, indem er der Krone nur ein suspensives Veto gestattete.*) So ist die norwegische Verfassung zwar im wesentlichen eine republikanische, aber weit entfernt von jeder breiten demokratischen Grundlage. Da das Wahlrecht an den Grundbesitz geknüpft ist, so sucht der Arbeiterstand dasselbe dadurch zu erlangen, dafs man irgendwo ein paar Quadratmeter wertloses Land, meist Moorland, erwirbt. Diese Myremänd (Moormänner) spielen gegenwärtig in der norwegischen Verfassungsgeschichte keine kleine Rolle, da ihre Zulassung formell nicht wohl in Abrede gestellt werden kann, wie sehr sie auch dem Geiste der Verfassung widersprechen mag. Erkennt das Storthing, wie bisher, diese Myremänd als berechtigte Wähler an, so giebt es für die Wahlberechtigung kaum noch eine Grenze, da von den fünftausend siebenhundert und fünfzig Quadratmeilen Norwegens nur dreiundvierzig bebautes

*) Ob nur bei einfachen Gesetzen, oder auch bei Abänderungen des Grundgesetzes der Krone ein suspensives, oder ein absolutes Veto zustehe, bildet den Gegenstand des erbitterten Kampfes zwischen dem Storthing und der Regierung. Das Bedenkliche in der norwegischen Verfassung besteht darin, dafs sie die Macht des Königs fast zu einem Schemen herabdrückt, da derselbe nicht das Recht besitzt, das Storthing aufzulösen, und sich sogar gefallen lassen mufs, dafs seine Civilliste jährlich von der Volksvertretung festgesetzt wird, wie die eines beliebigen Beamten.

Land sind, also noch recht viel Areal den Myremänd zu Gebote steht.

Wer sich in Eidsvold aufhält oder gar den Eisenbrunnen des Eidsvoldsbades trinkt, wird nicht unterlassen, das nur zwei Stunden entfernte Eidsvoldswerk, jetzt Staatseigentum, zu besuchen, in welchem der erste norwegische Reichstag die Verfassung beraten hat. Noch näher ist der Eidsvoldsbakke mit Kirche und Pfarrhaus, in welchem Henrik Wergeland, der Dichter der norwegischen Verfassung und Volksfreiheit, seine Jugend verlebt hat. Es gab eine Zeit in Norwegen, wo der revolutionäre siebenzehnte Mai streng verpönt war und nur von dem vierten November 1814, an welchem Tage das Storthing die Vereinigung Norwegens mit Schweden genehmigt hatte, gesprochen werden sollte. Aber Karl Johann (Bernadotte) verrechnete sich bei den Norwegern, vielleicht dem eigensinnigsten und politisch zähesten Volke der Erde. Das dreimal einberufene Storthing schaffte ruhig den Adel ab (1821) und Wergeland dichtete seine Lieder. Den singenden Studenten gegenüber war die Gewalt machtlos. Seitdem feiert man nur noch diesen Maitag als Volksfest, an welchem die ganze Jugend in flaggenreichen Aufzügen teilnimmt.

Wergeland, geboren 1808 in Christianssand, kam im Jahre 1817 mit seinem Vater nach Eidsvold. Hier bewohnte er namentlich als Student ein Zimmer in dem Pfarrhofe, das nach der Darstellung seiner Schwester, Frau Collet (der Verfasserin des Romans: die Töchter des Amtmanns), bunt genug ausgesehen haben mag.

Vielleicht spukte der Geist eines verrückten Grafen noch darin, welcher einst hier Unterkunft gefunden hatte. Dieses Grafenzimmer hatte Wergeland nicht bloſs zu einem naturhistorischen Museum umgeschaffen, sondern auch mit allerlei phantastischen Darstellungen geschmückt. Ein aus einem Birkenstumpf gehauener Kubbestuhl stand vor seinem Tisch, eine Auerhahnsfeder diente ihm zum Schreiben; vor dem Fenster hing eine Äolsharfe, an der Wand ein Schädel, darüber ein Strauſs wilder Rosen. Man hatte die Wahl, ob man sich in einem Naturalien-Kabinet, einer Eremitenhöhle oder in dem Laboratorium eines Hexenmeisters wähnen wollte. An der einen Wand erblickte man einen tanzenden Neger in Lebensgröſse, an den Glauben der Neger erinnernd, daſs sie wieder in ihre Heimat gelangen, wenn sie sich tanzend in die Flammen stürzen. Daneben befand sich ein kolossales Exemplar des Grundgesetzes, bewacht von zwei Riesen in norwegischer Bauerntracht mit Beilen und Äxten. Überall sah man lebende Fische und Schlangen in Gläsern, während mehrere Vögel frei umherflogen. Auf einem Kissen lag sein Lieblingshund Bella. Ein altes einäugiges Kaninchen sprang zwischen Moos, Steinen und frisch gebrochenen Zweigen umher. Auf dem Tisch endlich ragte ein Rieſsenstrauſs von Feldblumen aus einem alten Trinkhorn auf.

Dieses und weiteres über den liebenswürdigen Dichter berichtet dessen Schwester in ihrem Büchlein: I de lange Nätter (in den langen Nächten).

Doch es ist Zeit, daſs wir Eidsvold mit seinen in-

teressanten Erinnerungen verlassen. Von dem über dem Vormen gelegenen Bahnhof steigt man unmittelbar hinab zum Dampfboote, das täglich die lange Wasserstraſse bis zum Nordende des Mjösen fährt.

Bis Minde geht es noch auf dem Vormen selbst, der sich später in den Glommen ergieſst, weiter auf dem Mjösen, dessen Ufer, obwohl sie über sechshundert Meter aufsteigen, nirgends einen bedeutenden Eindruck machen. Dagegen überrascht die Fülle freundlicher Höfe und das reiche Gelände. Blickt man nach Westen, so wird, wie auf allen diesen Seen im östlichen Norwegen, das Auge enttäuscht durch das Fehlen eines bedeutenden Gebirgshintergrundes. Wohl steigt auch hier das Gebirge hoch auf, aber so langsam und in so groſser Ferne, daſs die höchsten Berge von den Vorhöhen gänzlich verdeckt werden. Die Erinnerung an die Alpen darf man im östlichen Norwegen nicht wecken. Anders freilich an den Fjorden im Westen und in der Nähe der gewaltigen Alpenlandschaften Jotunheim und Söndmöre.

Das groſse Dampfboot Skidbladner war infolge des Beginns der Ferien vollkommen besetzt, doch ausschlieſslich von Norwegern und einigen Schweden. Ein Deutscher wandert unter diesen Skandinaviern wie unter Riesen, und in der That haben genaue Messungen ergeben, daſs die Norweger die gröſsten Leute in Europa sind; ihnen folgen die Schweden und die Dänen. Will man einen ähnlichen Anblick haben, so gehe man in das Etschthal bei Meran. Hier sind die Menschen ebenso groſs und haben nicht bloſs dieselben Augen, sondern

auch dieselbe stille Gelassenheit wie die Norweger. Ein grosser Mann heisst übrigens hier nicht en stor Mand, sondern en höi Mand; denn stor (das littauische storas) bedeutet in dieser Verbindung vielmehr dick.

Der freundliche Verkehr mit den Reisenden dient überhaupt zur Bereicherung unserer Sprachkunde. Wir erfahren, dass ein Überzieher ein Overfracke, ein Regenrock ein Regnfracke, ein Frack aber einfach Kjole genannt wird; wir lernen einen Tiger (Tieger) von einem Tigger (Bettler) unterscheiden und bezeichnen die lachende Landschaft bei Hamar richtig als eine lächelnde (smilende). In der Kajüte bedeuten die vielen umgekehrten Teller (Tallérkener) keine Weihnachtsüberraschung, sondern zeigen nur an, dass die Plätze belegt (optagne) seien. Die köstlichen Lachsforellen (Örrĕter) werden frisch und geräuchert aufgetragen; das Rindfleisch könnte besser sein, dafür hat man die Wahl unter mindestens sechs Käsesorten, vom Mysost (Ost ist ein lappisches Wort) bis zum gammel Ost und Pultost, wenn man nicht Schweizer und Holländer Käse vorzieht. Zuletzt erscheinen Rosinen und Mandeln (Studenterhavre, Studentenhafer), wie uns ein junger Student belehrt.

Die Gesellschaft bewegt sich durchweg in den feinsten Formen, niemand reicht eine Schüssel dem Nachbar, ohne sich leicht zu verbeugen und ein vär så god (seien Sie so gut) hinzuzufügen. Seinen Hut legt in Norwegen jeder Herr schon draussen ab. Von Rauchen im Salon ist noch weniger die Rede; hier herrscht die englische Sitte vor. Dafür hängt auf Deck an dem einen

Mast ein messingenes Tönnchen, dessen beide Böden durchbrochen sind, so dafs ein Luftzug hindurchgehen kann. Im Bauche befinden sich zwei Öffnungen für brennende Zunder (Tänder). Hat man mit dem Zunder seine Zigarre angezündet, so steckt man ihn wieder in das Tönnchen, und er schwehlt darin weiter.

In Hamar steigen die Reisenden aus, welche mit der Eisenbahn nach Drontheim fahren wollen. Ich bitte den Leser hier ein zweites Mal sich eine kleine Abschweifung gefallen zu lassen und mir auf diesem Wege nach Drontheim bis Stören zu folgen, wo sich mit demselben später der Weg über das Dovrefjeld vereinigen wird.

Nebenweg durch das Österdal.

Wer im östlichen Norwegen grofse Fjeldlandschaften nach Art der Westküste erwartet, wird nicht ohne Enttäuschung über den Mjösen und von Hammar auf der schmalspurigen Eisenbahn weiter nach Röros und Drontheim fahren. Dieses östliche Norwegen ist ein unermefsliches Berg- und Waldland, aber meist ohne Gröfse und fast ohne Schönheit. Wer hier eine erhabene Gebirgswelt sehen will, mufs von Atne westlich zu den Róndane und weiter zum Dovrefjeld wandern; oder er mufs sich in die Regionen am Fämundsee vertiefen, wo der Sölen aufsteigt, der Elgåhågn, Grothågn und Svukustöt; wo das Steinerne Meer selbst den Norwegern, die doch gewifs an solche Erscheinungen gewöhnt sind, Grauen erregt. Das

Glommenthal verliert fast den ganzen ersten Tag nicht den Charakter eines breithingelagerten Thales, in dessen unübersehbaren Wäldern das Elg haust, dasselbe seltsame, fast vorweltliche Tier, welches Cäsar erwähnt und das Nibelungenlied einen grimmen Schelch nennt.

Von Koppang, wo der Zug übernachtet, wird das Thal enger, mächtige Höhen und Felsköpfe treten auf beiden Seiden heran, im Hintergrunde westlich erscheinen die Schneegipfel der Róndane. Bei Lille Elvdal biegt die Eisenbahn um den imposanten Eckpfeiler des Tronfjeldes, das sich über eintausend siebenhundert Meter hoch unmittelbar über dem Thal erhebt.*) Der Glommen, (übrigens ein arisches Urwort, das Wasser, Fluſs bedeutet) wird immer kleiner; von Tönset ab flieſsen ihm gröſsere Quellflüsse nicht mehr zu; ihn speisen dafür die nie ganz schmelzenden Schneefelder des eintausend fünfhundert und siebenzig Meter hohen Hummelfjeldes und die Seen auf der interessanten Hochfläche von Röros.

Kein Ort in Norwegen läſst sich an eigentümlicher Lage mit diesem Bergstädtchen vergleichen, das sich sechshundert achtundzwanzig Meter über dem Meere, zwischen einem weiten Torfmoor (früher einem See) im Süden und einem mäſsigen Höhenrücken im Norden ausbreitet. Kein Baum unterbricht mehr diese unschönen Linien, kein nennenswerter Berg ragt im Hintergrunde auf. Nur weite Sandhöhen, wahre Dünen, nach Art derer auf der

---

*) Diese Landschaft und deren Bewohner schildert sehr hübsch Östgård in seiner Erzählung: En Fjeldbygd.

kurischen Nehrung, lagern sich um den Fuſs des Höhenrückens. Jeder Windstoſs setzt den blendend weiſsen Sand in Bewegung und treibt ihn in das braune Moor oder über die Wiesen und Weiden der fleiſsigen Bewohner. Die Zwergbirke (Krampebirke, betula nana), die lappische Weide (salix polaris), echte Fjeld- und Polarpflanzen, kriechen am Boden hin, werden vom Sand überflutet, brechen aber von neuem durch und kämpfen so ihren Kampf ums Dasein. Die Leute erhalten eine dürftige Grasnarbe in diesen Gräshager nur, wenn sie dieselben einhegen, eine Heuernte nur, wenn sie die Wiesen düngen, welche dann Frau-Enge heiſsen. An besonders gefährdeten Stellen sind zwei bis drei Meter hohe Holzzäune von Latten errichtet, wie auf Borkum und anderen Nordseeinseln. Der Wind selber fährt hindurch, aber der Sand und auch der Schnee im Winter bleiben auſserhalb dieser Schutzzäune liegen. Diese Zäune und die vielen Heustadel (Hölader) beleben allein das seltsam traurige Bild.

Der Holzbau des Bahnhofes, ohne Schmuck und Farbe, entspricht dieser Landschaft. Gar merkwürdig gleicht die Halle von Fichtenholz, in die man einfährt, einem ungeheuren Sarge. Cela sent le sapin, möchte, ein Franzose sagen. Auch der Speisesaal, selbst die Stühle darin, sind einfach, würdig und kolossal; rustik im besten Sinne. Das alles erreicht man, wenn man Holz Holz sein läſst und ihm keinen Schein von etwas Anderem zu geben versucht. Tritt man aus dem Bahnhofe heraus, so liegt das Städtchen freundlich um seine Kirche da,

die Häuser alle tiefbraun und mit frischen Rasendächern. Auch die stillen schwarzgekleideten Menschen, die Frauen mit schwarzseidener Kappe und einer Art Riegelhäubchen passen in diese Natur, wo der Sommer meist nur ein frostiger Herbst ist und im Winter das Quecksilber in der Thermometersäule gefriert.*)

Niemals würde es Menschen eingefallen sein hier sich dauernd anzusiedeln, wären nicht die Kupfergruben in der Nähe, deren Entdeckung zu der Anlegung des Städtchens im Jahre 1646 führte. Eine der gröſsten, Kongens Grube, befindet sich bei der nächsten Eisenbahn-Station Nypladsen. Hier bewundern wir die Haufen von aufgeschichtetem Kupfererz neben der Bahn, welches eingeladen und zu den Schmelzhütten teils im Glommen-Thal, teils im Gula-Thal geschafft wird. Denn bei Röros fehlt es, nach Verwüstung der einst dichten Wälder, längst an allem Feuerungsmaterial zum Schmelzen.

Hier haben wir auch bereits dem Glommen Lebewohl gesagt, uns des Sarpsfos erinnernd, des groſsen Sprunges, welchen der sechshundert Kilometer lange Fluſs kurz vor seiner Mündung bei Frederikstad wagt. Schon geht es vom höchsten Punkte sechshundert und siebenzig Meter hinab in das schöne grüne Thal der Gula.

Diese Weiterfahrt, erst in groſsem Bogen östlich um den Anfang des Gulathals, dann auf dessen nördlicher Thalseite sich mehr und mehr zur Thalsohle bei Holt-

---

*) Im Winter auf 1881 betrug in Röros die gröſste Kälte 46° C, in Karasjok 50,6° C.

ålen senkend, ist nicht ohne Grund mit der über den Semmering verglichen worden. Nirgends tritt hier freilich das norwegische Fjeld in seiner wüsten Unzugänglichkeit dem Beschauer entgegen. Die beiden Thalseiten sind breit hingelagert, unten bewaldet, oben noch immer grün, die Höhen ohne malerische Formschönheit; nur aus der westlichen Ferne blickt wohl ein Schneefeld herüber. Die Bahn führt durch unzählige Tunnel, überschreitet Seitenbäche auf hohen und schwindelnden Brücken. Hält man an den Stationen, so hat man in der Nähe meist ein paar Höfe mit ihren rasengedeckten Häusern, tief unten im Thal eine Kirche, einen Eisenhammer. Die Männer tragen Lederhosen und eine feuerrote Jacke, dazu eine rote spitze wollene Mütze (Toplue, auch Himbeere genannt), oft schwarz und mit rotem Bräm.

Zuletzt erreicht man, im tiefen Thal der Gula fahrend, Stören.

Wir setzen nunmehr unsere Reise über das Dovrefjeld fort. Von Hammar, von dessen alter, zerstörten, romanischen Kathedrale wir nur noch vier, von der alten Pracht zeugende Bogen erblicken, fahren wir über den Mjösen hinüber nach Gjövik und verlassen das Dampfboot zuletzt in Lillehammer, (Klein-Hammer) so genannt im Gegensatz zu dem soeben gedachten Stor-Hammar (Groſs-Hammer).

Dutzende von Wagen halten auf der breiten Lade-

brücke. Niemand kümmert sich um sein Gepäck; irgend jemand nimmt unsern Zettel ab, wir setzen uns in einen Omnibus und fahren noch etwa zwanzig Minuten hinauf zu dem hoch über dem Mjösen gelegenen Lillehammer. Für solche Fahrten zum und vom Gasthofe wird in Norwegen nichts bezahlt; niemand erwartet ein Trinkgeld. Dafür ist alles in schönster Ordnung, und niemals fehlt ein Gepäckstück.

Die Gasthöfe pflegen an gewissen Endpunkten oder Abendstationen immer überfüllt zu sein. Norweger gestatten dem Fremden aber gern den Vortritt, ja räumen ihm oft, trotz alles Protestierens, ihr Zimmer ein. Da man hier keine Korridore kennt, hat es oft seine Schwierigkeit, zu seinem Zimmer zu gelangen. Kommen später namentlich noch Damen hinzu, so wird man ausquartiert oder umlogiert. So ein norwegisches Gasthaus ist lauter Rücksicht, Höflichkeit und Gefälligkeit. Im Salon ist wiederum alles pure Freundlichkeit; Mädchen spielen Klavier oder singen unsere deutschen Lieder (Mufs i denn; Morgen mufs ich fort von hier), allerdings mit norwegischem Text. Oft setzen sie diesen Gesang auf ihrem Zimmer fort. Am andern Morgen, wenn wir spät ausfahren, holen wir sie vielleicht ein, obwohl es hier nicht Sitte ist, früh aufzubrechen. Dann schreiten sie meist gar kräftig aus, und jede hat ein kleines Ränzel (Randsel, Skräppe) auf dem Rücken. Treffen wir die Damen auf einer Station, so kommt es wohl vor, dafs wir in unserem Karriol bei der Weiterfahrt ein Sortiment Damenränzel entdecken; da lacht unser Skydsgut und

fragt, ob wir die Mitnahme derselben bis zur nächsten Station gestatten.

Doch ich greife vor und erzähle bereits von meiner Fahrt durch das Gudbrandsdal, zu welcher man bis an das Dovrefjeld etwa einen und einen halben Tag braucht. Freilich ist dieses eine rasche Fahrt, und ich möchte niemand raten, die Fahrt von Lillehammer nach Drontheim — wie ich es gethan — in drei Tagen zurückzulegen. Aber ich war zu dieser Eile gezwungen; denn das Dampfboot Kong Karl verliefs Drontheim in der Frühe des vierten Tages, und wenn ich nicht am Abend vorher, sieben Uhr, die Station Stören der Eisenbahn nach Drontheim erreichte, so war es mit meiner Fahrt nach dem Nordkap und darüber hinaus vorbei. So wurde denn meine Reise durch das Gudbrandsdal und über das Dovrefjeld nicht blofs eine Fahrt nach der Sonne, sondern auch eine förmliche Jagd nach dem ersehnten Ziel. Und wie ich dasselbe trotz aller Hindernisse (wenn auch nicht im Stil von Jules Verne) erreichte, das werde ich im Laufe der Fahrt wahrheitsgetreu berichten.

Das Gudbrandsdal ist, wie die meisten Thäler in Norwegen, eine tiefe meilenlange Furche in dem Fjeldplateau, welches das südliche Norwegen bildet. Daher erblickt man zu beiden Seiten keine eigentlichen Berge, sondern nur die Wände des Thales, und nur selten über der oberen Kante derselben einen Fjeldknoten, das heifst eine formlose Anschwellung der Hochebene. Bald weichen die Thalwände zurück, bald treten sie näher; oft haftet an ihnen nur dürftiges Gestrüpp; meist bedeckt sie ein

schöner Tannen-, Kiefern- oder Birkenwald. Dazwischen liegen, am liebsten auf niedrigen Vorhöhen und auf der Sonnenseite, unzählige Höfe, zuweilen mehrere dicht neben einander in geselliger Nachbarschaft. Aber Dörfer im Sinne des mittleren Europa giebt es nirgends, selbst nicht bei den Kirchen, die vielmehr immer allein liegen, oft nicht einmal in Gemeinschaft mit dem Pfarrhofe (Prestegård). Um jeden Hof, der aus einer groſsen Zahl von Gebäuden besteht, gruppiert sich die Hjemmark, das heiſst das Feld, die Wiese und die Weide für das heimische Vieh. Alles Übrige ist Udmark, Wald, Weide und Heide (Heia); ganz oben das wilde Fjeld, die steinige Gebirgsweide, die Vildmark, wo das Vildtdyr haust, doch in den Thalvertiefungen unter Umständen ein Säter (Sennhütte) angelegt ist, zu welchem in der Mitte des Juni der gröſste Teil des Viehes, oft auch alle Menschen ziehen. Im Thal unten beginnt der Frühling im ganzen so zeitig wie in Norddeutschland, aber auf dem Fjeld liegt der Schnee oft noch im Juli. Im August kehrt ein Teil des Säterfolks in das Thal zurück, um Felder und Wiesen abzuernten. Dafür gehen nun die Jäger auf die Jagd nach dem von der Sommerweide fett gewordenen Renntier, dessen Schonzeit (Fredningstid) mit dem letzten Juli abläuft.

Eine Fahrt durch diese reiche Natur kann nicht ermüdend genannt werden, obwohl die Landschaft fast immer denselben Charakter darbietet. Selten schlieſsen sich die Thalwände so nahe aneinander, daſs der Lougen von den Felsen eingeengt wird; noch seltener steigt

die Thalsohle plötzlich auf, so daſs der Fluſs einen Wasserfall zu bilden genötigt wird. Es kommt vor, daſs sich ein Riegel (ein Gürtel, Bälte, wie es hier heiſst) quer durch das Thal zieht, dann stauen die Wasser den Lougen seeartig an und bilden ein langes ruhiges Wasserband, auf welchem unzählige Hölzer, oft verbunden zu Flåder (Flössen), schwimmen. Hier entsteht ein Flieſsen nur durch das Schieben der Wasser.

Die Landstraſse (Kongevei, Königsweg) verläſst daher eigentlich nirgends die Thalsohle und das Niveau des Flusses. Zuweilen ist sie durch Felsen gebrochen oder steigt leichte Bodenanschwellungen hinan. So gelangt man unmerklich höher, vielleicht in einem ganzen langen Tage zweihundert Meter, und erkennt erst an dem Abnehmen der Feldkultur die höhere Lage.

Alle zehn bis achtzehn Kilometer wechseln wir auf der Skydsstation Pferd, Karriol und Skydsgut. Auf vielbefahrenen Straſsen kommt es darauf an, seinen Namen so bald als möglich in das Tagebuch (Dagbog) einzuschreiben; denn davon hängt die Reihenfolge der Beförderung ab. Der Skydsskaffer, Stationsholder, ist meist ein wohlhabender, oft vornehmer Herr, der seinen Stammbaum von norwegischen Königen herleitet, unter Umständen ein vollständiges Silberservice für dreiſsig Personen hat. Aber er besitzt immer die norwegische, also eine etwas stille Freundlichkeit und die Würde des Gentleman. Niemals wird der Reisende auf diesen Stationen gefragt, ob er etwas zu speisen wünsche (in Norwegen giebt es nur ein spise, kein brutales

äde), dazu dünken sie sich zu vornehm. Wer etwas haben will, möge es fordern. Selbst Abendbrot und Frühstück muſs der übernachtende Reisende immer bestellen, sonst erhält er nichts.

Ist die Herrschaft ernst und würdevoll, so sind die Skydsguter, die Postjungen, um so munterer. So ein Bursche sitzt hinter dem Reisenden auf einem Brett, kauernd, oft in einer unmöglichen Lage, immer auf dem Gepäck des Reisenden, das er zusammendrückt, weshalb die reisenden Norweger nur mit Eisen beschlagene Holzkästen haben. Seine ersten Fragen gehen nach dem woher und wohin; ob man verheiratet sei (gift), oder nicht (Dreng, Löskarl). Da wird das Gürtel-Messer (Tollekniv) bewundert oder der Krimstecher (Kikkert). Bald springen sie ab, bald sitzen sie oben, kurz, man hat seine Freude an ihnen. Versteht man ein Wort nicht, so ruft man: Stav it! Buchstabiere! Da fangen sie denn ganz ernsthaft an: L-o-s Los, n-a na, Losna Sie nennen das Wasser, wie die Schweden, Vattnet, statt des fremd-dänischen Vandet, und die Wolken an den Bergen Sköyd, ursprünglich wohl Skygd. Sie haben ihre provinziellen Bezeichnungen für die Bäume und Pflanzen, die selbst in Ivar Aasens norwegischem Wörterbuch nicht alle stehen, und nennen z. B. das oft vorkommende Aconitum: Lushat (Läusehut) oder Thorhalm, die Linnaea borealis: Göckenfoder (Kuckucksfutter), die Tannenzapfen: Saukongler, die wilden Rosen: Klungerkjör u. a. Kurz, es sind gar gewitzte Burschen, diese Gutter, die mir immer lieber gewesen sind als

die ernsten Besitzer aus der Nachbarschaft des Stationshalters, wenn dessen Pferde alle unterwegs waren. Denn diese Bönder sitzen oft stumm und teilnahmlos auf dem Gepäck, und drücken es mit ihrer Zentnerlast zu einem Fladen zusammen.

Nur ein Wesen ist noch klüger als der norwegische Skydsgut, das ist der norwegische Hěst. Auch ein sprachunkundiger Reisender wird dieses Wort verstehen, da er es täglich ein paar Dutzendmal zu hören bekommt. Denn auf dem Pferde beruht unser Weiterkommen. Und in der That, es ist ein merkwürdiges Tier, dieser norsk Hest. Daſs er sich geduldig in die Gabel des Karriols schirren läſst, versteht sich wohl von selbst; er läſst auch den Reisenden ruhig seinen Sitz in dem sesselartigen Fātting einnehmen und seine Füſse in die Steigbügel stellen und die Zügel ergreifen; sobald der Reisende diese aber leicht anzieht, beginnt er seinen Lauf. Das zweirädrige Karriol ist fast so leicht wie ein Fahrrad. Zwei hohe Räder, an der Axe zwei Arme, auf dieser das Fatting, dahinter das Brett für den Skydsgut: das ist so ziemlich alles. Ein paar Fuſs vor dem Reisenden befindet sich eine Art Schirm, zum Abhalten des spritzenden Straſsenkothes, unten an demselben sind die Steigbügel (Stiger) angebracht, in welche man die Füſse stellt. An dem Schirm ist ferner eine Tasche (Väske) befestigt, und weiter unten ein Spritzleder (Skvätläder), womit man sich bis zur Brust, sogar bis zum Halse, bedecken kann. Unter dem Reisenden, vom Fatting bis zu dem Schirm, geht endlich eine Art läng-

lichen, schmalen, oben offenen Kastens, in welchem leichteres Gepäck, Fourage und ähnliches untergebracht wird. Halb sitzt der Reisende, halb reitet er, gleichsam in freier Luft, nur vom Spritzleder bedeckt, daſs er auch aufrollen mag. Es versteht sich von selbst, daſs er die Zügel (Tömmer) führt, womit er allerdings auch die Verantwortlichkeit für das Fuhrwerk übernimmt.

Unser Pferd ist so trefflich geschult, daſs es auf ein leichtes Anziehen der Zügel schneller läuft; bei einem sehr starken Anziehen steht es still. Auch ein Spitzen der Lippen mit Einziehen der Luft (a kissing sound, sagen die Engländer) dient zum Anfeuern. Vor einer gröſseren Anhöhe steht unser Pferd still; geht es später hinab und sogleich wieder hinauf — was in Norwegen leider oft vorkommt — so läuft es schnell hinunter und in einem Zuge bis zur folgenden halben Höhe, worauf es im Schritt weiter geht. Es versteht den Ruf: Halv Vei! (Halber Weg!), wenn ein Wagen einem andern vorfahren will; es geht an jedem Stein im Bogen vorbei und sieht sich nach dem Wagen um, ob auch dieser frei passiere. Unser Hest steht regelmäſsig still, wenn wir unsern Ueberrock an- oder ausziehen. Natürlich geht er von selbst zu einer Quelle an der Seite der Straſse und biegt in die Endstation ein. Auf den groſsen Straſsen sind die Pferde oft so abgetrieben, daſs es ohne eine Geiſsel (Pisk) nicht abgeht; diese schneidet dann regelmäſsig der Gut von einem Birken- oder Erlenbusch hinter der Station. Selten erhält man schon hier eine Peitsche (Pisk, Svöbe). Diese haben

immer einen ganz kurzen Stock mit einem langen Riemen nach Art der Peitschen der Eskimos. Am Ende des Stockes befindet sich wohl auch ein kleiner metallener Hammer, um gelegentlich einen Nagel im Hufeisen (Hestesko) zu befestigen und sonst nachzuhelfen. Auf Seitenwegen wäre jede Peitsche vom Übel. Denn hier laufen die Pferde oft wie rasend, so daſs man die gröſste Mühe hat, sie überhaupt im Zaum zu halten. Hier ist das Fahren im Karriol oder in der Stuhlkarre nicht ohne Gefahr, zumal wenn es neben Abgründen hingeht oder der Weg nur ein ganz schmales Band zwischen Steinblöcken bildet. Die Engländer betrachten die Karriolfahrten schon lange als einen wahren Sport; und in der That, ein frischeres und mehr erquickendes Reisen, bei welchem der Fremde, schon weil er die Zügel führt, nicht in Lethargie versinken kann, ist kaum denkbar. Wer seinen Hest gut behandelt, wird in der Station freundlich empfangen. Dann gestattet wohl der Stationshalter die Weiterfahrt ohne die Begleitung eines Skydsguts. Nun erst fühlt der Reisende sich ganz frei. Ich bin fast den ganzen zweiten Tag so gefahren, namentlich über das Dovrefjeld bis in die helle Sommermitternacht hinein. Da kann man anhalten wo es gefällt, absteigen, nach Pflanzen und Steinen suchen und die Landschaft skizzieren. Der Hest steht ruhig und grast eine Weile. Wer den Zauber dieser norwegischen Fahrten empfunden hat, mag an Eisenbahnen kaum noch denken.

Trotz aller Anstrengungen, trotz aller: gode Ven,

kjäre Far, en Hest! (guter Freund, lieber Vater, ein Pferd!) gelangte ich am ersten Tage nicht weiter als bis Klevstad, immerhin etwa hundert und fünfundvierzig Kilometer über Lillehammer hinaus. Am folgenden Morgen wurde mir die Überraschung zu teil, meinen Kaffee schon im Bett zu erhalten, nach alter norwegischer Sitte. Auch sonst begann der Tag mit einem guten Omen, denn zwei Hunde, Balder und Viktor, begleiteten uns bis zur nächsten Station Breden (Bredvangen). Man befindet sich hier an einer ungemein malerischen Stelle des Gudbrandsdals. Die Berge treten nahe an einen See, eine Ansammlung des Lougen, über welchem im Hintergrunde der Formokampen aufragt. Man hatte so früh hier nicht auf Reisende gerechnet, darum muſsten die Pferde erst von der Weide auf der andern Seite des Sees geholt werden. Diese Überfahrt auf einem Prahm, das Ausladen der Tiere, welche an das Land durch das Wasser getrieben wurden, und die Leute mit ihren roten Zipfelmützen gaben zusammen ein eigentümliches norwegisches Bild.

Bis hierhin sind die Häuser meist von Holz, jedoch mit modernen Dächern von Schiefer oder Dachsteinen. Jetzt beginnt das eigentliche norwegische Haus, ebenfalls von Holz, doch mit Rasendach. Auf einer Bretterunterlage werden erst Stücke von Birkenrinde (Näver) gelegt, darauf der Rasen (Grästorv). Dieser wächst bald zusammen und bildet oft eine Art Gärtchen, welches je nach der Jahreszeit eine neue Flora, sogar Bäumchen, trägt. Die Birkenrinde läſst keine Feuchtigkeit hindurch.

Zuweilen ist dieses Dach, welches, wie in den Alpen, einen sehr stumpfen Winkel bildet, jedoch nur wenig über die Holzwände übersteht, noch mit Steinen beschwert. Mein Kutscher von Moen bezeichnete solche Häuser mit Rasendach freilich schon als gammeldagse (altmodische), und wer weiſs, wie lange sie noch bestehen werden; namentlich hier, wo man die schönsten Schieferplatten bricht, mit denen man nicht bloſs die Dächer deckt, sondern auch die Wände der Häuser bekleidet und ganze Zäune bildet. Ich habe noch niemals Platten von dieser Gröſse gesehen. Sie sind so gewaltig, daſs eine einzige zum Darren mehrerer Scheffel Malz genügt.

In Laurgård traf ich ein paar Engländer, welche bereits halb Norwegen durchreist hatten, aber trotzdem kaum ein norwegisches Wort sprachen. Der Sohn wollte fischen, der Vater zu der Brücke in der Rustenschlucht fahren, um sie zu zeichnen. Aber man hatte sie nicht verstanden. So kam ich denn als Retter in der Not. Auch diese Reisenden hatten, wie fast alle Engländer in Norwegen (denn der Mob kommt noch selten hierher) jene vollkommene Feinheit des Umgangstones, welche den Gentleman kennzeichnet. Vielleicht trägt nicht wenig hierzu bei die Zuvorkommenheit, mit der die Norweger den Briten begegnen, unter welcher die anderen Reisenden nicht selten zu leiden haben. Der Engländer bekommt selbstverständlich das beste Zimmer und den besten Hest; er wird — was oft eine Lebensfrage — zuerst expediert. Jeder gebildete Norweger spricht englisch, nicht immer deutsch. Hätte der Wiener Kongreſs 1814, wie eine

Zeit lang geplant wurde, Norwegen England zugesprochen, die Norweger redeten jetzt vielleicht alle englisch.*)

Die grofsartige Rustenschlucht führt zu einer oberen Thalstufe des Lougen, der einzigen, von welcher überhaupt gesprochen werden kann.**) Der Strom hat die gewaltigen Granitplatten durchbrochen, nach Art der Schöllenen oder Roflen in der Schweiz, und stürzt nun in einer Reihe von Katarakten durch die Schlucht, welche mein Gut wiederholt Lina stavte. Es ist dieses die einzige Stelle auf dem Wege von Lillehammer nach Domås, wo es gestattet ist an die Schweiz zu denken. Auch nachdem man die Schlucht verlassen hat, steigt die Strafse noch eine Weile, dann gelangt man in ein Hochthal, das, breit hingedehnt, auf beiden Seiten von schneebedeckten Fjelden begrenzt wird. Namentlich tritt das Rustenfjeld mächtig hervor. Hier hat der Getreidebau fast ganz aufgehört; den Thalboden durchziehen allerlei Wälle und Hügel von Moränenschutt, darauf fast nur Kiefern wachsen. Aber an den unteren Thalabhängen

---

*) Dieses Alles hat sich seitdem vollständig geändert. Mit den Cook'schen Schiffen kommt jetzt zu einem minimalen Preise gerade der Mob nach Norwegen und benimmt sich mit grofser Rücksichtslosigkeit. Norweger haben mir (1893) wiederholt geklagt, dafs diese Leute die so vielfach zur Schau gestellten Nippfiguren, Silbersachen und Bücher mitnehmen und in jeder Beziehung unbehagliche Gäste sind.

**) Diese Landschaft mit den nahen Róndane ist die Heimat Peer Gynts und der Trolle. Vergl. P. Chr. Asbjörnsen, Norske Folke- og Huldre-Eventyr, Kjöbenhavn, 1879, die auch ins Deutsche übersetzt sind. Ferner Asbjörnsen und Moe, Norske Folke-Eventyr. Christiania, 1874. Eventyr bedeutet Märchen.

wächst ein vortreffliches Gras; hier liegen mehrere Vaarsäter oder Vaarstöle (Sommer-Sennhütten), die zu besuchen nicht ohne Interesse ist. Auch wer von diesen auf das Fjeld (das deutsche Feld,*) welches in Schnee-Feld noch im norwegischen Sinne vorkommt) steigt, wird den ersten vernichtenden Eindruck dieser Natur erhalten, wo nicht bloſs der Mensch, sondern auch die Pflanzenwelt nur einen verschwindend kleinen Raum zu behaupten vermag. Dafür atmen wir in diesem Thal zum ersten Mal wirkliche Alpenluft. Im landschaftlichen Sinn ist diese Natur nicht ohne Gröſse, aber durchaus unmalerisch und von einer erdrückenden Einförmigkeit.

Die Kirche von Dovre, bei der Station Toftemoen, hat dem groſsen wüsten Gebirge im Osten, über welches der Weg nach Drontheim geht, den Namen gegeben. Früher führte der Weg hier unmittelbar hinauf, und noch Leopold v. Buch ist ihn Ende April 1807 gefahren; jetzt bleibt er im Thal und steigt über Schuttterrassen langsam hinauf zu dem hoch über dem Lougen gelegenen Domås. Die Höfe stehen alle rechts auf der Sonnenseite (Solside), links hat man die groſse formlose Bergmasse des Kjölen. Die ganz, auch an den Wänden, mit schwarzen Schieferplatten bedeckte Kirche von Dovre bildet ein Kreuz mit einem Turm in der Mitte — eine in Norwegen oft vorkommende Form; an jedem Kreuzarm befindet sich noch ein kleiner Anbau. Forbes nennt sie, wohl etwas hart,

---

*) Man stellt vielleicht Fjeld in Parallele mit Fels. Der Norweger nennt nacktes Gestein allerdings bart Bjerg.

an ugly structure.*) In der Station wird dem Fremden auffallen, daſs alle Fenster fest verkittet sind, und daſs beide Fensterflügel sich nach dem Fensterkreuz zu öffnen. Auch diese eigentümliche norwegische Einrichtung darf einem gewissenhaften Reisenden nicht entgehen.

Hat man den hochgelegenen Hof von Li mit lauter frisch-grünen Rasendächern passiert, so erblickt man die Station Domås, von welcher die Straſse rechts nach dem Dovrefjeld, links längs dem Lougen nach dem Romsdal führt. Man sieht beide Straſsen, die erstere steil aufsteigend, die letztere sich wieder zum Lougen senkend; und der Blick über das tiefe Thal unten, überragt von dem Kjölen, in der westlichen Ferne der kegelförmige Horúngen, ist in der That reich und überraschend.

In dem Flur der Station hängen schöne rote und weiſse Fuchsfelle, wahre Riesenexemplare. Die Jagd auf dieses wie auf andere wilde Tiere: Bär, Wolf, Luchs, wilde Katze (Järv), ist in Norwegen doppelt lohnend, da der Staat ein nicht unerhebliches Schuſsgeld zahlt. So ist es denn gekommen, daſs die Zahl der wilden Tiere in den letzten Jahren sich auſserordentlich verringert hat. Während Wölfe noch vor wenigen Jahrzehnten dem Schlitten auf dem Mjösensee folgten (man verscheuchte sie durch ein langes, hinten nachschleppendes Tau) hält es jetzt schwer, hier überhaupt einen Wolf aufzuspüren. Auch Bären wollen bereits gesucht sein. An-

---

*) J. Forbes, Norway and its glaciers. Edinburgh, 1853.

ders freilich im nördlichen Norwegen, wo der Wolf noch jetzt der gröſste Feind des Renntiers ist.

In Domås erfreut das Schnurren der Telegraphenräder, welches uns wieder mit der Welt in Verbindung setzt; denn seit Lillehammer haben wir dieses Geräusch nicht mehr gehört. So menschen- und verkehrsarm ist das Innere Norwegens, daſs hier die nächsten Telegraphenstationen erst wieder viele Meilen weiter eingerichtet sind: in Stören und in Veblungsnäs am Romsdalsfjord. Anders an der Küste, wo jeder Hafen, jedes Nestchen seine Station hat, schon weil dort der Fisch alle Interessen beherrscht.

Wer in Norwegen schnell vorwärts kommen will, muſs auf ein Mittagsmahl verzichten, das lernte ich in Domås. Auch thut man im Auslande am besten, jeden Fremden zuerst deutsch anzureden, und nicht etwa englisch oder französisch; denn präsumtiv ist derselbe ein deutscher Handlungsreisender.

Endlich kam mein Hest an, und ich fuhr in Gesellschaft mehrerer Gutter, welche nach Fokstuen, meinem nächsten Ziel, zurückkehrten, den steilen, ermüdenden Weg auf das Dovrefjeld hinan. Dieses ungeheure Gebirgsfeld, dessen Name vom lappischen Duodder (Hochebene, finnisch Túnduri) und Varre (Fjeld), herstammt, verdankt seinen Ruf weniger seiner Schönheit als seiner geographischen Lage, gerade so wie der Gotthard, mit dem es schon L. v. Buch vergleicht. Wer in früheren Jahrhunderten die Reise von Christiania nach Drontheim machte, muſste, da die Wildnisse Österdalens ein fast unüberwindliches Hindernis bildeten, das Dovrefjeld übersteigen. Obwohl dasselbe

nicht eine Gebirgskette, sondern ein weitgestrecktes Plateau darstellt, bildete es doch wegen seiner Öde und seiner Unwirtlichkeit, namentlich im Winter, eine natürliche Grenzmauer zwischen den bewohnten Bezirken des Opdals im Norden und des Gudbrandsdals im Süden, und gab dadurch Veranlassung zu einer Scheidung Norwegens in das nordenfjeldske und söndenfjeldske Norge. Der Verkehr aber folgte schon in den ältesten Zeiten der vielbetretenen Strafse, welche allerdings mehr als sechs norwegische Meilen (neun deutsche) durch eine Gebirgswüste von drei- bis viertausend Fufs Höhe führt. Daher waren schon am Anfang des zwölften Jahrhunderts vom König Eystein vier sogenannte Fjeldstuer angelegt, nämlich Fokstuen, Jerkin, Kongsvold und Drivstuen, in welche Meier gesetzt wurden, mit der Verpflichtung, Reisende aufzunehmen und die Strafse in Ordnung zu halten. Jetzt findet man hier nicht blofs eine gute Unterkunft gegen die Unbill der Witterung, sondern auch — namentlich in Fokstuen, Jerkin und Kongsvold — eine ausgezeichnete Aufnahme und ein feingebildetes norwegisches Pensionspuklikum, oder gar jagende und fischende Engländer.

Ist man von Domås etwa fünfhundert Meter hoch gestiegen, so befindet man sich auf dem Dovrefjeld selbst, einem wirklichen Feld von ungeheurer Ausdehnung, auf welchem sich selbst die daraus noch über eintausend Meter aufragenden Berge, wie der Snehättan, fast verlieren. Unvergefslich wird mir der erste Anblick dieses norwegischen Fjeldes und die vielstündige Fahrt über dasselbe bleiben. Hier löst sich alles, Form, Gestaltung

und Farbe und was sonst den malerischen Charakter einer Landschaft bestimmt, gleichsam in ein Chaos auf. Der erste Eindruck ist der einer trostlosen, menschenfeindlichen Öde. Meilenweit gleitet das Auge über ein Auf und Nieder von Anschwellungen und Vertiefungen, Trümmerfeldern und Sümpfen, weiten Moosflächen und Seen, hie und da unterbrochen von reiſsenden Strömen, welche nicht in einem Thale, sondern gleichsam in einem selbstgewühlten Graben flieſsen. Sie werden von unzähligen Schneefeldern gespeist, durch welche die Straſse sich oft mühsam hindurchwindet. Alles ist von einer einzigen graulich-braunen Farbe, welche eigentlich nur eine koloristische Negation darstellt. Nur die Schneefelder bilden lauter weiſse Flecken auf dem Felle dieses ruhenden Raubtieres, — Flecken, welche in der Ferne immer schmäler werden und zuletzt nur linienartig wirken, so daſs man an das Fell eines Zebra erinnert wird. Die meilenweit entfernten Berge, die anderswo als Riesen erscheinen würden, wirken auf dieser unabsehbaren Fläche wie bloſse Hügelketten. Es fehlt hier jeder Maſsstab, und die klare Luft hebt gleichsam die Entfernungen auf. Kein Baum ragt in den Himmel; selbst das Strauchwerk kriecht am Boden. Die Zwergbirke breitet sich schirmartig über den Boden, oft über die Felsblöcke. Man glaubt auf einem Teppich zu wandeln, und es ist die Krone eines Zwerg-Baumes. Die schmiegsame Polarweide beugt sich im Winde; oft bedeckt unsere Caltha palustris (Kabbeleie) den Sumpfboden wie mit einem gelben Teppich. Zuweilen erblickt man von der Straſse einen

Säter oder an einem schwarzen Teich eine Fischerhütte; aber auch sie sind steingrau und unterscheiden sich kaum von dem Boden, von welchem sie einen Teil zu bilden scheinen. Neben der Straſse befinden sich noch immer die alten hohen Pfähle (Stager), welche im Winter, wenn der Schnee hier fünf bis sieben Meter hoch liegt, die Richtung des Weges anzeigten, jetzt durch die höheren Telegraphenpfähle überflüssig gemacht. Zuweilen begegnet man einem Zug Wegearbeiter und sieht unterwegs wohl auch ihre mit Eisen beschlagenen Kästen stehen. Dagegen hört man keinen Laut, nicht den Schrei eines Raubtieres oder den Gesang eines Vogels. Die Natur ist hier ebenso still wie einsam. Keine Lawine fällt auf dieser Hochfläche. Selbst das Rauschen der Wildströme verhallt in der resonanzlosen Wüste.

So wäre es denn eine ermüdende Fahrt über das meilenweite Fjeld, wenn es hier keine Luft und kein Licht gäbe. Etwas Erquickenderes aber ist nicht zu denken als das Atmen auf dieser Höhe, die kein Ende nimmt; nichts glanzvoller als der Niedergang des Tages und die sommerhelle Dämmerung, welche selbst um Mitternacht nicht weicht. Ich bin auf allen Stationen, von Domås bis Fokstuen, weiter bis Jerkin und in die helle Nacht hinein nach Kongsvold gefahren, ohne die Begleitung eines Menschen, der meinen Gedankengang unterbrochen, den Eindruck der tiefsten Einsamkeit gestört hätte. Es giebt in den Alpen und in anderen Gebirgen nichts, was das herrliche Gefühl des Alleinseins so weckte, wie das norwegische Fjeld.

Sobald wir eine Station verlassen haben, versinkt die Menschenwelt hinter uns, wir befinden uns wie auf dem hohen Meere. So bin ich an jenem späten Abend von dem freundlichen Jerkin ausgefahren, wo der Fremde eine behagliche Küchenstube mit geschnitzten Möbeln aus dem siebenzehnten Jahrhundert, alles im solidesten Stil, kennen lernen kann. Ohne einen Kutscher, mufste ich vom Wagen absteigen, um mir das Gartenthor zu öffnen; dann ging es hinauf, bis mit einem Male der Snehättan dicht vor mir stand, durchleuchtet von den letzten Strahlen der schon versunkenen Sonne. Mehrere von den Fuhrleuten verlassene Frachtwagen, deren Zugtiere am Wege grasten, gaben eine Vorstellung von der Sicherheit des Eigentums in Norwegen. Der Wirt in Fokstuen hatte mir erzählt, dafs man beim Beginne der Nacht wohl einen und den andern Wolf auf dem Fjeld zu Gesicht bekomme. So blickte ich gespannt bald zu den wunderbar leuchtenden Schneehöhen vor mir, bald auf die weite Fläche, über welche sich allmählich ein ganz eigentümliches Dunkel legte, eine Art Schleier, der sie verhüllte und doch jeden Gegenstand erkennbar liefs. Zuweilen wehte ein Lufthauch wie ein Fieberschauer durch die vollkommen stille Natur; dann stutzte wohl mein Pferd, doch ein Zuruf besänftigte es. An dem hellen Himmel wurde selbst gegen Mitternacht kein Stern sichtbar, nur die Schneefelder fosforeszierten im nächtlichen Zwielicht. Es war wie eine Fahrt zur Welt hinaus.

Plötzlich wiehert mein Pferd; ich denke an den

Wolf, spanne meine Sehkraft an; in der That, er setzt in grofsen Sprüngen über das Fjeld. Ich nehme noch das eigentümlich lächelnde Gesicht der holzgeschnitzten Säule wahr, welche die Grenze zwischen den Stiften Bergen und Drontheim bezeichnet: da ist mir die Erscheinung ganz nahe. Aber statt des Untiers kommt mir eine Karre entgegen, auf welcher zwei Mädchen sitzen, die eine ein Bild blühender norwegischer Schönheit, mit schweren Zöpfen unter dem leichten Sommerhute. Wir halten beide, und die gegenseitigen Fragen ergeben, dafs sie von Stören kommen, um in Jerkin Fjeldluft zu geniefsen, for Helbreds Skyld (der Kur halber).

Nun erreicht der Weg die schäumende Driva, die vom Snehättan kommt und später als Sundalselv in den Atlantischen Ozean fällt. Die Strafse senkt sich mehr und mehr und erreicht das tief in einer Schlucht gelegene Kongsvold, die dritte der Fjeldstuer, einst Hullet (das Loch) genannt, aber seit dem Besuche Frederiks IV. (1704) anständig umgetauft.

Obwohl es bereits Mitternacht war, vermochte ich doch noch die Thermometerskala abzulesen und die herrlichen Blumen zu bewundern, mit welchen die Fenster dicht besetzt waren. Die Aufwärterin (Opvartningspige) brachte mir noch ausgezeichnete Boller (Knödel) von Fjeld-Örreter (Forellen) und weckte mich später treulich in der Frühe des Morgens. Denn an diesem Tage sollte die grofse Frage, ob ich Stören erreichen würde oder nicht, entschieden werden.

Kongsvold liegt am Nordende des eigentlichen Dovrefjeld-Plateaus, das man nicht unpassend mit einem weiten flachen Dache vergleichen könnte. Von demselben führen nach allen Seiten einzelne Thalfurchen, erst nur Gräben, in welchen der Fluſs schäumt, dann immer tiefer werdend und von hohen Seitenwänden begleitet, zuletzt sich kesselartig ausbreitend. Bei Kongsvold beginnen bereits die steilen Thalwände, jetzt teilweise mit Pflanzen bedeckt, aber fast durchweg wie poliert von dem einstigen Gletscher, welcher sich durch diese Drivaschlucht gezwängt hat. Es ist eine Klamm im groſsen Alpenstil. Der Fluſs rast in der Mitte, auf beiden Seiten stürzen von den Thalwänden Wasserfälle herab. Die Straſse hält sich seit nicht vielen Jahrzehnten in der Tiefe der Schlucht, dicht neben der Driva, während sie früher sich mühsam auf dem rechten Thalabhange hinzog und erst später in das breiter werdende Drivathal hinabstieg. Dieser sogenannte Sommersteig, (Vårstige), denn im Winter fuhr man schon damals auf der gefrornen Driva, bildete einen Gegenstand des Schreckens für die Reisenden, zumal wenn sie so erhabne Persönlichkeiten waren, wie König Christian V. im Jahre 1685. Der Fuſsgänger wird noch jetzt gut thun, diesem Vårstige zu folgen, der reich an Abwechselungen und Aussichten ist, während man zugleich die Gletscher-Schliffe und Furchen (Skuringsmärker, Skuringsstriber) aus unmittelbarer Nähe betrachten kann.

Mir war eine solche Muſse nicht vergönnt. Um die Wette fuhr mein Karriol hinab mit den schäumen-

den Wassern der Driva, welche ihren Namen der Dahinstürzenden mit Recht führt. Wo die Schlucht sich erweitert, wird das Thal freundlicher, obwohl wir uns noch immer über der Kiefernregion befinden. Nur Birken bekleiden die abgerundeten Thalwände. Bald erscheinen ein paar Höfe auf einer Fläche Weide- und Wiesenlandes (Vold), zuletzt das schöne Drivstuen. Ich lernte hier den Forstassistenten aus Domås kennen, einen feingebildeten Forstmann, der seine Bildung auf einer deutschen Akademie empfangen hatte. Für den Reichtum des stillen freundlichen Posthalters sprach eine große silberne Theemaschine. Die Fülle des Silbers in den norwegischen Bauernhöfen setzt wohl jeden Reisenden in Erstaunen, namentlich den deutschen, in dessen Heimat diese alte Sitte, seine Ersparnisse derartig anzulegen, fast ganz abgekommen ist.

Nun ist es ein gar merkwürdiges Schauspiel, wie hinter Drivstuen, der letzten der vier Fjeldstuer, die Vegetation sich immer reicher und menschenfreundlicher gestaltet. In der Drivaschlucht blühte damals (Mitte Juli) erst der Faulbaum (Prunus padus). Es folgten dann Quitschen (Sorbus aucuparia) und Birken. Nun trat schüchtern die Kiefer auf, obwohl immer noch mit alpiner Flora gemischt; es zeigte sich ein kleines Gersten- und Kartoffelfeld neben der Stue (Hütte) eines Opsidders, dieser merkwürdigen Pioniere der norwegischen Kultur, welche reutend und rodend aus den Tiefen auf das Fjeld rücken, um einen Teil der Wildnis nach dem andern dem Menschen dienstbar, das Unland zu Land zu machen. Doch

gilt es hier nicht bloſs, wie in andern Ländern, den Wald zu lichten und den Boden mit dem Pfluge aufzureiſsen. Dieses ist die kleinere Arbeit. Nach dem Abräumen des Waldes beginnt das eigentliche Werk durch Ausroden der ungeheuren Fels- und Steinbrocken, ihr Herausschaffen und Aufschichten in langen Steinmauern, — eine Arbeit, welche oft mehrere Jahre lang die Hände vieler Menschen in Anspruch nimmt, um schlieſslich ein Kulturland von ein paar Morgen Gröſse zu schaffen. Und ist es fertig, so kommt vielleicht im nächsten Frühjahre, der Schreckenszeit in Norwegen, eine Schuttlawine, ein Landlauf (Landlöb), wie es hier im nahen Sundal heiſst, und vernichtet das mühevolle Werk in einem Augenblick.*) In der That, es giebt wohl kaum ein Land der Erde, wo der Mensch schwerer mit der Natur zu ringen hat, als Norwegen. Darum führt es aber auch in seinem Wappen die Rodeaxt des heiligen Olaf. Darum erscheinen uns diese Menschen alle so eisern, so still unbeugsam und gelassen. Aber der ewige Kampf hat auch ihren Geist geschärft. Daher diese merkwürdige Beweglichkeit; dieses Interesse für scheinbar ganz fernliegende Dinge. Wie oft haben mich nicht Fragen norwegischer Bauern in den einsamsten Gegenden des Landes in Erstaunen gesetzt, wenn sie Auskunft über deutsche Verhältnisse verlangten. Ein simpler norwegischer Bauer, der mich fuhr, kannte

---

*) Im Sundal findet man an einzelnen Stellen eine Aufforderung zum raschen Fahren mit: Sneeskred! Kjör til! Ähnlich ominös lautet auf der kurischen Nehrung die Inschrift auf einer Tafel: Triebsand!

Zentralafrika aus- und inwendig: er hatte in den langen Wintermonaten die Reisewerke von Livingstone und Stanley gelesen! Der norwegische Landmann arbeitet ferner noch gegenwärtig die meisten zur Landwirtschaft erforderlichen Dinge selbst. Er beschlägt seine Pferde, verfertigt Wagen und Schlitten, dreht Seile aus Leder und Weidenruten. Er baut sein Haus, mauert seinen Kamin, deckt sein Dach. Die Frauen weben alle Zeuge, nähen die Kleider des Mannes, die oft noch aus Leder bestehen. So ist der norwegische Bauer noch jetzt ein Mann für sich, mit einer Vielseitigkeit, welche unserm modernen Kulturleben ganz verloren gegangen ist. Darum übertrifft er auch den deutschen Bauer, der die Teilung der Arbeit durchgeführt hat, weit an Umsicht und Gewandtheit. Er ist heute Ackerbauer, morgen Fischer, oder Senne und Jäger. Er schlägt im Sommer Heu, im Winter Holz; bald fährt er in der Kjärre, bald auf dem Fjord. Er ist eins mit seiner Natur, und diese Natur ist vielseitiger nicht zu denken. In der Jugend zieht er als Seemann auf das Meer, zurückgekehrt rodet er die Wildnis. So ist es erklärlich, daſs Forbes von den norwegischen Landleuten, speziell denen am Dovrefjeld, zu dem Ausspruch veranlaſst wurde: i had never in any country seen so fine a peasantry, in point both of general appearance and of expression.*)

Wer eine poetische Apotheose des rodenden norwegischen Platzmanns sucht, findet sie in Ibsens herrlicher

---

*) J. Forbes, Norway, S. 32.

Dichtung Peer Gynt, in Form einer Grabrede auf einen Toten, der trotz all seiner Beschränktheit der höchsten Ehren wert ist.

Rise liegt in einer tieferen Thalstufe, zu welcher die Driva durch die Klamm Magalaupet, das heiſst die Kehle (eigentlich der Magenlauf) herabstürzt. Die Landschaft ist durchweg groſsartig. Überall blickt das Fjeld mit seinen zebrastreifigen Schneefeldern hinein. Bei Ny Aune verläſst man die Driva, welche nach Westen durch das Sundal flieſst, und folgt einer Senkung zu dem Thale der Orkla. Hier hat die Landschaft ihren Reiz, fast ihren Charakter verloren; die niedrigen Thalseiten, mit dürftigem Nadelholz bekleidet, steigen aus einem sumpfigen Thalboden auf: man könnte sich in einer wüsten russischen Waldlandschaft wähnen. Eine Eigentümlichkeit, welche wiederholt in Norwegen vorkommt, ist die, daſs die Bäche aus diesen Sümpfen zu gleicher Zeit zur Driva und zur Orkla flieſsen. Hat man den letzteren Fluſs erreicht, so tritt wieder der Gebirgscharakter hervor; die Straſse steigt zu der Station Austbjerg und weiter immer höher hinauf nach Bjergaker. Denn hier gilt es den bedeutenden Höhenrücken zu übersteigen, welcher das Thal der Orkla von dem der Gula trennt. Noch einmal atmet der Reisende also Gebirgsluft, wenn er auch die Waldregion nicht verläſst. Im Südwesten erblickt man die schneebedeckten Fjelde Grythatten und Bratskarven.

In Bjergaker begegnete ich dem Zuge der Reisenden, welche am Morgen von Drontheim ausgefahren waren, um programmmäſsig in Aune zu übernachten. Denn auch in

Norwegen bewegt sich schon alles in den ausgetretenen traditionellen Geleisen. Diese Begegnung drohte mir Gefahr, weil Aufenthalt. Schon war es etwa drei Uhr nachmittags, und bis Stören galt es in höchstens vier Stunden drei Stationen zurückzulegen! Dies war aber nur denkbar, wenn ich sowohl in Garlid als auch in Prästhus sofort expediert wurde. Im übrigen verliefs ich mich auf den Weg, der von Bjergaker bis Stören fast ohne Unterbrechung niedersteigt, auf meine Peitsche, meine Trinkgelder, mein gutes Glück; obwohl ich mir sagen mufste, dafs ich nach vernünftiger Berechnung Stören, also den Eisenbahnzug nach Drontheim, bis sieben Uhr nicht erreichen würde. Reisen ist unter Umständen aber wie ein Kriegszug; man läfst Berechnung und Logik hinter sich.

So bin ich denn die vier Stunden von Bjergaker gefahren, oft in fieberhafter Erregung, zumal wenn es schneckengleich einen Hügel hinaufging, oft laut lachend über meine Fahrt nach dem Glück, oft mich mit Gedanken plagend, wie ich es wohl anzufangen hätte, um von Stören neben der Eisenbahn zu Wagen Drontheim zu erreichen. Denn nach meiner Vorstellung ging der Nordkap-Dampfer erst in der Frühe des folgenden Morgens ab. Ich wufste damals noch nicht, dafs die Abgangszeit in Norwegen fast immer die Mitternacht vor dem beginnenden Tage ist. So wäre ich also, auch bei schnellster Beförderung zu Wagen, erst nach Mitternacht nach Drontheim gelangt und hätte meine Reise nach der Sonne in jedem Falle eingebüfst.

Die etwa zwölf Kilometer entfernte Station Garlid wurde in ziemlich kurzer Frist erreicht, obwohl sie etwas

seitwärts des Weges und auf einer Höhe liegt, wie schon das Wort Lid, Bergabhang, andeutet. Hier drohte mir der vollste Schiffbruch, da ich auf meine Frage die Antwort erhielt: alle Heste wären fort, ich müſste warten, bis die nächstwohnenden Bauern benachrichtigt worden. Da es nun bis zum Nachbar (Nah-Wohner)*) oft recht weit ist, so machte ich meine stillen Betrachtungen über die etymologische Bedeutung von vente (warten) und Tålmodighed (Geduld), und erinnerte mich aus Hebels alemannischen Gedichten, daſs auch in Süddeutschland tole tragen heiſst, ja daſs unser Ge-duld ganz denselben Stamm hat. Dann übersetzte ich mir letzteres Wort in alle mir bekannten europäischen Sprachen, gerade so wie drei Jahre vorher, da wir wegen eines Erdrutsches kurz vor Chiavenna genötigt wurden, in einer italienischen Dorfschänke zu übernachten, jeder der zahlreichen Reisenden dieses verfängliche Wort aus dem Wortschatze seiner Muttersprache hervorgesucht hatte.

In der That erschien nach drei Viertelstunden ein Bauer mit seinem Hest, einer jener vierschrötigen Norweger, welche auf einen europäischen Lederkoffer mit der Kraft einer hydraulischen Presse wirken. So fand ich denn, als ich nach zwei Tagen (gerade unter dem Polarkreis) meinen Koffer öffnete, meine Chokoladenbüchse in Atome zerrieben und das Pulver durch den ganzen Koffer zerstreut. Doch für jetzt erschien mir der Riese wie ein geflügelter Schutzgeist.

*) Die Dänen haben auch noch das hübsche Gjenboer, Gegenüber-Wohner, das uns fehlt.

Man fährt von Garlid hinab in ein schönes Thal, dessen Laubwälder und reiche Kulturen an Mitteldeutschland erinnern. An den Kaskaden des Flusses haben sich die Norwegen so eigentümlichen kleinen Mühlen (Kvärnhuse) eingenistet, Blockhäuschen, die von den Bildern Leu's und Bodoms bekannt sind. Manche Gårde erinnern mit ihren grofsen zahlreichen Gebäuden an Rittergüter in Deutschland. In der That kommen wir immer weiter in die herrliche Landschaft Drontheim, welche in der alten Geschichte Norwegens, als noch das Land nach Westen, kaum nach Süden blickte, das Centrum des Reiches bildete. Erst als infolge der Verbindung mit Dänemark Norwegen in die europäische Staatengemeinschaft eintrat, war es die Landschaft von Christiania, welche, die Verbindung mit dem Süden vermittelnd, die zentrale Bedeutung Drontheims schwächte. Seitdem hat die politische Hauptstadt die alte nationale ebenso überflügelt, wie St. Petersburg das heilige Moskau. Aber der echte Drontheimer blickt dafür auf den Parvenu mit derselben Geringschätzung herab, wie der Nationalrusse auf den europäisierten Petersburger.

Solche Gedanken kamen mir aber kaum an jenem denkwürdigen siebenzehnten Juli. Damals hefteten sie sich alle bloss an das zu erreichende Ziel. In der letzten Station Prästhus zeigte die Uhr zehn Minuten vor sechs während bis Stören noch eine und eine viertel norwegische Meile, also noch über vierzehn Kilometer, zurückzulegen waren, und das in höchstens einer Stunde und zehn Minuten! Schon wollte ich den vergeblichen Kampf

aufgeben. Aber mein Gut in Prästhus hielt es für möglich, diese Entfernung von vierzehn Kilometern in siebenzig Minuten zurückzulegen. Det er muligt, wiederholte er mehreremale fest und bestimmt. Das Versprechen eines nach seinen Begriffen kolossalen Trinkgeldes bestärkte ihn in seiner günstigen Anschauung von der Sachlage. Der Hest wurde in wenigen Minuten vorgeführt, angeschirrt, mein Koffer auf das Brett hinten gebunden, der Gut hinauf, mir die Zügel in die Hand gedrückt — und fort ging es wie mit Fünfzehnmeilenstiefeln in den Märchen. Mein einziges Vertrauen beruhte darauf, daſs die Straſse — nach Angabe meines Gut — dauernd hinabstieg (nur kurz vor Stören gäbe es einen kleinen Bakke), und auf jenem unbestimmten Etwas, welches die einen Vertrauen auf seinen Stern, Reiseglück u. a. nennen. Auch käme es vor — so sagte mein Gut — daſs der Bahnzug in Stören sich mehrere Minuten (wie segnete ich die langsamen norwegischen Bahnen) verspätete. Leider zeigte mein Hest eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Postgaul des einstigen Thurn und Taxisschen Instituts. Der Wille war lobenswert, aber es schienen die Kräfte zu fehlen. Ich verschwendete an ihn alle meine norwegischen Kosenamen, wie Fåle, Fåle! und Blakke, Blakke!, sparte auch nicht die Peitsche, doch mit wenig Erfolg. Da bat mein Gut anzuhalten; er stieg ab und setzte sich reitend zwischen meine Kniee auf den früher gedachten länglichen Kasten. Ich hielt mit beiden Armen ihn fest und zugleich in denselben meine Reisetasche, welche bis dahin zwischen meinen Knieen gestanden

hatte. Nu gick det afsted som Vinden — nun ging es vorwärts wie der Wind (wieder wie in den Märchen und nach der Meinung des Gut); es dauerte aber nicht lange, so fuhr er fast im Schritt, denn wir passierten einen Hof, welcher einem Verwandten seines Husbonde (Herrn) gehörte. Dies Manöver wiederholte sich später noch einigemal, wenn uns Leute entgegenkamen oder Feldarbeiter seitwärts des Weges uns beobachten konnten. Der Schein mufste gewahrt werden. Doch blickte ich nicht ohne Mitleid zuweilen auf den Rücken meines Gut.

So mochte etwa der halbe Weg zurückgelegt, die halbe Zeit verflossen sein, als plötzlich an dem einen Rade jenes eigentümliche Zischen zu hören war, wie beim Schleifen eines Messers. Der Koffer war los! In unserer Lage ein schreckliches Ereignis. Der Gut springt ab, bindet den Koffer los und wieder fest. Ich sitze mit der Uhr in der Hand, das Karriol pulsiert förmlich bei den schweren Atemzügen des Pferdes, auf dessen Rücken die Karriolarme ruhen. So vergehen fünf qualvolle Minuten.

Nicht lange, so öffnet sich das Thal und man blickt in das herrliche Thal der Gula, welches sich dem unsrigen quer vorlegt. Bewaldete Gebirgsabhänge, lachende Kulturen, rote Dächer — man glaubt ein kleines Paradies zu schauen. Aber gerade jetzt geht es den kleinen Bakke hinauf, also selbstverständlich im Schritt; das Pferd macht jeden Augenblick Miene stillzustehen. Ich blicke nach der Uhr — es sind acht Minuten über sieben — die Partie ist verloren. Nein, tröstet der Gut, der Zug verspätet sich manchmal. So geht es im ge-

lassenen Schritte weiter. Plötzlich ruft der Gut: der er Toget (da ist der Zug)! In der That, er rollt soeben mit einer abscheulichen Gelassenheit dahin, an unserer Thalöffnung vorüber, und verschwindet hinter dem Bakke. Also doch verloren! Ich tröste nun meinerseits den fast weinenden Gut, zahle ihm das Fahrgeld und das kolossale Trinkgeld, und sage: Versuchen wir es wenigstens bis zum letzten Schlufs.

Nach meiner Berechnung hatten wir über den Hügel, hinter welchem der Bahnhof liegen sollte, noch sieben bis acht Minuten zu fahren. Wir verschwenden unsere Liebkosungen (nicht ohne Peitschenhiebe) an den Hest; wir machen — wie mein verstorbener Vater auf schlechten Landwegen zu sagen pflegte — uns leichter; wir durchbohren gleichsam die Luft mit unseren Blicken. Endlich liegt das ganze Thal der Gula mit Stören und Engen, sowie dem Bahnhofe, vor uns. Noch hält der Zug in der Halle. Wieder geht es hinab, der Wagen schiebt das kraftlose Pferd vorwärts — wir sind unten. Nur eine halbe Minute noch! Ich springe vom Wagen, falle zu Boden, raffe mich auf, rufe, winke mit dem Tuche. Wenn in diesem Augenblick der Zug abginge! Doch er hält — ich erfasse den Thürgriff, springe auf das Trittbrett — ich bin gerettet!

So würde ich vielleicht sonst etwas pathetisch gesagt oder empfunden haben. In Wahrheit fühlte ich mich so humoristisch gestimmt, dafs ich in lautes Lachen ausbrach. Denn hier trat wieder einer jener Gegensätze ein, an denen ein norwegisches Reiseleben reich ist.

Aus dem starkbesetzten Zuge sahen wohl hundert Gesichter; man hatte mich im vollsten Lauf von der Höhe kommen, abspringen, laufen und fallen gesehen, aber kein Mensch sprach oder rief gar ein Wort, niemand verzog eine Miene. War es ein Geisterzug?

Man denke sich die Szene in Deutschland! In Kopenhagen hätte man vielleicht noch ein Wort gesprochen, in Christiania vielleicht gelächelt; aber in Drontheim blieben die Gesichter ernst und starr wie Masken. Meinen Ruf: ich werde in Drontheim bezahlen, erwiderte der Konduktör mit einer tiefen Verbeugung und mit der Bitte, mich an den Schalter zu bemühen, um ein Billet zu lösen.

Also war selbst noch so viel Zeit! So passierte ich den langen schweigenden Zug, während hundert Augen den „verrückten Engelskmand" vom Dovrefjeld anstarrten, löste ein Billet und legte mich auf den roten Plüsch mit einer Empfindung, die ich keiner ähnlichen vergleichen kann. — —

Gestehe ich es, ich habe auf der Eisenbahnfahrt nach Drontheim — einer der schönsten in Norwegen — nicht eben viel gesehen. Wer vom Süden kommt, glaubt nicht in den Norden, sondern in einen noch tieferen Süden gelangt zu sein. Wir erklicken fast alle norddeutschen Laubbäume und in den Gärten an den Bahnhöfen prächtiges Gemüse, Erdbeeren, Hopfen und die herrlichsten Rosen. Auf den Perrons hat man, wie längs der Straſse im Gudbrandsdal, überall eiserne Gartenbänke aufgestellt; die Leute gehen spazieren, ruhen und — schweigen.

Anfangs imponieren noch bedeutende Felshöhen Wasserfälle, kurz, eine prächtige Gebirgsszenerie; später erweitert sich das Thal der Gula (das Wort Gjöll bedeutet noch jetzt im Isländischen Fluſs), und man durchfährt ein Chaos von sandigen Höhenrücken und Hügelreihen: — die Schuttablagerungen der einstigen Gletscher, welche vom Röros- und Dovre-Plateau bis in den Drontheimsfjord hinabgestiegen sind. Diese meilenlangen Moränen sind jetzt gefurcht und zerschnitten, mit Wäldern und Feldern bedeckt. Zum Schutze gegen den Schneeflug hat man hohe Strauchzäune errichtet. Überall stehen freundliche Höfe und Kirchen. In dem Gård Romul (zur Linken) wohnte einst Thora, die Geliebte Hakon Jarls, in deren unterirdischem Gemach (Jardhus, Erdhaus) der flüchtige Herrscher von seinem Sklaven Karker ermordet wurde, wie die Heimskringla so dramatisch erzählt und Öhlenschläger in seinem Hakon Jarl so groſsartig dargestellt hat.*) Nicht leicht wird eine Sprache so kraftvoll den Ruf wiedergeben können, mit dem Karker dem schlafwandelnden König den Dolch ins Herz stöſst, als die verrufene weiche dänische, mit ihrem: Så dö da du! (So stirb denn du!)

Auch Longfellow in seinen Tales of a wayside-inn erzählt die Katastrophe in einer trefflichen Romanze, welche er dem norwegischen blonden Geiger (Ole Bull) in den Mund legt.

---

*) A. Öhlenschläger, Hakon Jarl, Tragödie. Kopenhagen 1805. Seine gleichnamige Ballade ist von mir übersetzt in den Norwegischen Balladen. Leipzig 1883.

Wer sich für Petter Daſs interessiert, dessen Dichtungen uns später im Nordlande lebendig werden können, besucht vielleicht die Kirche von Melhus, in welcher sich das einzige Bildnis des Dichters befindet, dasselbe, welches dem ersten Bande seiner gesammelten Schriften (Christiania 1874) vorgeheftet ist.

Die ganze Landschaft von Drontheim, dem skandinavischen Rom, ist ein klassischer Boden. Hier wohnten jene kraftvollen heidnischen Jarls, welche den beiden Königen Olaf bei der Einführung des Christentums so viel zu schaffen machten; nicht weit von hier fiel der heilige Olaf; hier errichtete man ihm jenes Wunder der Architektur, das noch in seinen Trümmerresten fast alles verdunkelt, was der gotische Baustil im Norden geschaffen hat.

Aber vielleicht interessiert den von Süden kommenden Reisenden mehr als alles dies der Blick auf den südwestlichen Arm des Drontheimsfjordes, der noch in der zehnten Abendstunde in den Strahlen der Sonne glanzvoll daliegt wie ein Meer von Gold. Aber auch glanzlos wird er eigenartige Empfindungen wecken. Ist er doch ein Teil des Atlantischen Ozeans, zu welchem die Wasserstraſse im Nordwesten führt.

Obwohl die Sonne sich mehr und mehr dem Horizont nähert, zuletzt unter ihm versinkt, kommen wir aus dem Mittsommertage (Skjärsommerdag) nicht mehr heraus. Unvergeſslich wird jedem Reisenden die Fahrt über den klassischen Nid und der Blick über das in der Abendsonne blutrot glühende Drontheim sein. Rechts steigen die grünen Höhen um die Feste Christiansten

und der Bläsevoldbakke auf, links aber der Gebirgszug des Steinbergs mit seinen schönen Villen, welche über die reiche Schwemmebene des Nid-Flusses auf den prachtvollen Fjord blicken. Weiter links hat man das kahle Gjetfjeld, ein Stück jenes urgewaltigen, nicht zu bändigenden, man möchte sagen heidnischen Norwegen; rechts verlaufen die Höhenrücken in den Hammer (Vorgebirge) Lade.

Gleich neben dem kleinen Bahnhofe steht der Dom.*) Wandern wir nach Norden, so blicken wir durch jede der parallelen Strafsen auf den Fjord; durch eine derselben auch auf die in ihm liegende kleine Festung, den Munkholm. Allerlei Jugenderrinnerungen steigen auf: an den Grafen Griffenfeld, an Afraja, an Victor Hugos phantastischen Han d'Islande.

Dort liegt unser Dampfer, welcher uns zur Mitternachtssonne führen soll, dunkel, fast gespenstisch in der Dämmerung, die ein „eigen Grauen" ist (Tegnér). Durchsichtig, körperlos steigen die Gebirgshöhen im Westen und Norden auf, in hellem Graublau, wie ein abendlicher Wolkenzug. In grofsen Zügen rauscht der ausklingende Fjord an den Wogenbrecher des Hafens, im schlürfenden Tone zischt die Welle über die Kiesel des Strandes. Mit der steigenden Flut und der sinkenden Dämmerung zieht der Nachtwind über die weite, leicht aufschauernde Fläche.

---

*) Der Bahnhof ist seitdem an den Hafen im Norden der Stadt verlegt.

VIII.

Drontheim.

Drontheim, norwegisch Thronhjem (spr. Trŏnjĕm), hat eine ausgezeichnete zentrale Lage an dem groſsen Fjord, dem die uralte Bischofs- und Königsstadt den Namen gegeben hat. Mag man vom offenen Meer im Westen kommen, vom Dovrefjeld im Süden, oder von den reichen Fruchtgeländen des Fjordes im Norden von Levanger und Värdalen, alle Wegelinien schneiden sich an der weit nach Norden vorspringenden Halbinsel, auf welcher die Stadt erbaut ist. Norwegen hat keine Binnen-, sondern nur Hafenstädte, immer an den Mündungen der langen Thalspalten — deren geologische Fortsetzungen die Fjorde sind — zur Vermittelung des Verkehrs des Binnenlandes mit der See angelegt. Auch Drontheim und Christiania sind solche Hafenstädte, und sie liegen naturgemäſs da, wo der tief ins Land schneidende Fjord den Handelsinteressen des Binnenlandes so weit als möglich entgegen kommt und die Kreuzungs-

linien dieser Interessen in einem Punkte zusammentreffen. Haben schon die natürlichen Verhältnisse diese grofsen merkantilen Mittelpunkte geschaffen, so erlangen dieselben gegenwärtig einen ungeahnten Aufschwung durch den Bau von Eisenbahnen, welche den Verkehr, auch ohne Rücksicht auf diese natürlichen Verhältnisse, ihnen zuführen; etwa ebenso wie ein Techniker ferne Quellen erschliefst, um sie in sein grofses Sammelbecken überzuleiten. So hat Christiania sich die grofsen Thäler des Lougen und des Glommen dienstbar gemacht, obwohl der natürliche Hafen für beide Fredrikstad ist. So bemüht sich gegenwärtig Drontheim den Verkehr des schwedischen Nordlandes an sich zu ziehen, seitdem man die Eisenbahn nach dem Jemtland gebaut hat. Nicht lange, so werden unzählbare Wagenladungen von Holz aus Schweden, welche bis dahin auf den Seeweg durch die Ostsee und den Sund gewiesen waren, nach Drontheim gehen; denn das Ziel, nach welchem alle skandinavischen Schiffe streben, ist der Magnetberg England und der Süden Europas. Diese nordischen Länder blickten einst nach Deutschland, jetzt vorzugsweise nach Südwesten. Für das Holz wird Norwegen aus seinen unerschöpflichen Meeren den Fisch liefern, ein Tauschmittel, das ebenso in Spanien angenommen wird wie in Italien und in den Ländern des Orients, ebenso in den Ostseeprovinzen Deutschlands wie in dem ganzen ungeheuren Rufsland. Dieser Fisch heifst im Westen und Süden Europas Bacallao, im Osten Häring, eine Speise, widerwärtig für jeden, der sie zum ersten Mal versucht,

von gröſstem Reize für den, welcher sich daran gewöhnt hat.

Die jetzige Stadt Drontheim trägt ihren Charakter als Handelsstadt offen zur Schau; darum liegt sie nicht neben der alten Sverresborg auf dem Gebirge im Süden; auch nicht am hafenlosen Hammer Hlade (Lade), dem alten Jarlensitze, sondern an der Mündung des Nidflusses; der sich in seinem vielgewundenen Laufe gleichsam zögernd dem Meere nähert. Erst strömt er ganz westlich bis zur Vorstadt Ihlen, wo ihn nur noch wenige Schritte vom Fjord trennen; dann biegt er plötzlich nach rechts um, als wollte er zu seiner Quelle zurückkehren, und flieſst im groſsen Bogen schlieſslich weit im Osten in den Fjord. So entsteht die groſse Halbinsel Nidnäs, im Westen eng eingeschnürt, nach Osten sich ausbreitend in Gestalt einer Feige. Auf ihr liegt Drontheim, das alte Nidaros, das heiſst Mündung (Os) des Nidflusses (Ar, isländisch Fluſs); gerade so wie Upsala, die alte schwedische Königsstadt, früher die Östliche Fluſsmündung (Östra Aros) genannt wurde. Die Nidmündung bildete einst den alleinigen Hafen der Kaupanger i Thrandheimi, wie Drontheim damals genannt wurde; auf dem daneben befindlichen Steilufer Bratören aber tagte das berühmte Örething.*) Noch jetzt laufen die kleineren Seeschiffe hier ein; die gröſseren landen im neuen Hafen, einer durch Molen eingefaſsten künstlichen Erweiterung des Nidflusses, oder sie liegen auf der Rhede im Nordwesten der Stadt.

---

*) J. E. Sars Udsigt over den Norske Historie. Christiania, 1873 bis 1877, 2 Bde.

Die ganze Ebene des Nid umgiebt ein mächtiges Urgebirge, welches in die breiten Straſsen der Stadt gleichsam gespenstisch hineinblickt. Aber unzählige Villen steigen überall die grünen Vorhöhen hinan. Sieht man von oben auf die Stadt, so blickt man über ein einziges Meer von roten Ziegeldächern, so hellrot, wie ich es nur noch in einer andern norwegischen Stadt, in Bergen, gesehen habe. Nach Norden breitet sich der Fjord aus, oft tiefblau, und seine hohen Gebirgsufer verlieren sich in ungemessener Weite. Gut, daſs wir bei unserer Fahrt von Deutschland nicht hier zuerst gelandet sind! Wie weich, wie formlos erscheint uns dagegen die Landschaft von Christiania! Kommt uns doch selbst die Vegetation reicher und frischer vor. Und in der That, wir befinden uns in Regionen, wo der Fjord im Winter niemals mehr gefriert, weil die warmen Wasser des Atlantischen Ozeans hier aus- und einflieſsen und die Luft an diesen Küsten erwärmen. Darum diese groſsen Linden, diese Obst- und Nuſsbäume, deren Früchte auf europäischen Ausstellungen ein so gerechtes Aufsehen erregt haben. Ist es doch von Belgiern und Franzosen wiederholt anerkannt worden, daſs sich mit dem Arom, neben der Gröſse der Drontheimer Äpfel nichts vergleichen lasse. Nur die Traube reift hier nicht mehr, dazu ist der Sommer zu feucht. Auch lassen die Früchte den Zuckergehalt vermissen, welcher ein Vorzug des Südens ist. Der Norden erzeugt Arom, wahrscheinlich infolge des lang anhaltenden Lichts; der Süden mit seiner intensiven Wärme Zucker. Wo es auf das Arom ankommt, wie bei manchen Gemüsesorten,

erscheint dem Norweger das im Süden, etwa in Norddeutschland, gebaute Gemüse fad und geschmacklos. Als bei der Dampfküche in Christiania ein dänischer Koch angestellt wurde, der die Gemüsezuthaten nach dem Gebrauche seiner Heimat berechnete, beklagte sich das Publikum über den zu strengen Geschmack der Speisen. Der Koch sah sich genötigt, bei norwegischem Gemüse sein Rezept zu ändern und die Zuthaten zu beschränken.*)

Norwegen ist, ebenso wie Schweden, das Land der Blumen. Kaum giebt es eine Hütte, eine Stue, an deren trüben Fenstern nicht ein Geranium stände, eine Myrte oder eine Balsamine. Die Säterin auf dem Fjeld pflegt noch ihre Gelbveiglein. Wenn norwegische Familien an einen andern Ort ziehen, so wird man irgendwo ihre Blumen hervorlugen sehen. So fuhr ich später mit einem Beamten aus dem südlichsten Norwegen bis Vadsö, in den letzten Winkel Finnmarkens. Dieser hatte für seine Blumen auf dem Deck des Dampfbootes ein förmliches Zelt eingerichtet, und es war rührend zu sehen, wie er täglich mehrmals nach seinen Pfleglingen sah, sie mit einer Leinwand bald gegen den Sturmwind, bald gegen die Sonne und die Hitze der Maschine schützte und gleichsam nur für sie lebte. In der That war in Vadsö, nach achttägiger Fahrt, nicht eine einzige Blüte geknickt, kein Blatt verdorrt.

Nun bleibt aber alles, was ich sonst in Norwegen von Blumenkultur gesehen habe, hinter Drontheim zurück.

---

*) F. C. Schübeler, Växtlivet i Norge. Christiania 1879.

Hier sind nicht blofs alle Fenster dicht damit besetzt, man hat auch in den Zimmern oft ganze Lauben eingerichtet; dazwischen stehen und liegen dann allerlei Statuetten, Nippsachen und ein Reichtum von gestickten Sachen, dafs es ganz erstaunlich ist. In einigen Strafsen haben die Leute vor den Häusern Gärtchen angelegt, in denen der Boden einen einzigen Teppich von Rosen, weifsen Lilien und vielen anderen Blumen bildet. Ich trat in den Garten eines Kunstgärtners und fragte, ob denn hier, wo jeder Mensch Blumen ziehe, auch noch welche gekauft würden? Er blickte lächelnd über seinen wohl einen Morgen grofsen Levkoyenflor und erwiderte: Die Blumen bekämen alle die Toten. — Die Toten? — Nun, ich möchte nur auf den Gravlund (Kirchhof) hinter dem Dome gehen. So ging ich denn dorthin und fand — es war ein Sonnabend — Hunderte von Leuten damit beschäftigt, die Gräber ihrer Toten zu schmücken. Die einen beschnitten den Rasen der Grabhügel mit einer Schere, andere hielten grofse Theebretter in den Händen, ganz voller Blumen, und füllten die Vasen, welche dauernd auf den Gräbern stehen und den Namen des Eigentümers tragen. Noch andere wanden Kränze oder reinigten die Gänge. Alles emsig, aber still.

So schmückt man in ganz Norwegen an jedem Sonnabend die Gräber, und so wufste ich nun allerdings, wo die Gärtner ihre Blumen lassen.

Der weitberühmte Dom zu Drontheim ist einst, wie die meisten alten Dome, erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte seiner Vollendung entgegengeführt worden;

daher die verschiedenen Baustile, welche oft unvermittelt neben einander auftreten. Später haben ihn Feuersbrünste oft heimgesucht, der „Unsinn der Verwüster“ ist über ihn gekommen mit einer so vernichtenden Gier, daſs es unbegreiflich scheint, wie von so vieler Schönheit noch ein solcher Rest hat erhalten bleiben können. Nicht wenig hat zu dieser Konservierung beigetragen, daſs man früher bei den oberflächlichen Wiederherstellungen die noch erhaltenen Säulen, Bogen nebst Maſswerk in die neuen roh aufgeführten Mauern eingeschlossen und dadurch den Händen der Vandalen entzogen hat. Jetzt ist es die Aufgabe der Restauratoren, an deren Spitze der treffliche Christie steht, diese Zuthaten zu entfernen und das Verleimte und Verhüllte wieder bloſszulegen. Freilich sind mittlerweile die Mauern aus dem Lot gegangen und müssen neu gerichtet werden; unzähliges ist verschwunden oder zerschlagen und verstümmelt. Es ist die Frage, ob es nicht einfacher wäre, den ganzen Dom von Grund auf neu zu bauen, als ihn wiederherzustellen, denn in Wahrheit muſs doch der gröſste Teil neu angefertigt werden. Aber das Vorhandene dient wenigstens als Muster. Und seitdem man die Steinbrüche wieder entdeckt hat, aus denen die einstigen Baumeister das Material gebrochen, vermag man dem Neuen die alte Würde und jene köstliche Farbenharmonie zu geben, welche gerade den Dom von Drontheim auszeichnet. Unser Blick ist durch die ewigen farblosen Sandsteinbauten in Deutschland stumpf geworden. Hier leuchtet es förmlich vor uns auf: dieser herrliche tiefblaue Chlorit-

schiefer (Saponit) mit den zart angehauchten weifsen Marmorsäulen, eine Spitzenarbeit von Stein im gröfsten Stil, von einer bewundernswerten Harmonie, eine der kühnsten vergeistigenden Schöpfungen des gotischen Baustils.*)

Seit Jahren ist dem Kuppel-Achteck, welches sich — an Stelle der sonstigen Apsis oder Concha — unmittelbar an den Hochchor schliefst, Hymnus über Hymnus gesungen worden. Kugler, sowie Minutoli und Munch in ihren grofsen Werken finden kaum Worte genug, um den erhabenen Eindruck dieses Werkes, das jetzt in voller alter Pracht wieder dasteht, zu schildern. Der katholische Gottesdienst beruht auf der Adoration. Der Mittelpunkt derselben ist sonst der Hochaltar über oder mit den Reliquien des Heiligen, dem die Kirche geweiht ist. Hier aber ist dieses Zentrum, das Ziel der Anbetung, über den Hauptaltar hinaus, in das äufserste Ende des Domes, in jenes Achteck verlegt, dessen Vorderwand offen, das heifst durch eine Art Spitzen- oder Schleierarchitektur ersetzt ist. Hinter diesem steinernen Spitzenschleier befand sich einst auf einem Altare der Schrein des heiligen Olaf, das Palladium Norwegens, das ersehnte Ziel Tausender von Pilgern, welche aus den Ländern der Ostsee und der Nordsee, ja weit aus dem Süden Europas, die Bischofsstadt im hohen

*) Man hat ausgerechnet, dafs, mit Rücksicht auf die beschränkten Mittel, die Wiederherstellung des ganzen Doms noch etwa vierzig Jahre Zeit erfordern werde. Zu einer Beschaffung gröfserer Mittel durch eine Lotterie will man sich in Norwegen nicht verstehen. Ich erwähne hier noch das Sammelwerk Norway S. 604 u. ffg.

Norden erstrebten. Drontheim war im Mittelalter einer der berühmtesten Wallfahrtsorte Europas. Daher die erstaunlich grofse Zahl von sonstigen Kirchen und Klöstern, von denen nun fast jede Spur verschwunden ist. Daher auch die dominierende Stellung des hiesigen Erzbischofs, der über die Partei der Bagler (von baculus, Hirtenstab, so genannt) gebot und jahrhundertelang mit dem Königtum und dessen Birkenbeinen um die Herrschaft ringen konnte. Wohl siegte schliefslich das nationale Königtum, aber die Kraft des Landes war in dem Grade gebrochen, dafs es sich fast willenlos dem Dänenkönig überliefs und in einen vier Jahrhunderte langen Totenschlaf versank,*) dem erst in Eidsvold ein Erwachen folgen sollte.

Freilich, die Erinnerung an Drontheim ist dem norwegischen Volk auch während seiner Verbindung mit Dänemark nicht verloren gegangen; darum nahm man in die Verfassung vom siebenzehnten Mai 1814 die Bestimmung auf, dafs der König in Drontheim gekrönt werden solle. Aber auch die Königin? — there is the rub! — Karl Johann dachte wohl daran, seine Gemahlin, Königin Desideria, krönen zu lassen, unterliefs es jedoch ohne bekannten Grund. Sein Sohn Oskar I. verzichtete sogar auf seine eigene Krönung, da der damalige Bischof von Drontheim, Riddervold, es für nicht passend hielt,

---

*) Firehundredårig natten
Ruget over abekatten —
(Viermalhundertjähr'ges Nachten
Brütete, wo Affen wachten.)
(H. Ibsen, Peer Gynt).

daſs die Königin Josephine, weil katholisch, in einem protestantischen Dom gekrönt würde.

Zu der Krönung zogen die früheren Könige von Christiania über das Dovrefjeld, doch von Bjergaker durch das Orkedal. Nur der gegenwärtige König Oskar II. kam aus Sundsvall in Schweden und betrat Norwegen auf der groſsen Straſse nach Levanger, wo ihn ein Dampfboot erwartete und zuvörderst nach dem Nordkap und bis zum Jakobselv an der russischen Grenze führte.

Der schwedische Gesandte de la Gardie erzählt von der Krönung Karl Johanns am achten September 1818, namentlich von dem Bischof Bugge, dem bifrons theologus, der in seiner Predigt den Norwegern die Epistel so kräftig las, daſs sie ihm abends dafür die Fenster einwarfen.

Die lange Zeremonie in der Domkirche — so erzählt er weiter — hatte den Appetit merklich geschärft; man genoſs in Gedanken bereits das lukullische Krönungsmahl. So wartete man denn mit Sehnsucht darauf, daſs der Bischof endlich, dem Krönungsformular gemäſs, die feierlichen Worte ausrufen werde: Nun ist König Karl XIV. Johann gekrönt zu Norwegens König — er und kein anderer! Denn da wuſste man, die Zeremonie werde bald ein Ende nehmen und die Tafel beginnen. Nun, die Tische waren gedeckt, die Speisen dufteten herrlich, die Flaschen knallten — da — eins — zwei — drei — steht der König auf — die Tafel ist aufgehoben! Wohl wurde da manchem beklommen zu Mute, aber ein Spaſsvogel meinte: Nun ist Karl XIV. Johann satt — er und kein anderer!

Es ist bekannt, daſs die Norweger in Eidsvold den dänischen Prinzen Christian Friedrich zum König von Norwegen gewählt hatten und nur der Notwendigkeit wichen, als sie später den schwedischen Herrscher übernahmen. Auch der Prinz sollte in Drontheim gekrönt werden. Zwar kam es nicht dazu; als er aber am zweiundzwanzigsten Mai 1814 seinen Einzug in Christiania hielt und sich notwendig auf einem Throne darstellen muſste, benutzte man hierzu einen hohen Stuhl, den der Kammerherr Bernt Anker einst dem dortigen Theater zur Aufführung von Figaros Hochzeit geschenkt hatte.

Herr von Quillfeld, der freundliche Besitzer des Viktoria-Hotels, in welchem man noch — nach alter norwegischer Sitte — wie in der Familie des Wirts wohnt, ein geborener Schlesier, riet mir, das Pelzwarengeschäft von J. N. Bruun nicht ungesehen zu lassen. Ich wiederhole diesen Rat für den freundlichen Leser. Man findet hier in zwei Etagen alles, was ein frierender Mensch nur verlangen mag, von den feinsten Zobelgarnituren bis zu groſsen Eisbärfellen, die fast ein Zimmer bedecken; den allerliebsten norwegischen Hermelin, blauen und weiſsen Fuchs, den letzteren mit einer Unterlage von rotem Scharlachtuch zu hübschen Decken verarbeitet. Das Merkwürdigste sind aber die groſsen Eiderdecken, mehr als zwei Meter lang und breit, ganz aus den kostbarsten Fellen der Eiderente bestehend, mit einem Rande ringsherum, welcher von dem Halse des Enterichs genommen ist und in den prachtvollsten blau und grünen Farben strahlt. Der unternehmende und intelligente Besitzer

breitet solcher Decken Dutzende vor dem erstaunten Beschauer aus und freut sich unserer Freude. Seine geschäftlichen Verbindungen reichen um die Erde, aber er verarbeitet doch am liebsten die Produkte seiner norwegischen Heimat. Ein anderer Industrieller ist Blikstad, der ausgezeichnete Tolleknive schnitzt, teils aus dem in Norwegen zu Schnitzereien fast ausschliefslich verwendeten Birkenholz, teils aus Walrofszähnen. Beide sind aber nicht blofs Geschäftsleute, sie sind Künstler in ihrem Fach und haben darum noch ihre aufrichtige Freude an dem von ihnen Geschaffenen. Beide beschäftigen in ihrem Geschäft nur Norweger, die von Haus aus Tausendkünstler und von einer erstaunlichen Lernfähigkeit sind. So werden auch sämtliche Stein- und Bildhauerarbeiten am Dom nur von Norwegern ausgeführt, allerdings immer unter Leitung des überall eingreifenden Christie.*)

Ich schweige von meinem Besuche des oberen Leerfosses, da es dergleichen Wasserfälle in Norwegen noch viele zu sehen giebt; ich führe den Leser auch nicht zu der Lyststed Hjorten im Westen der Stadt, wo man den Versuch gewagt hat, ein Kopenhagener Tivoli im kleinen einzurichten. Es giebt in Drontheim kaum etwas, was den Namen einer europäischen Restauration, einer Bierhalle verdiente; nirgends darf Branntwein in Gläsern feil geboten werden; selbst die Hoteliers dürfen dem Gaste wohl einen Lysholmer einschenken, aber keine Bezahlung

*) Die beiden erwähnten Fakrikanten lebten 1893 nicht mehr, doch führte das Bruun'sche Geschäft dessen unterrichteter Sohn weiter.

dafür nehmen, bei Verlust der Konzession. Es läſst sich denken, was bei dem Mangel alles sonstigen Gasthauslebens ein Etablissement bedeuten kann, das doch auf den Sinnenkitzel berechnet ist. In der That geht es hier zu wie in einem Kloster. Der Fremde sieht schon in Christiania mit Verwunderung, wie unfähig der Norweger ist, munter oder gar ausgelassen zu sein. Das Stillvergnügtsein im Tivoli zu Christiania würde in Drontheim schon sehr auffallen. Doch weiſs ich wirklich nicht, ob dieser Zug im Charakter des Drontheimers Lob oder Tadel verdient.

Wenn wir vom Dom an den Angellschen Stiftungen vorbei durch die Munkgade wandern, schwimmt gerade vor uns in der tiefblauen See der Munkholm, eine kleine Felsinsel, auf der sich schon im Jahre 1028 Mönche ansiedelten um ihre Betglocken über den schönen Fjord erklingen zu lassen. Die Reformation vertrieb sie; das Kloster verfiel und man benutzte seine Mauern als Steinbruch. Im siebenzehnten Jahrhundert kam dann der allmächtig gewordene Staat, legte ein paar Festungswerke an, lieſs seine Kanonen über den Fjord donnern und richtete in dem alten runden Turm, der aus der Zerstörung allein noch übrig geblieben war, Gefängnisse ein. Das ist ja wohl überall die historische Entwicklung solcher Anlagen. In einem dieser Gefängnisse hat Peter Schumacher, später Graf Griffenfeld, einst der allmächtige Minister Christians V., von 1680—1698 ge-

fangen gesessen, um über den Wandel menschlichen Geschicks, das ihn aus niedriger Sphäre unerwartet zu hoher Stellung berufen, nachzudenken.

Der Holm ist rings von Mauern und Graswällen umgeben, über die ein paar unschuldige Kanonen blicken. Neben der kleinen Landungsbrücke steht ein galgenartiger Krahn (Kranbuck) und ein Bootshaus, gerade groſs genug, um ein paar Boote aufzunehmen. Im Norden schwimmen um eine Schär unzählige Eiderenten. Sie brüten auf dem Nordufer des Fjordes; aber zur Zeit der Ebbe fischen sie gern beim Munkholm. Hat man das Thor durchschritten, über dem sich der norwegische goldene Löwe im blauen Felde befindet, so hat man rechts ein Wohngebäude mit einer groſsen Esche, zur Linken den kleinen Leuchtturm und geradeaus den runden Turm; eigentlich zwei ineinander gebaute Türme, beide von einem und demselben, nach auſsen sich abschrägenden Dache gedeckt. Der Zwischenraum ist in mehrere enge Gemächer geteilt. Unter dem Dache befinden sich die ganz niedrigen Gefängnisse — wahre Bleikammern —, die ihr einziges Licht von einem dicht über dem Fuſsboden durchgebrochenen Fenster erhalten, wenn überhaupt Licht genannt werden darf, was nur eine Art dämmernden Reflexes ist. Hier hat Graf Griffenfeld achtzehn Jahre seines Lebens zugebracht. Da ihm der Gebrauch von Tinte und Feder versagt war, so hatte er in die Mauer allerlei Bemerkungen und Verse eingekratzt, die noch bis zum Jahre 1840 vorhanden waren. Erhalten

ist uns nur ein lateinisches Epigramm, des erste Zeilen lauten:

Exserit e medio caput inviolabile ponto
Holma, cucullatis quondam habitata viris;
Armorum nunc facta domus pelagique capistrum,
Campanaeque locum trux catapulta tenet.

Diese Verse hat Petter Daſs so übersetzt:*)

En Holm midt i det stolte Vand
Sit Hoved höit opsvinger,
Er fast beskanset i den Strand,
At man den ei betvinger.

I fordum boede Munke der,
Som drog de lange Svandser;
Nu seer man Våben og Gevär
Nedplantet ved de Skanser.

Hvor Klosterklokken för gav Ljud,
Der nu Kartover romler,
Hvis Dönnen, Brölen, Skrål og Skud
Forfärdeligen bromler.

Drauſsen umfängt uns wieder die laue Luft. Da die ganze Besatzung der Festung — ein Sergeant und drei Mann — sich auf dem festen Lande zur Heuernte befand, der Leuchtturmwärter aber in die Stadt gefahren war um Einkäufe zu machen, so übernahm die Führung um den Holm die schöne stille Frau des Turmwächters.

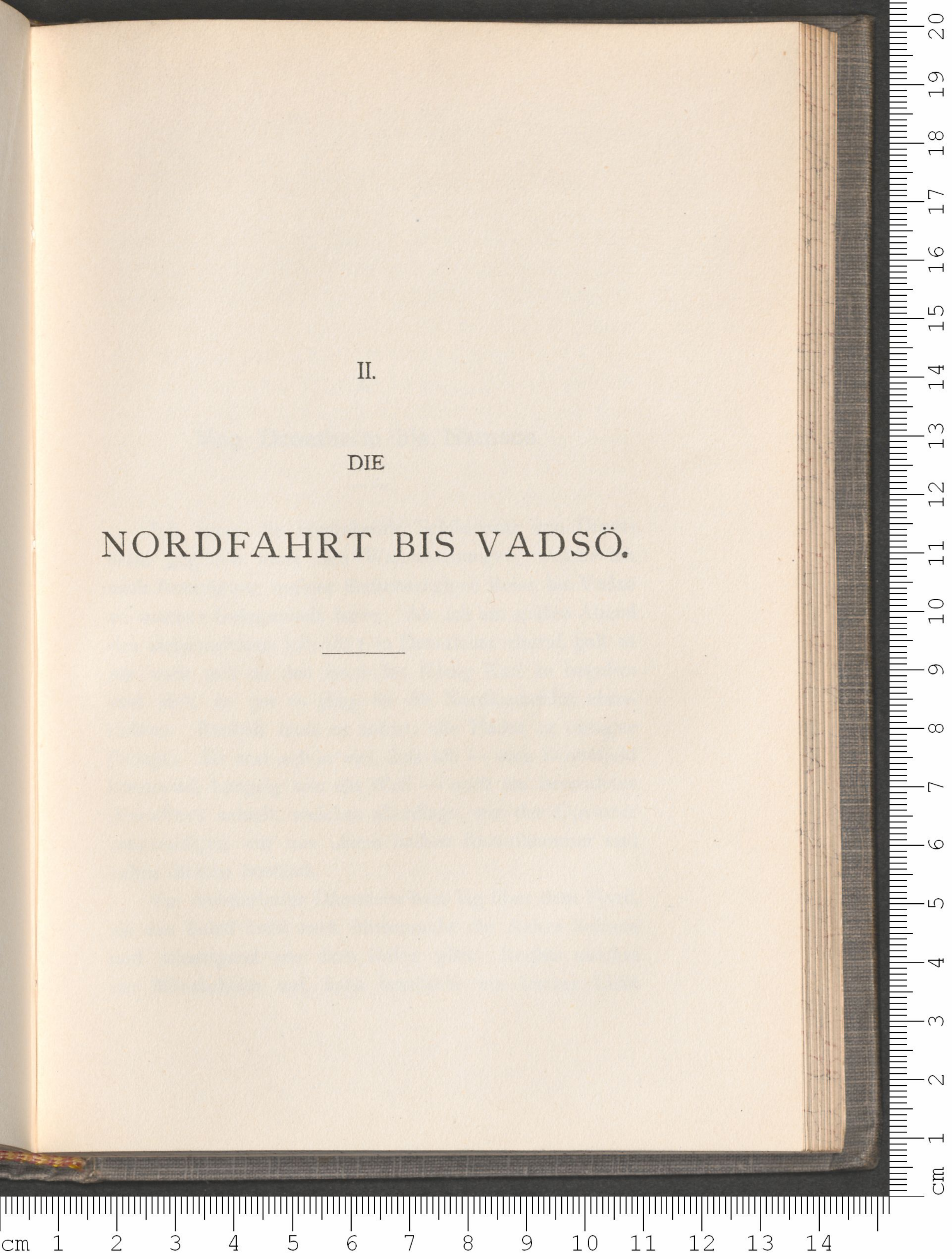
*) Samlede Skrifter. I. 198. Der deutsche Leser wird, bei Rücksichtsnahme auf die lateinischen, diese Verse sich leicht übersetzen können.

Gewissenhaft wie alle Norweger, ersparte sie mir keinen Winkel, keine der in den Kasematten aufgestellten alten Kanonen, Lafetten, Kugelhaufen und Fahnen. Aber ein reizendes Bild gaben die beiden Kinder der Frau ab, ein Karl Antonio und Frithjof, die über die Kanonen und in alle Winkel krochen, zwischen den massiven Gestellen wie Amoretten hervorlugten und die finsteren Räume mit ihrem Lachen erfüllten. Keine Luke, durch die sie nicht auf den blauen Fjord blickten. Zuletzt holten sie ein kleines Schiff, das ihnen der Vater gearbeitet hatte, und ich mufste es gebührend bewundern. Der dritte im Bunde war ein kleiner Hund, Tom, der mich anfangs so zudringlich angebellt hatte. Von meinen Schiffern war der jüngere, mit einem schön gestickten Gürtel, im Boote zurückgeblieben, aber der ältere, ein einstiger Artillerist, war uns gefolgt. Und wie leuchteten seine Augen, wie ging ihm das Herz auf, als er (nach zwanzig Jahren!) zum ersten Male wieder diese Kanonenläufe, diese Gestelle und Protzkasten anfassen durfte. Das war wie ein Wiedersehen von Jugendfreunden.

Der Blick von den grasbewachsenen Wällen des kleinen Holms, auf denen wilde Rosen und Balsampappeln stehen, umfafst den ganzen Fjord von Drontheim. Im Osten steigt der Hammer von Hlade auf, der einstige Wohnsitz des grimmen Hakon Jarl, welcher nach der Sage, um das Eindringen des verhafsten Christentums zu hindern, selbst seinen Sohn den Göttern opferte. Nicht weit davon liegt des grofsen Seehelden

Tordenskjolds Wohnung Ringved. Weiter im Süden breitet sich auf dem Delta des Nidflusses das schöne Drontheim aus, überragt von dem Stenberg, mit seinen rotdachigen Villen, und der Sverresborg, der ältesten königlichen Anlage in dieser Landschaft, die von jeher — wie es heiſst — des Landes Kraft und Kern bildete. Ganz nahe hat man das kahle Gjetfjeld mit den schönen Gärten von Munkaune und dem Trollabrug. Hier geht die groſse Wasserstraſse vorbei nach dem Westen und zur Mitternachtssonne. Doch kann man von Drontheim nicht Abschied nehmen, ohne an den Kehrreim in einer alten Sankt Olafsweise zu denken:

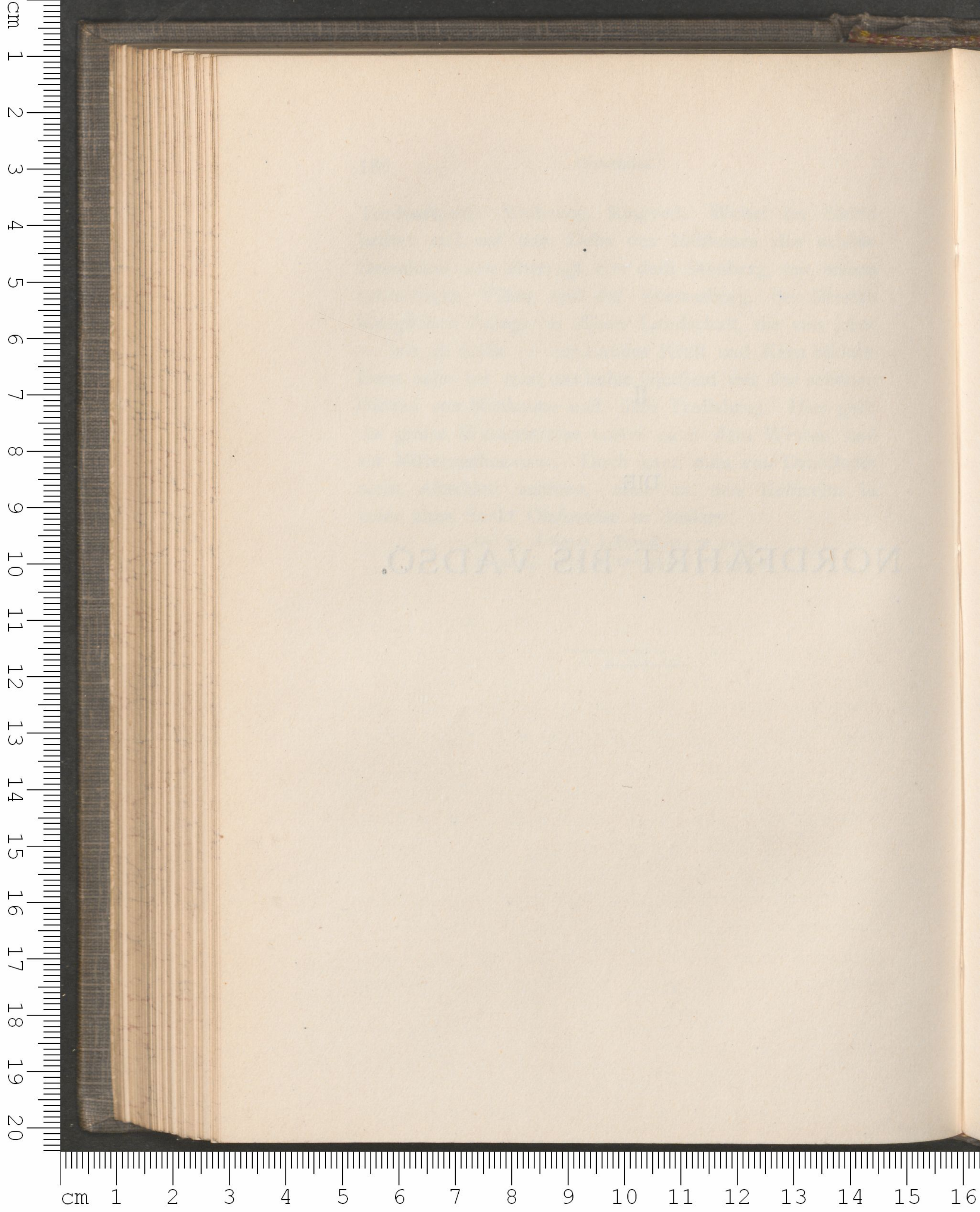
Det er så favert i Trondhjem at hvile.
Es ist so schön in Drontheim zu weilen.



II.

DIE

NORDFAHRT BIS VADSÖ.



I.

Von Drontheim bis Namsos.

Ich habe die vorstehende Schilderung von Drontheim gegeben nach den Wahrnehmungen, welche ich nach Beendigung meiner fünfzehntägigen Reise bis Vadsö zu machen Gelegenheit hatte. Als ich am späten Abend des siebenzehnten Juli 1877 in Drontheim eintraf, galt es nur noch sich an den Bord des König Karl zu begeben und sich, so gut es ging, für die Nordlandsfahrt einzurichten. Freilich hieſs es sofort: alle Pladse er optagne (belegt). Es war schon viel, daſs ich — vom Dovrefjeld kommend, hungrig wie ein Wolf — noch ein besonderes Abendbrot erhielt, welches allerdings, wie der Opvarter entschuldigte, nur aus einem halben Riesenhummer und kalten Braten bestand.

Ein wunderbarer Dämmerschein lag über dem Fjord, als das Schiff bald nach Mitternacht die Anker lichtete und schweigend aus dem Hafen glitt. Rechts tauchte der Mönchsholm auf, links leuchtete ein letztes Licht

von dem Eisenhammer Trollabruk. Eben wollte ich mich auf einer der Bänke zur Ruhe legen, als der gefällige Opvarter mir sein Bett anbot und mich hinabführte in die dicht mit Schnarchenden besetzten Räume. Aber eine achtzehnstündige Fahrt über das Dovrefjeld überwindet auch solche störende Momente.

Als ich in der Frühe des andern Morgens erwachte, befand sich das Schiff bereits in dem tiefblauen, von einem frischen Ostwinde bewegten Fahrwasser des Skjärgårds, jenes merkwürdigen Inselgürtels, welcher fast ohne Unterbrechung die ganze norwegische Küste umgiebt. Nur bei dem flachen Jäderen (das isländische Jåder, Rand, Streifen), südlich von Stavanger, fehlt er auf eine Entfernung von etwa fünfzig Kilometer; vom Nordkap ab aber hört er gänzlich auf. An sich kann eine Fahrt zwischen diesen Tausenden von Inseln, Klippen, Våren und Holmen an Gröſse mit einer Meerfahrt nicht verglichen werden, denn ihr fehlt fast immer der freie Horizont des Meeres; aber die groſsartige Wand des Gebirges im Osten, die Kühnheit der Formen der aus diesem Archipel hoch aufragenden Inseln lassen ein Gefühl von Enge oder Kleinheit nicht aufkommen. Hie und da weichen die Berge am Festland auseinander und gestatten einen Blick in einen tief einschneidenden, unheimlichen Fjord, in dessen Hintergrund wohl ein paar Schneeberge erscheinen. Andrerseits zerflieſsen auch die niedrigen Schären im Westen; das Meer bricht in langen Schwingungen herein und lockt den Blick zu dem lichten Horizont. Die Norweger nennen eine solche Öffnung

ein Meerauge (Havsöie). Bei der Weiterfahrt schliefst es sich dann wieder.

In dieser Mischung von Wasser und Land, Gebirg und Fläche liegt der Hauptreiz einer norwegischen Nordlandsfahrt. Fast alle Inseln sind kahl wie der grofse Gebirgsstock im Osten. Sie beginnen gleichsam über der Vegetationsgrenze. So entsteht auch hier von selbst die Vorstellung, man befinde sich in einem ins Meer versunkenen Gebirgslande; die eigentliche Masse ruhe unter der Wasseroberfläche, was aber darüber, sei nichts als der obere Teil, etwa das letzte Dritteil, des Versunkenen. Wer bei einer Überschwemmung durch eine Stadt oder zwischen den Kronen von Bäumen fährt, wird einen ähnlichen Eindruck haben. In der That steigen die Bergwände in den norwegischen Fjorden, wahren Wasserthälern, oft noch so tief unter die Wasseroberfläche hinab — beim Sognefjord bis eintausend zweihundert Meter —, dafs man zu der Frage berechtigt ist, ob nicht die Höhe des Gebirges in einem solchen Falle von einer mittleren Tiefenlinie zu rechnen wäre, statt von dem allerdings weit bequemeren Niveau des Meeres. Dazu gehörte nur, dafs diese mittlere Tiefe gefunden würde.

Die Physiognomie der Landschaft ist eine höchst eigentümliche. Im allgemeinen erkennt man wohl, wie die grofse skandinavische Gebirgswelle, nachdem sie vom botnischen Meerbusen langsam aufgestiegen, sich plötzlich bäumt, überstürzt und nun nach Westen hin sich in ein Labyrinth von Bergzügen, Thälern, Inseln, Klippen und Felsbrocken auflöst. Es findet aber kein

gleichmäſsiges Herabsteigen statt. Bald flieſst neben der abstürzenden Gebirgswand im Osten in weiter Ausdehnung die See, während im Westen groſse Inselberge aufsteigen, wie die weit vorgeschobenen Werke einer Festung; bald löst sich das Land in ein Chaos von Trümmern auf: die eigentlichen Schären, welche sich meist nur wenig über die Meeresfläche erheben und kaum den beladenen Booten der Fischer eine Durchfahrt gestatten. In der That ist ein solches Stövlehav (Stiefelmeer) oft wie bestreut mit diesen scheinbar schwimmenden, an den Rücken junger Walfische (Kalve) erinnernden Felsbrocken, und man begreift, wie kühne Geographen zu der Deutung kommen konnten: das geronnene Meer (Mare Chronium) des Pytheas sei nichts anderes als dieses norwegische Inselmeer. Die niedrigen Schären sind wahrscheinlich von den Fluten so abgeschliffen worden, vielleicht auch von dem Eise des groſsen Gletschers, welcher einst die ganze skandinavische Halbinsel bedeckte. An den groſsen Inseln, die sich bis tausend Meter erheben, arbeitet dafür das nordische Klima und giebt ihnen jene phantastischen Formen, welche wir bei den Threnstave und den Lofoten bewundern.

Wo die Inselwelt aufhört (die Norweger nennen sie Öian), beginnt die submarine einstige Moraine, jetzt die Region der groſsen Fischerplätze. Der Fisch liebt flache Stellen, auf denen er entweder laicht oder seine Nahrung sucht, weil hier das Wasser wärmer ist, als drauſsen in der Tiefe. Solche Plätze heiſsen allgemein Skaller, Flesjer, Fiskeklakker, Väre. Hier halten sich immer Fischerboote auf und

fischen über Tiefen von hundert Faden und mehr. Oft liegen sie an Ankern fest, die See ist spiegelglatt. Plötzlich bricht eine jener Schwellungen herein, welche ihre Quelle weit im Ozean haben; keine Welle, sondern nur eine nicht wahrnehmbare, aber oft viele Fuſs hohe Hebung der gesamten Oberfläche. Havet topper sig, die See türmt sich — sagen die Fischer. Reiſst das Ankertau, so steigt das Boot mit der Schwellung auf; hält das Tau, so versinkt das Boot in einem Augenblick. Diese Erscheinung hat Veranlassung gegeben zu der Sage von dem riesenhaften Skata, einer Scholle, welche sich unter das Boot legt, es mit Schwanz und Seitenflossen umklammert und in den Grund zieht. Seitdem ich selber auf meiner Nordlandsfahrt solche Qveiter (Hippoglossus maximus) gesehen habe, welche fast acht Fuſs lang und vier Fuſs breit waren, vermag ich über jenes Märchen kaum noch zu lächeln.

Nach den Fischerplätzen folgt schlieſslich noch die sogenannte Meerbrücke (Havbro), eine vom Skjärgård mehrere Meilen entfernte Bank, welche den gröſsten Teil der norwegischen West- und wohl auch die Nordküste begleitet. Es ist die eigentliche Stirnmoräne des einstigen groſsen skandinavischen Gletschers. Sie zieht sich über die Lofoten und Vesterålen hinaus weit nach Norden bis Beereneiland, vielleicht bis Spitzbergen, und bildet wahrscheinlich den Sammelplatz der ungeheuren Dorschhaufen, welche in den ersten vier Monaten des Jahres die wärmeren Wasserregionen an den Küsten aufsuchen, um zu laichen (gyde).

Von der Havbro fällt der Boden weiter aber sehr schnell zu bedeutenden, mit den kalten Wassern des Polarstromes gefüllten Tiefen ab, wodurch diese Wasser von den wärmeren Fjorden abgesperrt werden.

Die groſsen Nordlandsdampfer verlassen die Inselregion niemals. Sie folgen im ganzen der Richtung des Festlandes, eine groſse Zahl von Stationen anlaufend, und überlassen es den kleinen Fjorddampfern, den Verkehr mit den gröſseren Inseln im Westen und den Niederlassungen in der Tiefe der Fjorde zu vermitteln. Nur wo diese fehlen, wie beim Namsenfjord und Malangen, sowie bei den groſsen Fjorden in Ostfinmarken, übernehmen sie den gesamten Verkehr. Hier kommt es vor, daſs sie viele Meilen weit in das Land hineinfahren, um bei einer Niederlassung zu landen, welche man in Deutschland nur einen Weiler nennen würde.

Der Verkehr steht aber in keinem Verhältnis zu der Kleinheit der Stationen, denen noch dazu das Hinterland fast ganz und gar fehlt; denn das nördliche Norwegen ist im wesentlichen ein schmales Küstenland ohne alle Tiefe. Über den Kjölen — hier fast ein wirkliches Höhengebirge, nicht bloſs ein Hochplateau wie im südlichen Norwegen — giebt es nach Schweden so gut wie gar keinen Verkehr, es seien denn die Reisen der Lappen in ihren mit Renntieren bespannten Schlittenboten, in denen man die Produkte der Renntierzucht und des schwedischen Hausfleiſses der norwegischen Küste zuführt. Was allein den Verkehr an diesen Stationen bestimmt, sind die Produkte des Meeres: der Dorsch (Gadus calla-

rias), den man vorzugsweise den Fisch nennt, der Häring, der aus den Köpfen des Dorsches gemahlene Fischguano, der als Köder für die Sardinen notwendige Dorschrogen (Rogn) und der Leberthran. Es kommt vor, dafs man an solchen kleinen Stationen stundenlang liegen bleibt; ein Femböring (Fünfmannsboot) nach dem andern fährt an das Dampfboot; Hunderte von Voger*), Rund- oder Törfisk werden eingeladen. Auf der Rückkehr vom Nordkap nahmen wir bei den Lofoten in Svolvär neunhundert „Sack“ Fischguano mit einemmal ein.

Der Süden versorgt dafür den Nordländer mit so ziemlich allen übrigen Lebensbedürfnissen. Mehl und Hülsenfrüchte erhält er wohl von den Russen aus Archangel. Aber Kolonialwaren, namentlich Kaffee, das beliebteste Reizmittel auch der armen Bevölkerung, Hausgerät und Kleiderstoffe, sowie alle Luxuswaren, bezieht er aus dem Süden. Die nach Norden gehenden Dampfschiffe sind daher überfüllt mit allem, was der zivilisierte Mensch für notwendig oder doch für wünschenswert erachtet. Hält das Boot bei einem Landhändler, so werden Kasser (Kisten) ohne Ende ausgeladen, namentlich die so ersehnten Ölkasser mit Baieröl aus Christiania, das sonderbarerweise nicht in Fässern, sondern nur in Flaschen versendet wird. Auf der Rückfahrt haben wir dafür die leeren Flaschen einzunehmen. Tritt man in einen dieser Läden, selbst an den gröfseren Orten, wie Bodö und Hammerfest, so findet man in einem Raum

*) Achtzehn Kilo wiegend.

von den einfachsten Dingen ab bis zu den kostbarsten Luxusgegenständen, so ziemlich alles vereinigt, was ein Nordlandsherz erfreut: die einfache Näverskrukke des Russen neben der Alabastervase aus Florenz, schwedisches Vadmal neben gestickten Seidenzeugen aus Paris, lappische Komager und Gabmagak neben seidenen Schuhen aus Konstantinopel. Und alles dieses kommt direkt hieher, da die norwegischen Schiffe mit ihren Fischprodukten ebenso nach Deutschland fahren wie nach Spanien, Italien und dem Orient. Überdies vermitteln zahlreiche Handlungsreisende den Verkehr mit dem Auslande; namentlich überschwemmt Hamburg den norwegischen Markt. Aber auch Paris schickt seine Agenten und besonders das Städtchen Cognac, dessen goldiger Trank einen so eigentümlichen Reiz für den Nordländer hat. Ich bin tagelang mit einem Pariser gefahren, der mir die interessantesten Mitteilungen über russische und französische Zustände machte, und mit einem andern Franzosen, der für ein groſses Porzellangeschäft reiste und soeben von einer Fahrt nach Australien und Polynesien zurückgekehrt war. So kommt es denn, daſs sich auf einer Nordlandsfahrt unser Blick gar merkwürdig erweitert. Man glaubt in spieſsbürgerliche Verhältnisse zu kommen und findet einen erdumfassenden Weltverkehr.

Da der Sommer nur kurz ist, im Winter aber der Verkehr so ziemlich ruht, versorgen die Gebildeten sich hier gern mit den besten Büchern und Kunstgegenständen, um der Polarnacht besser trotzen zu können. Philo-

sophische und geschichtliche, selbst geologische Werke sind auf den Tischen dieser Fischhändler nichts Seltenes. Der eine besitzt eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche und Photographien (er hat den letzten Winter in Rom verlebt), der andere einen kostbaren Bechstein oder Erard. Die Töchter spielen lächelnd Stücke von St. Saëns, Raff und Grieg. Ich mufste an Acerbi denken, der das Nordkap am Ende des achtzehnten Jahrhunderts besuchte, und erzählt: die neuesten Nachrichten aus Europa seien in Hammerfest gerade ein Jahr alt gewesen. Jetzt geht die Woche mehreremal ein Dampfboot nach Tromsö, nach Hammerfest und einmal wöchentlich sogar nach Vadsö. Auch der kleinste Handelsplatz steht durch den Telegraphen mit der Welt in Verbindung — und mit Recht. Denn nähert sich irgendwo ein Fischschwarm (Stim), so können die Fischer denselben wohl schnell mit Netzen, einem sogenannten Schlofs (Lås), umstellen, aber um den lieben Gast, wie er bei Stavanger genannt wird, würdig zu empfangen, bedarf es unzähliger Tonnen, in die man ihn legt, und vieler Zentner Salz zum Einsalzen. Da spielt denn der Telegraph nach allen Seiten; es eilen Dampfschiffe herbei und bringen das Verlangte. So wird die Ernte eingeheimst.

Aber nicht blofs der Fisch wandert hier, auch die Bewohner ziehen zu Tausenden auf die Fischerei, oft mit Kind und Kegel. Im Januar, wenn es kaum schon tagt, fischen mehr als zwanzigtausend Menschen bei den Lofoten (ro Lofotfisket). In der zweiten Hälfte des April, wenn man etwa dreifsig Millionen Dorsche teils

eingesalzen, teils getrocknet hat, ziehen wieder Tausende von Fischern auf die Fischerei nach den Küsten Finmarkens (Vår- oder Gåtfisket genannt), um im Sommer in ihre Heimat zurückzukehren. Diese Leute fuhren früher oft wochenlang in ihren offenen Booten, jetzt wählen sie das Dampfschiff. Eine grofse Zahl von Frauen und Mädchen benutzt ihre kontraktlich zugesicherten Marktferien, um die Märkte (Ledingsberge) zu besuchen. Jedermann hat mindestens eine hölzerne Kiste bei sich, im äufsern bunt bemalt, mit allerlei eingebrannten Verzierungen, wie man sie auf den Urnen der norddeutschen Heidengräber findet; immer mit einem flachen, ebenfalls sehr bunten Deckel (Låg), der an den Kirjo Kansi des mythischen Sampo in der finnischen Kalewala erinnert, nebst einem Henkel (Hank) in der Mitte. Bewundernswert ist die Art, wie ein solcher Deckel so fest geschlossen wird, dafs man diese Tine (französisch tine, italienisch tino, spanisch tinaja) am Henkel in der Hand tragen kann. Hierin verwahrt man Kleider, Wäsche, selbst Betten. In einem ähnlichen kleineren Gefäfse (Laup, Löb) führt man den Proviant mit sich, namentlich das unentbehrliche Flachbrot (Fladbröd), Butter (Smör) und Kaffee.

Alle diese Leute sind Deckpassagiere und halten sich eine Etage tiefer auf als die Passagiere der ersten Kajüte, immer so nahe als möglich dem wärmenden Kessel und der Küche, in welcher man ihnen den Kaffee kocht. Sie trinken denselben stets schwarz, allerdings dafür auch immer rein, und essen dazu mit Butter bestrichenes Fladbröd, drei- bis viermal zusammengelegt (Lefse, Klining).

So kauern und hocken diese Leute auf der von ihrem Gepäck gebildeten Barrikade bei Tage; in der Nacht aber schlafen sie auf derselben in allen nur möglichen Stellungen. Die Männer trinken ebenfalls nur Kaffee, niemals Spirituosen. Es herrscht eine erstaunliche Ruhe und Anständigkeit unter ihnen. Wenn diese norwegischen Fischer nur weniger Tabak kauen und weniger spucken möchten! Natürlich haben sie selber keine Vorstellung davon, wie lästig diese Angewöhnung andern Menschen ist. Liegen sie auf einem Haufen getrockneter Stockfische, so speien sie ruhig mitten unter die Fische. Leider schneidet man den Dorschen, bevor man sie, paarweise mit den Schwänzen verbunden, auf die Holzgestelle (Hjelder) hängt (sperrt), den Kopf ab, sonst würde ein solches aufgesperrtes Dorschmaul einen vortrefflichen Spucknapf abgeben. Übrigens erweichen die Norweger den Stockfisch vor dem Kochen in Aschenlauge (Askelud, daher Ludfisk genannt), und so kommt es vielleicht weniger darauf an, wie er vorher behandelt wird.

Unter den Deckpassagieren findet man nicht selten Lappen, die in Norwegen indessen Finner genannt werden. Es sind die gebornen bescheidenen Menschen, immer still und friedlich. Sie reden leise und mit sanfter Stimme, als bäten sie wegen ihrer Existenz um Entschuldigung. Es war ein wahrer Festtag für mich, als ich am zweiten Tage meiner Reise den ersten Lappen erblickte, einen dieser letzten Überreste des grofsen Volksstammes, welcher einst ganz Mitteleuropa beherrscht

in deutschen Landen das Renntier gejagt, noch als Zwergenvolk den anrückenden Ariern und als Bewohner Pohjolas, des mitternächtigen Landes, den Finnen sich furchtbar erwiesen hat, und jetzt auf letzter Erdscholle einen Vergleich mit der Kultur zu schliessen versucht, indem er dem Nomadenleben entsagt. Immer zahlreicher siedeln sie sich an, an der Küste und im Innern des Landes, und trennen sich als Bosätte-Finner von ihren nomadisierenden Brüdern, den Fjeld- und Skoglapper. So nähern sie sich dem früher so gefürchteten Bumand, dem Normand, und gehen wohl in neuerer Zeit Eheschliessungen mit ihm ein. Die Nachkommen aus solchen Verbindungen sind grösser, stärker und selbstbewusster; es spriesst ein Bart um ihr Kinn, während der echte Lappe einen solchen nicht kennt. Ich werde ihrer immer gern gedenken, am liebsten aber des stillen Nils Sara aus dem schwedischen Karesuando, welcher mit Payer auf Nowaja Semlja gewesen war und mir beim Abschiede sein prächtiges Messer verehrte, ein rechtes Lappen-Jagdmesser (nibe) mit geschnitzter Hornscheide (doppa).

Die Deckpassagiere fahren selten weit. So ist es denn ein dauerndes Kommen und Gehen. Aber auch die Bewohner der Stationen kommen gern in ihren Booten an das Dampfschiff, um sich die Fremden anzusehen und Neuigkeiten zu erfahren. Hoch im Norden, wo das Boot nur einmal wöchentlich landet, ist dessen Ankunft ein wahrer Festtag. Flaggen sind aufgezogen, die Leute stehen in Feiertagskleidern am Ufer, der

Landhändler oder seine Söhne holen die Fremden selber ab, führen sie in ihrem Etablissement umher, zeigen ihnen ihre schön eingerichteten Wohnungen. Sind befreundete Norweger darunter, so steht bald eine Flasche Portwein auf dem Tisch oder der erwärmende Toddy, in den man Champagner gieſst. Die Mitternachtssonne duldet keine Nachtruhe, und so ist es gleichgültig, ob das Dampfboot bei Tag oder in der Nacht anlandet. Wir haben im Winter Zeit genug zum Schlafen — lautet die Antwort, wenn man die Bewohner Finmarkens noch tief in der Nacht wach findet. Auch die Fischer und die Landarbeiter sind die Nacht über wach und schlafen lieber ein paar Stunden am Mittag, wenn die Hitze am stärksten ist.

Auf den groſsen Nordlandsdampfern, welche die Tour von Hamburg bis Vadsö in zwanzig Tagen zurücklegen, befindet sich ein Postbureau. Der Postbeamte steigt auf jeder Station aus oder empfängt auf dem Schiffe Briefe, Zeitungen und Telegramme. So bleibt der Reisende auch im äuſsersten Norden in dauernder Verbindung mit der Welt. Man telegraphiert zum Beispiel in Bodö oder Tromsö und empfängt die Rückantwort in Lödingen oder Hammerfest. Glücklich das Nordkap umschifft, lautet das Telegramm von Gjesvär. Gratuliere! klingt es von Wien schon auf der Karlsö.

Der Postbeamte bringt auch die Neuigkeiten von den Stationen, nicht immer die neuesten; andere werden von den vorüberfahrenden Dampfern mitgeteilt. Als wir auf

dem Rückwege von Vadsö uns noch etwas nördlich von Namsos befanden, kam uns ein grofser Dampfer von Süden entgegen. Während des langsamen Vorüberfahrens telegraphierten die beiderseitigen Kapitäne miteinander. Mit einem Mal hiefs es auf unserem Schiff: Wissen Sie schon — Bismarck ist tot! — Unser freundlicher Kapitän bestätigte die Nachricht — ich stand gar seltsam bewegt und sah dem sich entfernenden Schiffe nach. Nun mufs ich bemerken, dafs unter der grofsen aus Engländern, Franzosen, Italienern, Holländern, Österreichern, Schweizern und Norwegern bestehenden Gesellschaft ich mich als der einzige Deutsche, das heifst Deutschländer, wie die Schweizer sagen, befand, und dafs es niemals an freundschaftlichen Sticheleien gefehlt hatte auf allerlei Personen und vor allem auf Bismarck.

„Ja Deutschland ist grofs
Und Bismarck famos,
Vi tager alt som fås" —
(Wir nehmen alles, was wir bekommen) —

so sangen zuweilen die grundliebenswürdigen Norweger beim Glase Toddy. Engländer und Franzosen hatten natürlich sekundiert, teilweise unterstützt von Italienern und Holländern. Nur die Schweiz blieb neutral, und Österreich (freilich ein weibliches, aber um so liebenswürdigeres) schlug sich entschieden auf die deutschländische Seite. Als nun aber die Trauernachricht auf dem Schiffe bekannt wurde, trat einer nach dem andern an mich heran — die enragiertesten Bismarckfeinde zu-

erst — und drückten mir schweigend die Hand. Nur der englische, eigentlich irische, Major B. konnte nicht umhin laut zu rufen: he was a great man! — Freilich dieser Major stand schon halb auf meiner Seite, und das war so gekommen. Als wir uns nämlich auf der Hinreise beim Lyngenfjord befanden, kam ein norwegischer Geistlicher zu mir und fragte mich geheimnisvoll, ob nicht der alte Deutsche Kaiser an Bord wäre. Ich sah ihn erstaunt an, da ich ihn doch schon vorher als einen verständigen Mann kennen gelernt hatte. Er aber wies schüchtern auf unsern Major B. und meinte — der? Nun liefs sich nicht verkennen, der Major hatte ähnliche wohlwollende Züge und fast dieselbe Figur, sodafs der Norweger, welcher den Kaiser nur von Bildern kannte, wohl auf den Gedanken gebracht werden konnte. Man mag sich denken, welch ein Fressen es für die ganze Gesellschaft war, die sich in dem gräfslichen Lande (Meinung der Schweizer) entsprechend langweilte, als ich beim Mittagessen die Geschichte zum besten gab. Aber so merkwürdig ist das menschliche Herz: seitdem benahm sich der Major einerseits mit doppelter Würde und andrerseits wandte er mir seine ganze Neigung zu.

Dieser Major war auch im übrigen ein höchst merkwürdiger Mann. Als bachelor — die Norweger nennen einen solchen Junggesellen Dreng, oder auch Sveinkall und Löskarl — reiste er durch die ganze Welt und sammelte für sein Museum ethnographische Raritäten. Nach Norwegen war er direkt von den

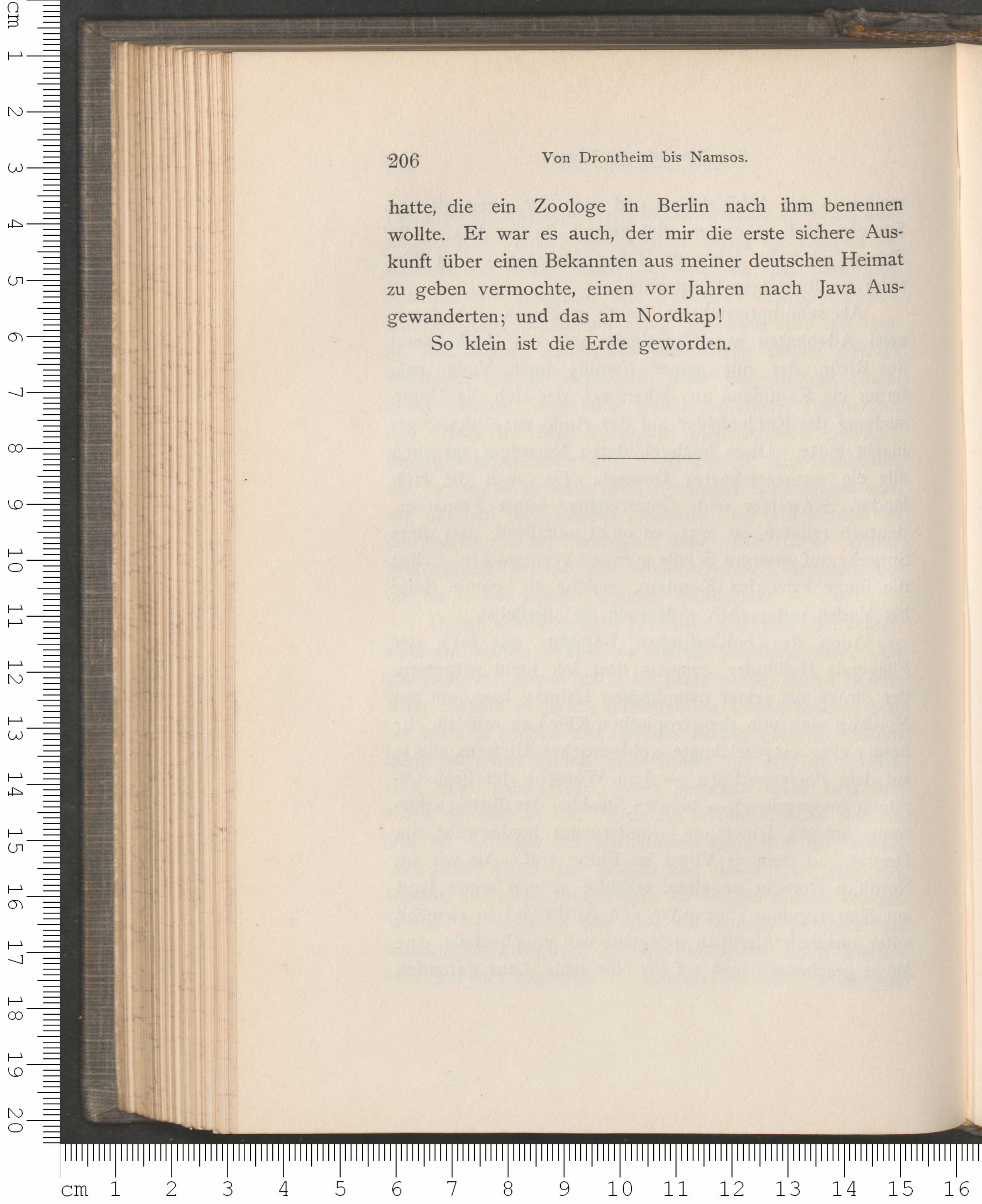
Patagoniern gekommen, von denen er einen groſsen Lasso mitgebracht hatte. Nun hatte er es auf die Lappen abgesehen und nahm ihnen ab, was sie auf dem Leib oder sonstwo besaſsen: alte Pelzröcke, Renntierschuhe, Tabaksbeutel, Halstücher u. a., und zwar alles mit dem bei den Lappen natürlichen pedicularen Besatz, den die Norweger Bit, die Schweden aber Ohyran (das Ungeheuer) nennen. Nun hätte freilich die starke Temperatur des Ofens im Maschinenraum bald Abhülfe gewährt, hiegegen protestierte aber Professor R. aus Neuchâtel, der ja gerade deshalb nach Norwegen gekommen war, um das auf den Lappen lebende Utöi (Ungeziefer) zu untersuchen. So wurden denn alle diese ethnographischen Objekte erst wissenschaftlich inspiziert, bevor sie in das irische Museum wanderten.

Dieser schweizerische Professor war nun aber seinerseits ein wahrer Schatz auf unserer Nordlandsreise. Als Zoologe, und zumal da er im Jahre vorher Island bereist hatte, kannte er jeden auffliegenden Vogel, jeden Fisch, als hätte er soeben den Groſsen Brehm gelesen. Kaum hörte man den Schrei einer Möwe, so rief er: pomarina, oder cataractes. Noch zerbrach man sich den Kopf, ob dort in der Ferne ein Walfisch oder nur ein Vär sei, so sagte er: Balaenoptera musculus! Er wuſste, was jeder Fisch im Magen und im Kopfe habe; er wuſste, wie lange ein Springer unter dem Wasser bleiben werde: — kurz, er war uns ein ebenso gelehrter als freundlicher Gefährte. Ich traf ihn später noch wiederholt, auf der Rückreise in Hammerfest und in Bergen,

wo er an der Askö dregte und von der norwegischen Sprache doch schon so viel gelernt hatte, dafs er die Phrase: ich habe schon zu Mittag gegessen — mit ikke spise zu übersetzen vermochte.

Als sehr unterrichtete Leute erwiesen sich ferner zwei Advokaten aus Christiania und ein Zollkassierer aus Risör, der mit seiner Familie nach Vadsö zog, ferner ein Kaufmann aus Ekersund, der sich die Untersuchung der Kohlenfelder auf der Andö zur Aufgabe gemacht hatte. Diese hochgebildeten Norweger sprachen alle ein ausgezeichnetes Deutsch. Da auch die Holländer, Schweizer und Österreicher, selbst Franzosen, deutsch redeten, so war es nicht auffallend, dafs diese Sprache auf unserem Schiffe gänzlich vorherrschte. Selbst die junge Frau des Kapitäns, welche die ganze Reise bis Vadsö mitmachte, radebrach sie allerliebst.

Auch des holländischen Kapitäns aus Java, der Fliegende Holländer genannt, darf ich nicht vergessen, der direkt aus seiner ostindischen Heimat kam, um am Nordkap sich von dem tropischen Klima zu erholen. Er besafs eine ausgezeichnete goldgestickte Uniform, die er auf dem Porsangerfjord — dem Wunsche der Frau Capitana entsprechend — bei den Strahlen der Mitternachtssonne anlegte, ferner ein wundervolles Jagdgewehr von Dreyse, mit dem er Vögel im Fluge traf. Als wir am Nordkap Dorsche angelten, erzählte er von seiner Jagd am Kap Agulhas (Südspitze von Afrika und so ziemlich unter unserem Meridian gelegen), wo er ebenfalls eine Möve geschossen und auf ihr eine neue Laus gefunden



hatte, die ein Zoologe in Berlin nach ihm benennen wollte. Er war es auch, der mir die erste sichere Auskunft über einen Bekannten aus meiner deutschen Heimat zu geben vermochte, einen vor Jahren nach Java Ausgewanderten; und das am Nordkap!

So klein ist die Erde geworden.

II.

Von Namsos bis Bodö.

Eine Nordlandsfahrt kann nicht Stunde für Stunde, auch nicht einmal Tag für Tag geschildert werden. Im wesentlichen hat man den Eindruck einer Wandeldekoration, die sich vor uns abrollt, während wir zu ruhen scheinen. Anderswo auf Reisen giebt es Strecken, wo man ruhig schlafen, mindestens die Augen schliefsen kann; hier aber, wo sich eine neue Welt eröffnet, wo alles ein nie Gesehenes, zum Teil Unerhörtes darstellt, finden Auge und Geist keine Ruhe. Man denke sich eine vierzehntägige Fahrt durch die wassergefüllten Thäler der Alpen, oder auf der in einen See verwandelten lombardischen Ebene, oder dicht an den Seealpen Italiens, und zwar Tag und Nacht hindurch, ohne Rast, dazu ohne die Abwechselung von Licht und Dunkelheit. Es verwirren sich notwendig die Eindrücke; schliefslich bleibt nur das Bedeutendste in der Erinnerung zurück und hinterläfst eine halbverwischte Spur, wie das Schiff, das durch eine ruhige See fährt.

Ein solches erstes Bild ist die Fahrt durch den Namsenfjord und der Blick auf das schöne Namsos. Es ist eine Eigentümlichkeit aller norwegischen Fjorde, dafs sie an ihrer Mündung kahl und abgeschliffen sind, wie die Schären draufsen im Ozean. Wohl ist in ihm die eigentliche Wärmequelle zu finden (eine Warmwasserheizung), aber auch die Heimat der Stürme, welche keinen Pflanzenwuchs aufkommen lassen. Darum beginnt in den Fjorden, den langen, in das Innere des Landes führenden wassergefüllten Thalspalten, die Vegetation erst da, wo die Thalwände gegen die Stürme Schutz verleihen. So werden die Berge allmählich grün, bekleiden sich mit Gestrüpp, zuletzt mit Wald und eröffnen dem erstaunten Seefahrer nach kurzer Frist einen Blick in eine reiche Waldlandschaft. Je weiter hinein in den Fjord oder in die seine Fortsetzung bildenden Thäler, um so mehr weicht das Seeklima dem Binnenklima. Die Seenebel vermögen in die Tiefe der Fjorde nicht mehr zu dringen, die Luft wird trockener, die Sonnenstrahlen erwärmen den Felsboden, die Wiesen geben reiches Heu, das Getreide reift, selbst Baumobst gedeiht. So sind denn alle norwegischen Fjorde zu Stätten der Kultur geworden und haben daher auch der ganzen anliegenden Landschaft den Namen gegeben.

Nordnorwegen hat nicht die grofsen, bis zweihundert Kilometer langen Fjorde wie das südliche. Trotzdem sind der Namsenfjord, der Folden-, Bindals-, Vefsen-, Ranen-, Salten-, Ofoten-, Malangen- und Lyngenfjord tiefe Buchten, welche den gröfsten Schiffen eine sichere Strafse

bis zu dem grofsen Gebiet des Kjölen, einem wahren Rückgrat des nordskandinavischen Landes, gestatten. Beschränkter entwickelt, jedoch vorhanden, sind die einzelnen, diese Fjorde mit einander verbindenden Längenthäler. So führt vom Namsenfjord das Namdal und dessen Verlängerung, das Svenningdal — Vefsen links lassend — nach Ranen; von hier das Dunderlandsdal zum Junkersdal und nach Salten. Den Foldenfjord trennt vom Saltenfjord nur das niedrige Eid (Landenge) bei Fuske. Auch weiter nördlich giebt es überall Verbindungen zwischen den einzelnen Fjorden. Es ist daher nicht richtig, wenn man im nördlichen Norwegen eine Verbindung zu Lande für unmöglich hält; sie ist fast überall vorhanden, wenn auch schwieriger als zu Wasser. Es läfst sich sogar mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, dafs in nicht zu langer Zeit von Drontheim nach dem Ranenfjord, vielleicht gar nach Salten, eine Eisenbahn gehen wird. Wer weifs, ob nicht Nordnorwegen noch einst seine Lachse, Kveiter (Heilbutten) und die rosenfarbenen Uver frisch, in Eis verpackt, auf den Fischmarkt von Berlin, Wien und Paris senden wird.

Wir nahmen in Namsos mehrere englische Gentlemen auf, welche von ihren Lachsfischereien im Namsenflufs kamen; alle bepackt mit zahlreichen Fischereigerätschaften und zum Teil begleitet von Hunden. Diese Engländer halten im Sommer die ganze Nordlandsküste bis Südvaranger besetzt, wo sie in ihren selbsterbauten Hütten, oft in einem blofsen Zelte, an den lachsreichen Flüssen wohnen. Sie haben das Recht zum Fischen mit schwerem

Gelde erkauft, behalten aber den Fang nicht, sondern verschenken die Fische an die Bewohner, welche ihrerseits sie verzehren oder in Blechbüchsen einlegen. Beiſst der Fisch nicht, so geht der Engländer mit seinem Hund auf die Jagd; in der Schonzeit (Fredningstid) wenigstens auf Bären und Wölfe. Im August ist das Renntier und allerlei Vogelwild sein Ziel. Für dieses Recht der Jagdausübung zahlt der Fremde seit einigen Jahren zweihundert Kronen jährlich an die Staatskasse, während für einen jeden norwegischen Unterthan die Jagd frei ist. Dies gilt für alle Staats- und Gemeinde-Allmenningen, nicht für private Jagdbezirke. Zu jener Einschränkung hat sich das norwegische Storthing aus dem Grunde genötigt gesehen, weil die Engländer, lediglich ihrem Sport nachgehend, das Wild schonungslos verwüsteten. Ein Norweger schieſst das Renn der Jagdausbeute halber; dem rohen Engländer kam es aber nur darauf an, so viele Tiere als möglich mit seinem fernhin treffenden Remington-Gewehr zu erlegen. Er machte nichts als „havock", und lieſs das Wild auf dem Hochfjeld verenden. Diesem Unwesen hat das Gesetz vom zwanzigsten Mai 1877 eine Schranke gesetzt.

Namsos (die Mündung des Namsenflusses) erscheint dem vom Meere kommenden Reisenden wie ein kleines stilles Paradies. Hat er zumal auf der See einen Rokstorm (Rauchsturm) gehabt, so findet er hier die ersehnte Windstille, Veirhvile, oder, wie der Nordländer es gern ausspricht, indem er das H vor dem V in K verwandelt, Veirkvile. Denn im Westen legt sich ein Berg vor und

schützt das freundliche Städtchen gegen jeden starken Atem des Ozeans. Zum Dank dafür haben vor einigen Jahren, als der Ort durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, die Flammen den Wald auf jenem Berg verzehrt, doch ist er nunmehr wieder neu aufgewachsen. Den Strand halten, hier wie in allen norwegischen Hafenstädten, die sogenannten Seebuden besetzt, groſse, zum Teil unförmige Speicher von Holz, wahre Pfahlbauten, weil ins Wasser vorgeschoben, so daſs die Lastschiffe unmittelbar an den Treppen zu landen vermögen. Wie anders sind dagegen die freien und lichten Quais im europäischen Süden! In Namsos verdecken diese Seebuden die dahinter liegenden Häuser vollkommen; nur die auf einem Felshügel liegende kleine Kirche ragt darüber, umschlossen von einer anmutigen Fels- und Waldhöhe.

Wenn man in der Frühe des folgenden Morgens erwacht, hat man bereits die oft unruhige Foldensee, den Archipel von Vigten und die Leckö hinter sich. Hier sitzt die vom Hestmand verfolgte Riesenjungfrau und erwartet von dem vorüberfahrenden Schiffer den üblichen Gruſs. In der nördlichen Ferne erblickt mau Torghättan, den Markthut des der verfolgten Riesenjungfrau zu Hülfe eilenden Bruders. Der Hestmand (wir werden ihn bald unter dem Polarzirkel kennen lernen) hat ihm den Hut mit seinem Pfeil durchbohrt; dieser liegt aber in Gestalt einer länglichen Schär zu den Füſsen der Riesenjungfrau; denn die soeben aufgehende Sonne hat Reiter, Bruder und Jungfrau versteint. Sie sind in Stein gesprungen, wie es in den alten norwegischen Sagen heiſst.

Das Boot fährt durch den engen Brönö-Sund zwischen dem Festland und der Insel Torgen. An einer Stelle befindet man sich genau in der Längenachse der durch den Pfeilschuſs verursachten Höhle, Hullet, das Loch, genannt, und erblickt durch dasselbe den Himmel.

Als König Oskar II. im Juli 1873 durch diese Höhle wandelte, hatten sich hier wohl tausend Menschen versammelt; es gab ein Champagner-Frühstück, die Musik vom Kriegsschiff St. Olaf spielte schwedische und norwegische Weisen, auch ein Photograph war zur Stelle. Man errichtete einen Varde, und der König schrieb mit Kreide seinen Namen hoch oben an die Felswand, wohin kein anderer Sterblicher zu reichen vermochte; denn Niemand kommt ihm an Länge gleich. Die Gelehrten der Expedition erörterten die Frage nach der Entstehung dieser Höhle und fanden den Grund in einer allmähligen Auswaschung von unten und den Seiten her. Der Boden ist zum gröſsten Teile mit Felsblöcken bedeckt und senkt sich nach Westen, wohin auch die vielfach durchsickernden Tagwasser flieſsen. Noch immer lösen sich von der Decke, besonders im Frühjahr, groſse Blöcke los und bedrohen den Wanderer.

Die Aussicht von der westlichen Öffnung auf das mit Schären erfüllte Meer, alles im Rahmen des dunklen Höhlenrandes, wird als sehr schön geschildert. In der Tiefe unten liegt der hübsche Gård Torgen.*)

---

*) A. Vibe, Küsten und Meer Norwegens. Gotha 1860; Petermannsche Ergänzungshefte.

Die Höhe der Insel schätzte L. v. Buch, als er 1807 hier vorüber fuhr, auf zweitausend Fuſs, Forbes (1851) auf eintausend zweihundert Fuſs. In Wahrheit ist sie — nach den Messungen H. Mohns — achthundert und drei norwegische Fuſs hoch. Die Höhle befindet sich zweihundert und sechsundsechzig Fuſs unter der Spitze. Sie ist fünfhundert und zwanzig Fuſs lang und sechsunddreiſsig bis achtundachtzig Fuſs breit. Ihre Höhe beträgt im Osten vierundsechzig Fuſs, nimmt nach der Mitte allmählich zu und steigt im Westen bis zweihundert und neununddreiſsig Fuſs.

Die Fahrt durch den engen Brönösund gab uns Gelegenheit, die Gewandtheit der norwegischen Lotsen zu bewundern, welche auf der Kommandobrücke, ziemlich nahe der Spitze des Dampfbootes, stehn und dem Mann am Ruder durch wunderliche Arm- und Handbewegungen telegraphieren. Gewohnt, dauernd in die Weite zu spähen, hat ihr Auge etwas Gläsernes bekommen, so daſs man einen Lotsen auch auf dem Lande leicht an diesem, man könnte sagen spitzen, Blicke erkennt. Ist das Farvand rent — das Fahrwasser rein — das heiſst schärenlos, so geht ein solcher Lotse auf seiner Brücke umher, sieht wohl durch den Kikkert, speit von Zeit zu Zeit in eine mit einem Deckel versehene messingene Büchse, welche am Brückengeländer befestigt ist, und giebt den Reisenden auf deren Fragen bereitwillig Auskunft. Im unreinen Fahrwasser wagt selbst der Kapitän ihn nicht zu stören, die Reisenden treten ehrerbietig zurück, damit der Mann am Ruder ihn unbehindert sehen könne.

Es fahren auf einem Schiff immer zwei Lotsen, die sich gegenseitig ablösen. Als geborne Nordländer kennen sie jede Schär, jede Tiefe. Dem Fremden aber erscheint ihre Lokalkenntnis ganz unbegreiflich, wenn man erwägt, daſs dieses Lokal eintausend und mehr Kilometer umfaſst und daſs man um die ganze norwegische Küste 150,000 Inseln zählt. Unsere Lotsen fuhren von Bergen bis Hammerfest, und erst hier übernahmen zwei andere die Führung des Schiffes bis Vadsö und zurück. Sie haben die ganze norwegische Küste im Kopf. Wollen wir uns über deren Beschaffenheit genauer unterrichten, so legt uns der Kapitän in seinem Lugar (ein dem Spanischen entnommenes Wort), der auf dem vorderen Deck befindlichen Kajüte, eine Reihe der schönen norwegischen Küstenkarten vor, teils General-, teils Spezialkarten, im Maſsstabe von eins zu achthunderttausend bis eins zu fünfzigtausend. Diese Küsten- und Seekarten sind so eingerichtet, daſs jeder Kurs, welchen man einschlagen will, als eine gerade Linie eingezeichnet werden kann, weshalb auch alle Meridiane und Parallelkreise als gerade Linien dargestellt sind. Durch diese Projektion (die Mercators) werden die Formen des Landes allerdings mehr oder weniger verzogen und die Entfernungen nach Norden hin immer gröſser, als sie in Wahrheit sind.

Auſser diesen Seekarten giebt es noch interessante Fiskekarter, im Maſsstabe von eins zu zweihunderttausend bis eins zu hunderttausend, namentlich vom Vestfjord und den schon erwähnten Fischerplätzen auf den Meerbänken.

Rechnet man hierzu eine gute Bibliothek, so fehlt es dem Reisenden meist nicht an den geeigneten Mitteln, um sich über die Lage und die Natur dieses merkwürdigen Landes zu unterrichten. Am eindringlichsten bleibt freilich immer das gesprochene Wort. Die Lotsen erklären uns, mit der jedem Norweger angeborenen Freundlichkeit und Hingebung, was irgend unserem Auge auffällt. Wir erblicken auf den Felsen oft ganz kahle groſse Flecken: sie rühren von den eingesalzenen Dorschen her, welche man in den Wintermonaten gefangen, aufgeschnitten und zum Trocknen hierher gebracht hat; durch das Salz ist jede Vegetation zerstört. Am Ufer des Festlandes sind an der Felswand, dicht über dem Wasser befindliche, meist quadratische, weiſse, tafelartige Flecken unerklärlich: der Lotse deutet sie uns als gemalte Wasserfälle, durch welche sich der Lachs täuschen läſst. Hoffend, in der frischen Wasserflut sich zu tummeln, vielleicht den Wasserfall hinaufzuspringen, eilt er in die ausgespannten Netze.

An einer Stelle im Fjord erscheint das Wasser ganz schwarz, darüber ein Mövenschwarm, einem Schneegestöber gleichend. Hier zieht ein Sildestim (Häringsschwarm) herein, verfolgt von Walen und Dorschen. Im September 1865, so erzählte mir der Lotse, wäre der Kong Karl in einen solchen „Sildedot“ geraten; er habe kaum hindurchzudringen vermocht und vollen Dampf brauchen müssen. Wale und Seie hätten rings einen förmlichen Zaun gebildet und die Häringe so eingeschüchtert, und zusammengedrängt, daſs diese gleichsam einen Hügel über dem Wasser gebildet hätten.

Der Lotse bezeichnet den Landwind als Aflandsvind, weil vom Lande kommend, den Seewind als Pålandsvind, weil nach dem Lande dringend. Gust ist ein matter Wind, Gufs ein Windstofs, Gŭle, Havsgule, ein starker Seewind. Der Havrŏk — das altnorwegische Sjöroka — der Meerrauch, ein den Wellengischt in Rauch verwandelnder Sturm, ist noch immer nicht so gefährlich wie die Kastevinde (die Sturzwinde), welche vom Lande kommen und mit erdrückender Gewalt nieder in das Meer fallen. Man nennt einen solchen Wind auch Faldveir oder Rŏsa. Er stürzt wie ein Stein auf das Fischerboot und drückt es in den Grund. Der Norweger spricht in einem solchen Falle nicht gern vom Ertrinken. Wie man schon in den alten Sagen zur Meergöttin Ran wandert, so geht man jetzt udfor (über Bord), oder bekommt ein Tangblatt (Tareblad) unter den Kopf.

Diese Erörterungen hatten indessen für uns nur gleichsam historischen Wert; denn es begleitete uns das hellste Wetter und ein so tiefblauer Himmel, dafs wir uns eher bei Sicilien als auf einer Fahrt in der Nähe des Polarkreises zu befinden wähnten. Vierundzwanzig Grad Celsius im Schatten auf einer solchen Meerfahrt ist allerdings wunderbar genug. Schon lag der dunkle Velfjord vor uns. Die Fahrt ging gerade auf die Syv Söstre (die sieben Schwestern) zu, die grofsartige Gebirgskette auf der Insel Alsten; links lag die mächtige Vägö, auf dem Festlande zur Rechten aber stiegen der Mosaxĕlen und die Höiholmstinder auf, die imposanten Wächter des Velfjordes.

Was anderswo als ein Wunder gelten würde, wird in Norwegen oft nur leicht angeschaut; denn ein Wunder löst gleichsam das andere ab und nimmt uns die Genufsfähigkeit. Es öffnet sich rechts der halbmondförmige Vefsenfjord, den ein eigenes Dampfboot von Sövig aus befährt. Im Nordwesten begleiten ihn die Sieben Schwestern. So erblicken wir diese erst von der Südseite. Biegen wir aber um die Spitze der Insel Alsten, so fahren wir längs diesem Gebirge auf dessen West- und zuletzt auf der Nordseite. Man denke sich einen tausend Meter hohen Bergzug, dessen Hochfläche in sieben fast regelmäfsig gebildeten, die Hochfläche im rechten Winkel schneidenden Wellenkämmen aufsteigt, als triebe ein Sturm sie von Norden nach Süden. Zwischen diesen Wellen lagern weit ausgedehnte Schneefelder, doch steigen von ihnen keine Gletscher herab, dazu ist die Erhebung doch nicht bedeutend und der Winter nicht kalt genug. Am Fufse dieses Siebengebirges dehnt sich die grofse Insel Alsten aus, ein weites flaches Weide- und Wiesenland. Hier liegt Alstahaug, die einstige Wohnstatt des Sängers der Nordlands-Trompete, des am meisten nationalen und zugleich ältesten norwegischen Dichters Petter Dafs, welcher in den Jahren 1689 bis 1708 hier Pfarrer war.*)

Bei Lökta öffnet sich der grofse prächtige Ranenfjord. Wir fahren ein Stück in denselben hinein bis zur

---

*) Vergl. L. Passarge, Petter Dass. Die Trompete des Nordlandes und andere Gedichte. Gotha 1897.

Station Vikholmen und haben Gelegenheit, die zierlichen Ranenboote zu bewundern, welche der Ranväring nicht weniger geschickt lenkt als der Araber sein Roſs. Was aber dieses Wüstenroſs unter den anderen Pferden, das ist das Ranenboot unter den Booten. Lang und schmal gebaut, mit hohem Vorder- und Hinterstewen, die Seiten dünn und leicht, schieſst es durch die Flut wie ein Fisch. Stets hat es hinten ein Steuer, dessen Ruderstange (Styrevolt) mit demselben durch einen rechtwinkligen Arm und ein Gelenk verbunden ist, so daſs der Steuermann, stets genau in der Mitte sitzend, in seiner linken Hand die Stange, in der rechten die Schoote hat. So vermag ein einziger Mann einen Fjäring (Vierrudrer) mit Segel zu regieren. Wird das Boot gerudert (die Ruder, Are, werden scherzweise oft die Teelöffel genannt), so sitzt gewöhnlich ein Mann am Steuer, der andere rudert, oder sie rudern auch alle beide. Es ist ein hoher Genuſs, diese Nordländer zu sehen, welche auf dem Lande so schwerfällig, fast tölpelhaft sind, wie sie im Boote sich mit Leichtigkeit, selbst Grazie bewegen, vorwärts und rückwärts rudern, das Boot mit einem Ruck herumwerfen, es plötzlich hemmen und gleichsam mit einem Winke lenken. Auch die Lappen geben hierin dem Nordländer nicht viel nach. Man wundert sich aber kaum über diese Geschicklichkeit, wenn man fast an allen Stationen kleine Burschen sieht, welche ohne Begleitung in einem solchen Boote fahren und von Jugend auf sich mit ihm so vertraut machen, wie die Söhne des Gaucho in den Pampas mit ihrem Pferde und dem Lasso.

Ein Nordländer kennt die verschiedenen Boote auf den ersten Blick. Das ist ein Lister-, das ein Hardanger-, das ein Ranen-Boot, sagt er, während der Fremde nichts sieht als überhaupt ein Boot. Namentlich das eigentliche Segelboot, Sexring oder Ottring (Sechs-, Achtrudrer) bleibt, wenn man es von fern erblickt, der Gegenstand lebhafter Erörterungen. Ob es schnell segelt, wie es liegt, wie es sich gegen den Wind behauptet, ist ein Gegenstand von gröſster Bedeutung, schon weil hiervon oft das Leben des Schiffers abhängt. Hier hat sich seit Jahrhunderten ein Stil herausgebildet, der in kein System gebracht, in keinem Buche fixiert ist. Der Baumeister (oft ein simpler Fischer) hat es im Gefühl, daſs ein Boot so oder so gebaut werden müsse; diesem Gefühl folgend, verändert er dieses und jenes und führt so sein Werk der Vollendung entgegen. Indem hier schlieſslich eine Art Takt entscheidet, der geniale Griff und das richtige Treffen, haben naturgemäſs einzelne Schiffsbauer einen Ruf erlangt, welcher oft weit über die Grenzen ihrer Landschaft reicht. Ein solches Boot zu besitzen, besonders einen Schnellsegler, der wie ein guter Renner alle andern hinter sich läſst, ist ein Gegenstand des lebhaftesten Ehrgeizes. Jonas Lie in seinem Fremsynte (Hellseher) hat eine solche Wettfahrt des Schiffers Elias unübertrefflich geschildert, eine wahre Geisterfahrt, da sein Gegner ein Draug, (Drage, Drache, nordisches Seegespenst) ist.*)

---

*) Ich teile dieselbe hinter diesem Abschnitte als Intermezzo mit.

Fährt man vom Ranenfjord westlich hinaus, so erscheint die merkwürdige, mehr als sechshundert fünfzig Meter hohe Insel Lovunden und die ebenso hohe Inselgruppe Trenen, von den Schiffern meist Trenstávene (die Trenenstäbe) genannt, beide ein paar ungeheuren Burgen gleichend, die sich tiefblau gegen den sonnenglänzenden Westhimmel abzeichnen. Lovunden fällt in einer einzigen senkrechten Wand nach Norwesten ab; Trenen ragt in den kühnsten Spitzen und Zacken auf: — ein ganz märchenhafter Anblick. Bereits teilweise an die Klarheit dieser Luft gewöhnt, schätzte ich die Entfernung bis zu dem scheinbar ganz nahen Trenen auf zwei norwegische Meilen, das sind dreiundzwanzig Kilometer. Der Lotse erwidert mir lächelnd: es wäre genau die doppelte. Es ist nicht auffallend, dafs diese merkwürdige Erscheinung zu der Sage Veranlassung gegeben hat von einem fernen, noch über Trenen hinaus liegenden, Lande Udröst oder Sandflesen, einer mythischen Insel, voll von Wild und mit den besten Fischerplätzen; gerade wie auf dem gegenüberliegenden Festlande es einst einen Hof Storjord gegeben hat mit den herrlichsten Weiden, da, wo jetzt nur eine Fjeldwüste ist.*) Trenen erscheint uns um so wunderbarer, als genau durch die Hauptinsel (im ganzen sind es vier) der Polarkreis geht. Den Polarstern — wenn wir ihn jetzt in diesen hellen Regionen zu sehen vermöchten — würden wir dem Zenith nahe haben, denn

---

*) Vergl. O. Nicolaifsen, Sagn og Eventyr fra Nordland, Christiania, 1879, S. 29. Petter Dafs Skrifter, Bd. 1, S. 89.

der Abstand beträgt nur noch dreiundzwanzig und einen drittel Grad.*) Vom Äquator, der durch den Gürtel des Orion geht, trennen uns bereits sechsundsechzig und zwei drittel Grad. Die Wirkung solcher rein astronomischen Vorstellungen auf den landschaftlichen Genuſs darf nicht unterschätzt werden.

Als hätte ein wahrer Künstler den Fahrplan unseres Dampfbootes entworfen, sinkt die Sonne mehr und mehr, sobald wir uns der Lurö nähern und durch den Stegsund fahren. Rechts weicht die Insel Alděren zurück, und man erblickt im Nordosten die ersten groſsen Gletscherausläufer des Svartisen, des zweitgröſsten Firnfeldes Norwegens. Er bedeckt eine durchschnittlich eintausend zweihundert Meter hohe Hochfläche in einer Länge von etwa siebenzig Kilometern und einer Breite von vierzig bis fünfundvierzig Kilometern. Darnach berechnet man seinen Flächeninhalt auf tausend Quadratkilometer. Immer ruht ein Nebelmeer auf dieser schmelzenden und verdampfenden Masse, ein wahres Niflheim neben der sonnengoldenen Inselszenerie. Denn in Norwegen kommt alle Freude, aller Segen aus dem unerschöpflichen, länderverbindenden Meere. Das Land, das ununterbrochene Fjeld, ist die kulturfeindliche Wüste. Nur wo das Meer in den langarmigen Fjorden tief in das Land dringt, belebt es auch diese öde Felsnatur, lockt es den Ansiedler.

Wie eine Vision erscheint uns plötzlich eine neue

---

*) Genau 66° 32′ 30″.

Figur dieses wunderbaren Archipels, der Hestmand, ein nach Nordwesten gewandter Reiter mit wehendem Helmbusch, dessen weitfaltiger Mantel über das Pferd und bis zur Meeresfläche niederwallt. Hier, wo die Natur über das gewöhnliche Maſs weit hinausgeht, ragt auch der Hestmand fünfhundert und dreiſsig Meter auf, eine in Wahrheit ungeheure, kaum faſsbare Erscheinung, als wäre die Idee jenes griechischen Künstlers verwirklicht, der den Athos zu einer Statue Alexanders des Groſsen umschaffen wollte. Uns steigt die Reiterstatue aus einem goldglänzenden, von keiner Welle bewegten Meer auf, denn selbst die ephemere Flutwelle, welche unser Dampfschiff erzeugt, bleibt immer hinter uns. So unterbricht denn nichts das grandiose Spiegelbild des gewaltigen Reiters. Anders muſs der Eindruck sein, wenn ein Weststurm diese Fluten peitscht, wenn der Meergischt den Saum des Mantels bespritzt und der Nebel den Reiter selber verhüllt. Unsere Phantasie reicht nicht aus, wenn wir uns vorstellen, wie der Nebel zerreiſst und hoch oben das Schreckbild erscheint, vielleicht getroffen von einem geisterhaften Strahl des Mondes. In der That sind alle sonstigen in Stein verwandelten Gestalten, eine Frau Hütt und die vielen wilden Männer in den Alpen, nichts als Kinderspielzeug, verglichen mit diesem Reiter, der ungefähr dem Inselberge im Thüringer Wald an Höhe gleichkommt, wenn man die Höhe von der Thalsohle bei Gotha berechnet.

Die Sonne, welche im südlichen Europa längst untergegangen war, leuchtete uns noch in voller Pracht, aber

ihr Schein war milder geworden und die Landschaft begann sich in ein lebhaftes Rot zu kleiden. Es öffneten sich zur Rechten der groſse, fast ganz unbewohnte Melfjord und eine Reihe anderer Fjorde, welche alle mehrere Meilen tief in das Herz des Gebirgsstockes dringen. Wo sie endigen, ragt überall der Svartisen in die Luft, ein ungeheures Laken, gleichmäſsig ausgebreitet, mit scheinbar ganz horizontalem Abschluſs. Denn ein dichter Nebel hat sich mit dem Niedergang der Sonne schwer über dem Firnfelde geballt und alle Spitzen und Erhebungen gleichsam abgeschnitten. Genau so hat Frich den Gletscher am Norangsfjord gemalt, ein kochendes, brütendes Wolkenmeer, aus welchem die blauen Gletscherzungen niederhangen. Nirgends erreichen sie das Meer. Nur am Holandsfjord steigt der Gletscher doch so tief hinab, daſs die Zunge aus dem Meere zu trinken scheint.

Fährt man längs dieser Szenerie, welche an Gröſse und Schauerlichkeit die sonnige Fülle um den Hestmand weit übertrifft, so dringt der Blick durch die langgezogenen Fjorde überall tief hinein zu den im Hintergrunde tiefrot gefärbten Gletschern. Dazwischen steigen die tiefbraunen Gebirgsrippen auf, wie breite, das Massiv des Svartisen stützende Strebepfeiler. Zuweilen biegt das Boot um einen dieser Vorberge. Es öffnet sich eine grüne Flur von Wiesen und Weiden und ein freundlicher Birkenwald; daneben liegt ein schöner, mit Dachsteinen gedeckter Gård. Eine solche Station ist das liebliche Grönö. Aber auch aus diesem kleinen Paradiese fällt der Blick unmittelbar auf den dräuenden Gletscher.

Es war fast Mitternacht geworden, als wir zwischen der Melö und Skjerpa über den Glomfjord fuhren und den letzten Blick in die Tiefe auf den Svartisen warfen. Schon trat uns Kunnen, das rote Knie, ganz nahe, das berühmte Vorgebirge, welches die Grenze zwischen dem Helgeland und Salten bildet. Wieder öffnete sich die weite, geisterhaft beleuchtete Meeresfläche. Lange, wellenlose Schwingungen deuteten die Nähe des Westfjordes an; über ihm im fernen Nordwesten aber, zweihundert Kilometer weit, tauchte die groſse Inselkette der Lofoten auf: nicht nebelhaft, sondern in scharfen Umrissen, ein unsagbar groſses Bild. Einzelne verspätete Taucher zogen mit schwerem Flügelschlage über uns hinweg; weiter im Westfjord schwammen ein paar Wale und spritzten ihren Wasserstrahl hoch in die Luft.

III.

Vom Fischer Elias und dem Draug.

Ein Intermezzo.*)

Auf dem Kvalholm unten im Helgeland wohnte ein armer Fischer, namens Elias, seine Frau aber hatte früher bei dem Pfarrer oben auf Alstahaug gedient. Sie wohnten in ihrer Hütte dicht am Seestrande und der Mann arbeitete auf Tagelohn bei den Fischern an den Lofoten. So einsam es auch auf dem Kvalholm war, so trieben doch auch hier die Geister ihren Spuk. Wenn der Mann nicht zuhause war, vernahm die Frau zuweilen ein unheimliches Geräusch und lautes Schreien, das schwerlich von guten Wesen herkam. Eines Tages, als sie sich weiter oben auf dem Holm befand und Gras zum Winterfutter für ihre paar Schafe schnitt, hörte sie deutlich Stimmen unten am Strande und sie wagte vor Furcht nicht näher zu gehen.

Jedes Jahr brachte ihnen ein Kind. Als sieben

*) Zu vergleichen S. 219.

Jahre um waren, befanden sich sechs Kinder in ihrer stillen Hütte. Da sie aber beide fleiſsig und wirtschaftlich waren, so konnte im siebenten Herbste der Mann wohl an die Anschaffung eines eigenen Bootes mit drei Paar Rudern, was man ein Sexäring nennt, denken, um die Fischerei auf eigene Rechnung zu betreiben.

Wie er nun eines Tages längs dem Seestrande mit einer eisenbeschlagenen Pike ging, um Helleflundern zu harpunieren, und gerade auf einen Felsvorsprung kam, nahm er dicht vor sich, auf dem Vorstrande, einen gewaltigen Seehund wahr, der sich dort sonnte und offenbar auf das Erscheinen des Mannes eben so wenig vorbereitet war, wie dieser auf das des Seehundes. Elias, rasch entschlossen, faſste jedoch seine lange Lanze und stieſs sie, von dem Felsen, auf dem er stand, dem Seehund in den Rücken, dicht unter dem Genick. Der aber richtete sich auf dem Schwanze mit einem Satze in die Höhe, hoch wie der Mast eines Bootes, und sah den Elias mit seinen blutunterlaufenen Augen, zähnefletschend, so entsetzlich an, daſs derselbe vor Schreck beinahe die Besinnung verlor. Dann stürzte er sich mit einem Sprunge in das Wasser und färbte die hochaufspritzenden Wellen mit seinem Blute rot. Mehr sah Elias nicht. Aber noch an demselben Nachmittag trieb in die Kvalwik, wo sein Haus stand, die Pike ohne die abgebrochene eiserne Spitze.

Elias dachte nicht weiter an das Ereignis, er kaufte sich im Herbste den Sechsrudrer und brachte ihn in den hölzernen Schuppen, welchen er schon im Sommer

zu diesem Zwecke errichtet hatte. In einer Nacht als er an sein neues Boot dachte, fiel es ihm ein, daſs es gut sein möchte, wenn er an demselben auf jeder Seite noch eine Stütze anbrächte. Er stand also auf und zündete eine Laterne an, um nach dem Boote, an dessen Anblick er sich nicht genug erlaben konnte, zu sehen. Wie er nun so dastand und das Boot beleuchtete, glaubte er an dem einen Ende auf einem Haufen Netze ein Gesicht zu sehen, das ganz dem des Seehundes glich. Das grinste ihn und das Licht eine Weile an, der Rachen wurde immer gröſser, und mit eins fuhr ein groſser Mann hinaus durch die Thüre des Schuppens. Elias irrte sich aber nicht: — in seinem Rücken stak eine lange eiserne Spitze. Auch noch andere wunderbare Dinge glaubte er zu sehen; aber da er mehr für sein Boot als für sein Leben fürchtete, so setzte er sich mit seiner Laterne mitten in dasselbe und hielt getreulich Wacht. Als seine Frau ihn am Morgen suchte, fand sie ihn schlafend neben der verloschenen Laterne.

Eines Morgens im Januar, als er mit noch zwei Mann auf den Fischfang ausfuhr, hörte er von einer Schär, die in der Mündung der Wik lag, wie eine Stimme ihm mit höhnischem Lachen zurief: kommt es zum Femböring, so hüte dich!

Nun ist ein Femböring ein noch gröſseres Boot, und zwar mit fünf Paar Rudern, es dauerte aber eine gute Zeit bis Elias zu einem solchen kam. Sein ältester Sohn Bernt war gerade siebenzehn Jahre alt. In dem Herbste als dieses geschah, reiste Elias mit seiner

ganzen Familie in dem Sechsrudrer nach Ranen, um denselben mit Aufgeld gegen einen Femböring umzutauschen. Zuhause ließsen sie nur ein eben eingesegnetes Lappenmädchen, welches sie einige Jahre früher gemietet hatten.

Sie fanden in der That in Ranen das gewünschte Boot, welches der beste dortige Schiffsbauer soeben vollendet hatte. Elias verstand sich auf ein gutes Boot und erkannte bald, daſs ein besseres schwerlich zu finden sein möchte, was nämlich die Hälfte unter dem Wasser betrifft; denn die obere war nur von mittlerer Güte, so daſs es einem weniger erfahrenen Fischer auch nicht besonders gefallen haben würde.

Dem Baumeister war das nun freilich eben so gut bekannt, und er meinte, ein besser segelndes Boot wäre in ganz Ranen nicht zu haben. Trotzdem wolle er es dem Elias für einen sehr billigen Preis verkaufen; nur müsse derselbe ihm versprechen, an dem Boote nichts, auch nicht das Geringste, zu verändern; auch nicht das kleinste Brett dürfe er irgendwo aufsetzen. Erst als Elias ihm das alles versprochen hatte, bekam er das Boot.

Aber „Jener", welcher den Baumeister diese Form unter dem Wasser gelehrt hatte — denn was über dem Wasser muſste er selbst arbeiten, so gut er es konnte, und damit sah es oft schwach genug aus — war wahrscheinlich vorher dort gewesen und hatte ihm befohlen, das Boot so billig zu verkaufen, damit Elias es erstehn könne, und sich zugleich auszubedingen, daſs das Boot nicht gezeichnet werden dürfe. Auf diese Weise

konnten nicht, wie es sonst Sitte ist, am Vorder- und Hinterstewen Kreuze mit Teer angebracht werden.

Elias dachte nunmehr an die Rückkehr in dem neuen Boote. Zuvörderst versah er sich indessen beim Landhändler mit allerlei Leckereien zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest, darunter auch mit einem kleinen Legel Branntwein. In ihrer Freude über das gute Gelingen des Geschäfts tranken Elias und seine Frau wohl etwas über den Durst; aber auch Bernt bekam davon zu schmecken.

So machten sie sich denn auf den Heimweg. Eine andere Ladung als Elias, seine Frau und die sechs Kinder, sowie die eingekauften Waren, hatten sie nicht. Bernt saſs an der Spitze, die Frau mit dem Zweitältesten hielt das Segel, Elias aber lenkte das Steuer, während die beiden jüngern, zwölf und vierzehn Jahre alten Brüder abwechselnd das Wasser aus dem Boote schöpfen sollten.

Man hatte acht Meilen (neunzig Kilometer) auf der meist offenen See zurückzulegen; auch zeigte es sich bald, daſs das Boot gleich bei dieser ersten Fahrt werde die Probe zu bestehn haben. Es erhob sich nämlich ein heftiger Sturm, und schon begannen die hochgehenden Wellen sich schäumend zu brechen.

Elias merkte aber auch bald, was das für ein Boot wäre. Wie eine Möwe tanzte es auf und zwischen den Wellen und ohne daſs auch nur ein Tropfen ins Boot spritzte. Er hielt es daher nicht für notwendig, — was bei einem andern Femböring geboten gewesen wäre — schon jetzt das Segel gröſstenteils zu reffen.

Später am Tage bemerkte er in nicht weiter Entfernung auf dem Wasser ein anderes Fünfboot, das Segel gerade so etwas gerefft wie er, und mit voller Mannschaft. Es hielt denselben Kurs inne, und es kam ihm sonderbar vor, daſs er sie nicht schon früher gesehen hatte. Sie schienen mit ihm um die Wette fahren zu wollen. Das gab ihm denn Veranlassung, das Segel wieder zu entfalten.

So fuhren sie in rasender Geschwindigkeit dahin, vorbei an Vorgebirgen, Holmen und Schären, so daſs es Elias deuchte, eine solche prächtige Fahrt habe er noch gar nicht erlebt. Das Boot erwies sich aber auch in der That als das beste in ganz Ranen.

Die See war mittlerweile immer schrecklicher geworden. Schon hatten ein paar Sturzwellen das Boot überflutet, hereinbrechend an der Spitze, hinausflieſsend auf der Leeseite am Hinterende.

Als es Abend wurde, befanden sie sich dem zweiten Boote ganz nahe, so daſs man sich hätte einen Wasserschöpfer zuwerfen können.

So ging die Fahrt den Abend hindurch. Die See wurde immer unruhiger. Elias hätte wenigstens jetzt einen Teil des Segels reffen müssen, aber er dachte an die Wettfahrt, wollte sich nicht für überwunden erklären und meinte, er habe ja Zeit, bis die in dem andern Boote reffen würden. Von Zeit zu Zeit nahmen sie alle einen Schluck Branntwein, denn schon litten sie zugleich von der Kälte und der Nässe.

Das Leuchten des Meeres um des Elias Boot bildete einen seltsamen Gegensatz zu den schwarzen Wogen.

Am stärksten aber erglänzte es um das andere Boot, welches die Fluten schäumend durchschnitt und gleichsam Feuergarben nach beiden Seiten spritzte. Bei dem geisterhaften, phosphoreszierenden Scheine vermochte er jedes Stück Tauwerk zu erkennen und selbst die Leute mit ihren Südwestern auf dem Kopfe, welche auf der Windseite sitzend ihm den Rücken zukehrten und von dem hohen Rande des stark auf der Seite liegenden Bootes halb verdeckt wurden.

Plötzlich brach eine entsetzliche Sturzsee, deren weiſsen Kamm Elias schon lange, trotz der Dunkelheit, näher und näher kommen gesehn, über die Spitze des Bootes, wo Bernt saſs. Sie hielt gleichsam das Boot plötzlich auf; es gab einen furchtbaren Schlag; die Planken zitterten und ächzten unter dem Druck. Das Boot lag eine Weile wie umgestürzt auf einer Seite, richtete sich dann aber wieder auf, und setzte, während das Wasser auf der Leeseite hinausströmte, seine Fahrt fort.

Indem dieses geschah, glaubte Elias von dem andern Boote ein Hohngeschrei zu vernehmen. Aber seine Frau, die an dem Segel saſs, rief mit einer Stimme, welche ihm ins Herz schnitt:

Jesus, Elias, — die See hat Martha und Nils mitgenommen!

Das waren die beiden jüngsten Kinder, das eine neun, das andere sieben Jahre alt, welche bei Bernt gesessen hatten. Elias erwiderte nichts weiter als:

Halt nur das Segel fest, Karen, sonst wirst du bald noch mehr vermissen.

Nun endlich entschloſs sich Elias, das Segel mehr zu reffen; bei dem schweren Seegang, und um das Boot von den immer mächtiger einströmenden Wellen freizusegeln, durfte dieses aber nicht weiter, als unumgänglich notwendig geschehen. Schon war nur noch ein kleiner Rest von dem Segel im Gebrauch. Das Boot lag fast still; Bernt und Anton muſsten daher die Raastange halten. Die ganze See rauchte und trieb ihnen den Wasserdunst ins Gesicht.

Das andere Boot, welches eine Weile nicht zu sehn gewesen war, tauchte jetzt plötzlich wieder an ihrer Seite auf, das Segel gerade so gerefft wie Elias es gethan hatte, und zwei Mann an der Raastange stehend. Jetzt vermochte er auch die einzelnen Leute zu unterscheiden. Lautlos saſsen oder standen sie da und glichen mit ihren von den Südwestern beschatteten bleichen Gesichtern eher Toten als lebenden Menschen.

Wieder nahm er auf der Windseite den weiſsen hohen Rücken einer neuen Sturzsee wahr, wie sie in der Finsternis herankam, gleich einem Ungeheuer mit weit geöffnetem Rachen. Er wandte das Boot daher mit der Spitze gegen sie und zog das Segel so scharf, als nur möglich, an, um in hastiger Fahrt die Woge zu durchschneiden.

Jetzt rauschte und brach die Sturzsee hinein wie ein einziger Wasserfall. Wieder lag das Boot halb umgestürzt auf einer Seite. Als es aber vorüber war, saſs die Frau nicht mehr da, auch Anton stand nicht länger an der Raa: sie waren beide über Bord gegangen.

Auch dieses Mal glaubte Elias den widerlichen Schrei vom andern Boote zu hören, zugleich aber auch, wie seine Frau voll Angst seinen Namen rief. Er aber sagte nur leise: Wie Gott will, und schwieg. Am liebsten wäre er ihr nachgefolgt in das Wellengrab; aber er dachte an die einzig Überlebenden: Bernt und seine beiden andern Söhne, welche bis dahin das Wasser ausgeschöpft, nun aber neben ihm am Steuerruder Platz genommen hatten. Die Ruderstange durfte Elias um keinen Preis loslassen, und er hielt sie fest mit seiner Hand, längst eiskalt und ohne Gefühl, als wäre sie von Eisen.

Wieder tauchte das andere Boot, nachdem es eine Weile verschwunden war, auf. Gerade so wie er, saſs dort unverwandt ein Mann am Steuer und aus seinem Rücken, dicht unter dem Schirmrande des Südwesters, ragte, da er sich umwandte, eine wohl eine Viertelelle lange Eisenspitze; und es war Elias, als müſste er sie kennen. Aber nun war ihm auch mit einem Male klar, daſs jener in dem andern Boot, welcher unablässig ihn begleitet und ins Verderben geführt hatte, niemand anders wäre als der Draug. Auch wuſste er nun, daſs dieses seine letzte Nacht sein würde. Denn wer auf dem Meere den Draug erblickt, ist ein verlorener Mann. Er sagte indessen den andern nichts, um ihnen nicht den letzten Rest von Mut zu rauben, und befahl seine Seele im Stillen Gott. Die letzten Stunden hatte er wegen des Sturmes den Kurs nicht inne halten können. Jetzt begann noch gar ein Schneetreiben, so daſs sich leicht erkennen lieſs, vor Tagesanbruch sei an eine Orientierung

nicht zu denken. Sie fuhren indessen weiter und weiter. Die Knaben neben ihm klagten über Frost; aber sie waren alle vollkommen naſs und hatten kein Schutzmittel gegen die Kälte. Elias saſs in Gedanken versunken da. Es überkam ihn plötzlich eine unwiderstehliche Lust sich zu rächen. Wie, wenn er mit einer plötzlichen Wendung dem verwünschten Geisterboote, der Ursache all seines Elends, in die Rippen fuhr und es in den Grund bohrte? Hatte er doch mit der Lanze den Draug getroffen, konnte nicht ein gutes Messer oder ein eiserner Haken einen gleichen Erfolg haben? Und wie gerne wollte er nicht sein Leben hingeben für einen Stoſs nach dem Unbarmherzigen, der ihm das Liebste geraubt hatte und noch nach mehr verlangte! — Aber er dachte an seine drei noch lebenden Kinder und fuhr weiter in die trostlose Nacht hinaus.

Es mochte drei oder vier Uhr sein. Wieder nahm Elias eine so gewaltige schäumende Masse wahr, daſs er anfangs wähnte, sie befänden sich irgendwo dicht am Lande, in der Brandung. Er erkannte indessen bald, daſs es nichts anderes wäre als eine ungeheure Woge. Zugleich hörte er deutlich in dem andern Boote ein hämisches Lachen, und eine Stimme rief:

Nun kentert dein Boot, Elias!

Dieser sprach laut: Wie Gott will, — und sagte seinen Söhnen, sie sollten sich nur fest an den Weidenstricken bei den Ruderpflöcken halten, wenn das Boot unterginge, und nicht eher loslassen als bis es wieder über dem Wasser wäre. Er hieſs den älteren Sohn zu

Bernt gehen und behielt nur den jüngern bei sich, streichelte ihm auch heimlich die Backen und vergewisserte sich, daſs er gehörig eingefaſst hatte.

Das Boot wurde vollständig begraben, bäumte sich mit der Spitze in die Höhe und ging so unter. Als es wieder heraufkam, den Kiel nach oben, waren noch Elias da, sowie Bernt und der zwölf Jahre alte Martin, die alle sich fest an die Weidenstricke klammerten. Der dritte Bruder war fort.

Nun handelte es sich darum, auf der einen Seite die Wanten, welche den Mast hielten, zu durchschneiden, damit derselbe auf der andern Seite des Bootes wieder heraufkommen könnte, dann auf den hin und her geworfenen Schiffsrumpf zu kriechen und das Schlüsselloch einzuschlagen, aus welchem sonst das Wasser ausläuft, jetzt um die Luft herauszulassen, welche das Boot zu hoch über dem Wasser hielt. Nach groſsen Anstrengungen gelang dieses Alles. Elias kam zuerst auf den Kiel und half den beiden Andern hinauf.

So saſsen nun die drei Menschen in der langen finstern Winternacht, sich mit Händen und Knieen krampfhaft an das Boot klammernd, welches ein um das andre Mal von den Wellen überspült wurde.

Nach ein paar Stunden starb Martin, welchen der Vater, so gut es ging, unterstützt hatte, und glitt hinab. Wiederholt hatten sie nach Hülfe gerufen, aber immer vergebens, und so gaben sie endlich auch das auf.

Als die beiden nun allein auf dem Kiele saſsen,

sagte Elias zu Bernt, ihm sei zu Mute, als werde auch er bald mit der Mutter vereinigt sein, aber Bernt werde sich retten können, wenn er nur noch eine Weile festhielte. Dann erzählte er ihm von dem Draug, den er in das Genick gestoſsen, und wie derselbe sich nun räche, und nicht eher ruhen werde, bis sie vollständig mit einander quitt geworden.

Etwa um neun Uhr des Morgens begann der Tag zu dämmern.

Da reichte Elias dem Bernt seine silberne Uhr, welche er unter der zugeknöpften Weste getragen, und nachdem er die messingene Kette daran zerissen hatte. Er saſs dann noch eine Weile ganz still; als es aber etwas heller wurde, bemerkte Bernt, daſs das Gesicht des Vaters totenbleich und das Haar, wie bei Sterbenden oft, zerzaust, seine Hände aber von dem langen Festhalten geschunden waren. Bernt verhehlte sich nicht, daſs es mit dem Vater zu Ende ginge. Er kroch deshalb, so gut es sich bei dem Schwanken des Bootes thun lieſs, zu ihm hin, um ihn zu unterstützen. Als Elias dieses sah, sagte er:

Halte dich nur gut fest, Bernt, ich gehe zur Mutter! — und lieſs sich rücklings hinabfallen.

Als das Meer seine Opfer verschlungen hatte, wurde es, wie in solchen Fällen oft, nach einiger Zeit etwas ruhiger. Es wurde Bernt nicht mehr so schwer, sich festzuhalten, und der Morgen brachte ihm auch die Hoffnung. Der Sturm lieſs nach, und wie er um sich schaute, kam ihm das Alles so bekannt vor. In

der That, es war seine Heimat, der Kvalholm, und er dicht vor ihm, mit den Wogen treibend.

Wieder rief er nach Hülfe, setzte seine Hoffnung aber vor Allem auf die ihm bekannte Strömung, welche um die Insel herum bis zu einer ruhigeren Stelle führte. Er trieb auch näher und näher und kam schliefslich zu einer Schär, so nahe, dafs der an der Seite des Bootes schwimmende Mast beim Steigen und Fallen der Wellen das Felsufer streifte. Trotz der Steifheit aller Glieder gelang es ihm nach grofser Anstrengung doch, die Schär zu erreichen, den Mast heraufzuziehen und das Fünfboot einigermafsen zu vertauen.

Das Lappenmädchen, welches allein zu Hause geblieben war, glaubte seit einiger Zeit Notrufe zu hören und stieg auf die Höhe, um zu sehen was es gäbe. Da erblickte sie Bernt auf der Schär, und das Boot, welches die Wogen an das Ufer warfen. Sie sprang sofort in den Bootsschuppen, schob das alte kleine Boot heraus und ruderte um den Strand der Insel zu dem Schiffbrüchigen.

Sie pflegte den schwer erkrankten Bernt den ganzen Winter hindurch. Den Leuten kam er freilich seitdem zeitweise etwas wunderlich vor. Jedenfalls war er nicht mehr auf die See zu bringen, vor der er eine förmliche Scheu hatte. Er heiratete später das Lappenmädchen und siedelte nach Malangen über, wo er sich ein Stück Land rodete und noch jetzt in guten Verhältnissen lebt.

IV.

Von Bodö bis Tromsö.

Dem Reisenden in Norwegen geht es wie dem Besucher einer grofsen Gemäldegalerie, er mufs sich damit begnügen, einige Bilder zu betrachten und hundert andere, kaum weniger wertvolle, zu übergehen. So wird man sich von Kunnen ab, nach der Aufregung einer langen Tagfahrt, der Nachtruhe hingeben, und unbeachtet lassen, die ganze prachtvolle Szenerie bis Bodö: erst die Fuglö im Westen, dann den Beierenfjord im Osten und den Blick über den Saltenfjord zu der Gebirgsgruppe des Sulitjelma. Ohne eine solche Einbufse ist eine Reise in Nordnorwegen kaum denkbar. Man müfste denn ein Vengeboot mieten (Venge, eine kleine Kajüte) und von Insel zu Insel, von Vorgebirge zu Vorgebirge die lange, oft nicht ungefährliche Fahrt wagen. Namentlich hier, wo die Wogen des viele Meilen breiten Westfjordes hineinbrechen, hätte eine solche Fahrt ihre Bedenken.

Der Westfjord trennt das feste Land von der Insel-

gruppe der Lofoten, die sich in einem etwa hundert und sechzig Kilometer langen Bogen von der Hindö ab in den Ozean erstrecken. In Wahrheit besteht die bis tausend Meter hohe, nach Süden allmählich abfallende Gabbrokette aus einer Reihe von Inseln, welche durch Sunde, hier Ströme genannt, von einander getrennt werden; dem Beschauer aber erscheint sie als eine einzige Wand, die sogenannte Lofotväg, oder wie die ungeheure Mauer einer Festung mit unzähligen Türmen und Zinnen. Manche Reisende haben diesen gezackten Wall wenig passend mit dem Gebiſs eines Hai's verglichen. Näher liegt es an die Tatra zu denken, nur daſs sie mit ihrer unteren Hälfte hier in das Meer getaucht ist. Auch die diesem karpatischen Gebirgsstock eigentümlichen Kessel unter den Gipfeln der Berge, offenbar durch Eiserosion entstanden, fehlen hier nicht. An Schneefeldern ist die Lofotenkette etwa ebenso reich als die Tatra, dagegen kommen auf beiden Gebirgen Gletscher nicht vor. Zu ihrer Bildung fehlt die notwendige Voraussetzung einer Plateauentwicklung oder die gröſsere Erhebung.

Obwohl der Westfjord sich im Südwesten weit gegen das Meer hin öffnet, steigt und fällt sein Niveau doch nicht gleichmäſsig mit der Flut und Ebbe drauſsen. Infolge dessen dringen die Wasser mit groſser Gewalt bald hinein, bald hinaus, immer durch die engen Ströme zwischen den einzelnen Lofoten-Inseln. Staut ein starker Südwest die Flut im Westfjord an, so entstehen in diesen Stunden oft Wirbel, welche selbst Schiffen gefährlich werden können. Namentlich verursacht eine im Moskenström

befindliche felsige Untiefe Harjan (der Hügel) einen Strudel, der unter Umständen Fischerboote in die Tiefe reiſst. Der alte Bischof Anders Arrebo (gestorben 1637) glaubte diesen Mahlstrom durch eine Höhle erklären zu müssen, in welche der Strom stürze und aus welcher er vergeblich einen Ausweg suche. Petter Daſs in seiner Nordlandstrompete giebt dagegen den wahren Grund mit überraschender Sicherheit an und widerlegt jene Erklärung, welche stark an den Schillerschen Taucher erinnert.*) Allerdings glauben auch die Lappen, daſs sich unter ihren Landseen noch andere befinden, in welchen sich die Fische verbergen, um nicht gefangen zu werden. Oft zaubern die Bewohner der Saivvo-Welt, die abgeschiedenen Seelen, die Fische noch aus dem Netze in diese tieferen Seen, um sie vor dem gierigen Menschen zu retten.**)

Weit bedeutender als der Mosken-Mahlstrom ist der beim Saltenfjord befindliche Saltenstrom, den man wohl einen Wasserfall im Meere genannt hat. Dieser Fjord zieht sich von Bodö in einer Breite von zwölf Kilometern erst fünfunddreiſsig Kilometer weit in das Land hinein, bis zu einer Enge, welche gebildet wird durch das vom nördlichen Ufer weit nach Süden auslaufende Vorgebirge Skolbonäs und durch die beiden Inseln Strömö und Godö (Knaplundö). Diese Enge führt weiter zu dem ungeheuren Bassin des Skjerstad-Fjordes, wel-

---

*) Vergleiche Petter Dass a. a. O. S. 149 u. ffg.

**) J. A. Friis, Lappisk Mythologi, Eventyr og Folkesagn. Christiania 1871.

ches in vierundzwanzig Stunden zweimal gefüllt und geleert wird. Der Zu- und Abfluſs geschieht ausschlieſslich durch drei Sunde, auch hier Ströme genannt: den unbedeutenden Godöström im Norden, den fünfhundert Fuſs breiten Storström (den eigentlichen Saltenström) und den etwa zweihundert Fuſs breiten Sundström im Süden. Da der Unterschied zwischen Ebbe und Flut an dieser Küste fünf bis neun Fuſs beträgt, die Fluten sich aber stundenlang aufstauen, bevor sie sich den Durchfluſs durch diese verhältnismäſsig sehr engen Kanäle erzwingen, so entsteht eine oft mehrere Fuſs hohe Stromschnelle, in welcher jedes Schiff verloren ist, und selbst Walfische, wenn sie in den Strudel geraten, an den Felsen zerschellen. Ein Fischerboot wird von dem Strome verschluckt und erst nach ein paar Minuten weiter unten wieder ausgespieen. Trotzdem soll es Fischern gelungen sein, lebend davon zu kommen, indem sie sich am Boden des Bootes festklammerten.*)

Der Strom nimmt innerhalb sechs Stunden ab und zu; zwischen den Gezeiten von je sechs Stunden entsteht eine Ruhepause, in welcher das Meer ganz still ist. Das Dampfboot, welches den Fjord befährt, hat auf diese eigentümlichen Verhältnisse Rücksicht genommen und ihnen seinen Fahrplan angepaſst.

Wer es nicht versteht, sich zeitweise von all dieser Schönheit abzuwenden und das Auge zu schlieſsen, ver-

---

*) A. Vibe, Küsten und Meer Norwegens. Petermannsche Ergänzungshefte. Gotha 1860.

liert auf einer Nordlandsfahrt die Fähigkeit zu sehen. Anderswo, im Süden Europas, fesselt doch vorzugsweise nur die Nähe, während die Ferne alles einzelne in einen Schleier hüllt. Hier aber liegt die ganze unermeſsliche Landschaft in einer einzigen unbegreiflichen Klarheit vor uns; es giebt keine Grenze für den Blick, für das Interesse. Eine zehn Meilen entfernte Gebirgskette fesselt uns durch ihre Einzelheiten fast ebenso wie das nahe Ufer, an dem wir vorüberfahren. Es ist wie ein Blick in den Sternenhimmel, wo der letzte Stern noch immer deutlich sichtbar bleibt, wenn auch nicht mit dem Glanze wie die näheren. Die Klarheit der Luft in den Alpen hält mit der des Nordlands keinen Vergleich aus. Ja — sagte mir der freundliche Lotse — so geht es manchem fremden Schiffer; er glaubt die Küste, die so nahe scheint, in einem Tage zu erreichen, und braucht wohl noch drei.*)

Der Reisende thut daher gut, das ermüdete Auge zu schonen und den Blick auf das Leben in dem Schiffe zu richten, eine eigentümliche, aber mit dem ganzen Kulturapparat des südlichen Europas ausgestattete Welt. Ständig sind in derselben nur die Touristen und die Schiffsbesatzung. Die Deckpassagiere wechseln fast mit jeder Station und mit ihnen die Gegenstände, welche einen ungeheuren, scheinbar unentwirrbaren Haufen bilden.

---

*) Der Schiffer hatte also drei Tage, bevor er die Küste wirklich erreichte, eine Landkjenning, d. h. es kam ihm Land in Sicht, wie dem König Olaf Trygvasson in dem bekannten von Grieg komponierten Liede.

Denn hier ist alles auf der Wanderung. Der Norweger, der Lappe, der Finne begegnet sich auf dem Dampfboote, das hier so ziemlich den einzigen Verkehr unterhält, mit dem Touristen. Beamtenfamilien bewirken ihren Umzug oder besuchen Bekannte. Eine Reise von mehreren Tagen hat für sie nur die Bedeutung einer Spazierfahrt; gerade so wie es dem Distriktsarzt nicht auffällt, wenn er zu einem hundert und mehr Kilometer entfernt wohnenden Kranken geholt wird. Hier wird lappisch gesprochen, dort englisch oder italienisch. Eine lappische Wiege (Kumse) liegt auf einem Pianino, das aus Hamburg kommt. Ein junges Ehepaar steht neben demselben, um später oben im Eismeer, wo die Polarnacht fast drei Monate währt, auszusteigen. Man sieht dem jungen Paar eben keine Beklemmung an. Es ist ein Geistlicher und er weiſs, daſs er nach spätestens fünf Jahren in den Süden versetzt werden wird. Das gilt von jedem Beamten hier, und so kommt es denn, daſs gerade der Norden Norwegens sich der besten Kräfte erfreut.

Wie aber, wenn der Minister Sie nach fünf Jahren dennoch nicht versetzen sollte?

Da ist keine Not — lautet die Antwort. Ein solcher Fall würde in der Presse behandelt, vielleicht im Storthing besprochen werden; kein Minister wäre solchem Angriff gewachsen.

Und die Polarnacht?

Wir spielen dann Beethovensche Sonaten.

Die sehr religiösen Lappen singen dafür auf dem Schiff, oft um einen Lägprädikant (Laienprediger)

versammelt, ihre geistlichen Lieder und gar seltsam unterbricht der tiefe Baſsposaunenton des Dampfboots die verhallenden Klänge der andächtigen Menschenkinder.

In dem hocheleganten Salon sitzen mittlerweile die Passagiere der ersten Kajüte bei der Kveldsmad (Abendessen), die immer aus einem Dutzend kalter Schüsseln besteht, und sprechen über Paris oder Ostindien, über Emile Zola und Richard Wagner. Eine Gesellschaft deutscher Musikanten spielt drauſsen zum so und so vieltenmale die letzte Rose. Nach dem Abendbrot versammeln sich die Herren im Lugar des Kapitäns um einige Gläser Toddy. Hier werden politische Ansichten ausgetauscht, die Weitgereisten erzählen ihre Erlebnisse. An einem Abend — und das war eine ganze Tagereise jenseits des Nordkaps im trüben Nebel des Eismeeres — machte jemand den Vorschlag, ein jeder solle ein Lied aus seiner Heimat zum besten geben. Der Franzose sang einen Gassenhauer, der Engländer ein irisches Volkslied, der Holländer seine Nationalhymne und als Javanese ein malayisches Lied, das heiſst Text und Musik national-malayisch.

An einem andern Abend — doch dieses war schon bei der Rückkehr von Vadsö, in der Nähe der Lofoten — hieſs es, der Violinvirtuose Christian Suckow aus Bergen wäre an Bord, ein Spezialvirtuose auf der Hardanger Violine, welche unter den gewöhnlichen Saiten g d a e noch bis zwölf, entsprechend gestimmte, Stahlsaiten hat, lediglich zur Verstärkung des

Klanges. Die Wirkung erinnert wesentlich an das Cymbal der Zigeuner in Ungarn. Den Bitten der schönen Capitana gelang es, den Künstler, welchem der horazische, den Sängern gemachte Vorwurf nicht ganz fremd war, zum Spielen im Salon zu veranlassen. Ich weiſs nicht, wie diese eigentümlichen norwegischen Melodien (zum Teil aus den Vorträgen Ole Bulls bekannt), diese Säter- und Lockweisen, dazu der rasende Hallingtanz, in einem Konzertsaale geklungen haben würden; hier in dem halbdunklen Schiffsraume, durch dessen runde Luken nur die Strahlen der Mitternachtssonne fielen, war die Wirkung eine höchst eigentümliche. Aber noch merkwürdiger war es, daſs der Kapitän während des einstündigen Vortrags, mitten auf dem Westfjord — um jede Störung zu vermeiden — die Maschine anhalten lieſs und dem Spieler, der ein Honorar seitens der Passagiere zurückwies, dafür freie Fahrt gewährte. Nicht das am wenigsten Merkwürdige in diesem Lande ist die den Menschen eigene Gentilezza.

Die Genüsse des Nordlandsfahrers sind aber meist auf dasjenige beschränkt, was er auf dem Dampfboot erlebt oder von demselben erschaut. Nur an wenigen Punkten ist es ihm gestattet, das Land selber zu betreten. Diese ewige Ausschau, und sei das Gesehene noch so erhaben, vermag auf die Dauer nicht zu befriedigen. Wie gern stiege man bei der Station Bogö auf der Engelö aus, um den Pfarrhof Stegen zu besuchen, wo die Rotbuche (Fagus sylvatica) noch unbedeckt überwintert und die Scheunen oft die reiche Kornernte

nicht fassen.*) Wir müssen es uns immer wieder klar machen, daſs unter demselben Breitengrad in Nordamerika alles unter Eis und Schnee starrt, während hier fruchttragende Fluren erfreuen; daſs die Menschen sich da dem ganzen Reiz einer milden, wolkenlosen Sommernacht hingeben dürfen, wo einst die Franklin-Expedition dem Polarklima erlag. Selbst im Januar hält sich die Durchschnittstemperatur noch über Null. Auf der südlichsten Insel der Lofoten, Röst, bleiben die Schafe den Winter über im Freien, ohne je ihre Ställe zu suchen. Dies gilt, wie mir der freundliche Kommandant von Vardöhus mitgeteilt hat, sogar von den kleinen Inseln bei diesem am weitesten nach Nordosten vorgeschobenen Posten des Norwegerlandes, nur daſs man freilich nach starkem Schneefall die ganz verschütteten Schafe ausgraben muſs. Das stark erwärmte Meer ist in Finmarken selbst im Sommer meist wärmer als die Luft; im Winter gefriert es niemals, mit Ausnahme der letzten Verzweigungen der tief in das Land dringenden „Eis“-Fjorde, welche kaltes Kontinentalklima haben. Weil die Wärmequelle im Meere liegt, sind die Winter im Innern des Landes, je weiter nach Norden, um so wärmer. Darum wandert im Frühling die Wärme von Norden nach Süden, im Herbst aber die Kälte von Süden nach Norden. Die geographische Lage hat im Winter keinen Einfluſs mehr auf das Klima; selbst die gröſsere Erhebung des Landes

---

*) Schübeler, a. a. O.

verliert ihre Bedeutung; entscheidend bleibt immer die Nähe des wärmenden Ozeans.

Im Sommer sind alle diese Verhältnisse gleichsam umgekehrt, es walten die kosmischen Einflüsse vor. Die bald nicht mehr untergehende Sonne erwärmt stark die Luft und den Boden des festen Landes, während die Temperatur des Meeres nur unwesentlich zunimmt. Daher im Innern der Fjorde eine Vegetation, die mit der des südlichen Norwegens wetteifert. Im Lyngenfjord, wo ungeheure Gletscher von den bis tausendsiebenhundert Meter hohen Alpen bis fast in das Meer steigen, gedeiht die Gerste, der Sommerroggen und Sommerweizen; den Boden der weit ausgedehnten Föhrenwälder bedeckt die Erdbeere (Fragaria vesca). In Alten braucht die Gerste dieselbe Zeit zur Reife wie bei Christiania und in Bechelbronn im Elsaſs, nämlich neunzig Tage. Eine so groſse Autorität wie Leopold v. Buch schrieb vom Altengård: Er liegt mitten im Walde von hohen Fichten auf einer grünen Wiese mit herrlichen Blicken durch die Bäume auf den Fjord, auf die hintereinander in das Wasser hervorstechenden Spitzen und endlich auf Seilands und Langfjords Fjelde. Ist es doch, wenn man durch den Wald vom Strande kommt, als wäre man bei Berlin im Tiergarten und dann wieder, als sähe man italienische Fernen oder einen See in der Schweiz.

Und da kommt es wohl vor, daſs der Reisende bei seiner Rückkehr vom Nordkap gefragt wird, ob er nicht einigen Eisbergen begegnet sei.

Die Lage des Pfarrhofs Stegen, welchen wir passieren,

ist sehr schön. Im Norden gewähren ihm hohe Gebirge, der Hanekamp und der Prästekonetind, den erwünschten Schutz; nach Osten zu steigen allerlei Alpenspitzen in den kühnsten Formen auf; im Westen aber begrenzt den Westfjord — jetzt tiefblau wie an den Küsten Siciliens — die Lofotenwand, eine ganz märchenhafte Szenerie. Es ist als erblickte man die ganze Kette der Schweizer Alpen, aus dem einstigen Jurameere aufsteigend.

In Lödingen, dem groſsen Knotenpunkte, verlieſsen einige Reisende das Boot, um mit dem Lofotschiff nach Vesterålen zu fahren und die Kohlenfelder auf Andenäs zu besuchen; andere, um den Ofotenfjord zu erforschen, der sich bis auf eine norwegische Meile der schwedischen Grenze nähert. So nahe liegt überall die natürliche und auch die politische Grenze der beiden Länder der westlichen Küste. In Harstadhavn stiegen ein paar „Touristen“ auf, freundliche Zimmergesellen aus Tromsö, die mich deutsch anredeten und mir — es war morgens fünf Uhr — eine Flasche Bier anboten. Sie waren nie aus dem Nordlande herausgekommen und hatten ihr Deutsch auf der Schule in Tromsö gelernt. Wir verstehen alle deutsch, sagten sie mit einer gewissen Genugthuung. In der That giebt es kaum einen zweiten Ort in Norwegen, auſser Bergen, mit so ausgesprochenen deutschen Sympathieen wie Tromsö. Was aber das Bier betrifft, so ist es mir oft genug in Norwegen vorgekommen, daſs mich meine Kutscher oder Schiffer und Führer, zum Dank für ein reichliches Trinkgeld, mit einer Flasche

Bier traktiert haben. Ein kräftiger Händedruck versteht sich überdies von selbst, und ich mufs gestehen: ich habe die schwielige Hand der Norweger auch immer gern gedrückt.

In der Nähe von Harstadhavn auf der Hindö liegt die kleine alte Kirche von Throndenäs. In Deutschland würde diese kaum für eine Dorfkirche gelten, in dem denkmalarmen Norwegen hat der Umstand, dafs sie von Steinen erbaut ist, Veranlassung zu der Sage gegeben: es habe hier einst ein Bischof residiert. Auch dieser Zug gehört in die Schilderung des norwegischen Nordlandes, in welchem die Kultur inmitten der erdrückenden Fels- und Wasserwüste sich verliert. Und doch siedeln sich immer neue Menschen an, gerade wie in den Urwäldern und Wüsten Nordamerikas. So werden selbst die Küsten der grofsen Insel Senjen drüben bevölkert, welche ihre Spitzen und Zacken weit hinaus in den Ozean streckt. Denn hier ist der Boden noch frei. Für ein paar Kronen kauft sich der Strandsitzer weite Strecken. Besitzt er nur ein Paar kräftiger Arme, um sich aus Steinen und Rasen eine Hütte zu erbauen, und die Steine aus dem Boden zu roden, zu einem Weidegarten (Havnegang) oder einem Kartoffelacker; besitzt er ein Boot mit den notwendigsten Geräten, um den Dorsch zu seiner Nahrung und zum Futter für seine Kuh zu schaffen, die sich mit Löpning (oder Löping), einem aus Dorschköpfen und Tang (Alaria esculenta) gekochten Futter, begnügen mufs, dann fehlt ihm zum freien Manne nichts weiter als vielleicht noch eine Flinte, mit der er dem

unzähligen Geflügel und dem Bären auflauert, welcher wohl über den Sund im Osten vom Festlande geschwommen kommt. Norwegen hat noch für Millionen von Menschen Raum. In Deutschland vermag nur ein kleiner Teil den jedem einfachen Menschen innewohnenden Hunger nach Erde zu befriedigen. Daher die Ruhelosigkeit, welche in die grofsen Städte treibt. In Norwegen aber liegt das Land noch wie eine Tabula rasa da und wartet auf die Schriftzüge von der Menschenhand. Dafs es sich dieselben gefallen läfst, zeigt das nahe Bardu- und Målelvsland im Osten: bis zum Anfange dieses Jahrhunderts eine menschenleere Wüste, jetzt eine der blühendsten Landschaften Nordnorwegens.

V.

Von Tromsö zum Nordkap.

Im Mittelalter war Tromsö, damals Thrumu,*) der nördlichste von Norwegern bewohnte Punkt; was darüber hinaus lag, war Thule, der Sitz der Berggeister und Hexen. Fare til Troms, oder til Heklfjelds (der isländische Hekla) bekam daher später die Bedeutung unseres nach dem Blocksberg reiten. Als die Kenntnis des Landes sich erweiterte, eine Reihe von Kirchen sich längs den Küsten Finmarkens bis Vardö hinzog, wurde auch die Hexenregion weiter in den Osten verlegt. Der Berg Domen, südlich des Vardöhauses, muſste es sich gefallen lassen, als Hexenberg zu dienen. Die unvergleichliche Lage von Tromsö hatte aber mittlerweile mehr und mehr Bewohner und, nachdem das Handelsmonopol Bergens gebrochen worden, auch Handelsleute angezogen, welche den Fisch aufkauften und in den

---

*) (Thrymr, Riese in der Edda.)

Süden verschifften, den Lappen aber die Segnungen der Kultur, das heiſst Branntwein, zuführten, obwohl während der dänischen Herrschaft die Einfuhr von Branntwein in Finmarken überhaupt verboten war. So wurde denn im Jahre 1794 Tromsö zum Rang einer Stadt erhoben. Aber noch am Anfange dieses Jahrhunderts zählten die Bewohner nur nach Hunderten, und noch viele Jahrzehnte später standen um die einzige Kirche der Stadt die Kirkestuer, Hütten, in denen die aus dem weitausgedehnten Kirchspiel kommenden Besucher übernachteten.

Jetzt dehnt sich das Stadtbild weit über die grüne, langsam aufsteigende Tromsinsel aus; statt der einen Kirche erblicken wir drei, darunter die prächtige katholische; andere groſse Gebäude enthalten verschiedene Bildungsanstalten, selbst ein Museum; oben aber zieht sich im freundlichen Halbkreis ein schöner Birkenwald hin mit den Villen der reichern Bewohner. Blickt man nach Osten, so hat man über dem Tromssund das gewaltige Dramfjeld und darüber die imposante Schneekuppe des über eintausend vierhundert Meter hohen Tromsdalstinds; im Süden und Norden aber erheben sich die groſsartigen Alpenketten um den Bensjortind und die Skulgamstinder. Selbst in die Straſsen der Stadt schauen alle diese Bergriesen hinein, und es ist ein gar wunderbarer Anblick, um Mitternacht in diesen halbdunklen Gassen zu wandern, während die von der Sonne rot angeglühten Berghäupter ganz geisterhaft in den Himmel ragen. Füge ich hinzu, daſs Tromsö in groſsen, prachtvollsten Läden alles zur Schau stellt, was Europa

an Luxussachen erzeugt; daſs ein Grand Hôtel dem von der langen Seefahrt ermüdeten Kajütenreisenden ein breites englisches Bett darbietet: daſs die Luft hier mild ist wie bei der Insel Wight (wenn auch nur in den wenigen Sommerwochen), und daſs die Menschen hier freundlich, gefällig und gastfrei sind, wie es selbst in Norwegen ungewöhnlich, so läſst sich wohl annehmen, daſs Tromsö nach wenigen Jahren ein Touristenziel und eine Sommerfrische werden wird. Bekanntlich haben schwedische Gelehrte, nach eingehendsten Beobachtungen, Spitzbergen als den ersten klimatischen Kurort der Erde bezeichnet, und zwar deshalb, weil seiner Atmosphäre alle die Millionen von Baccillen und Sporen fehlen, welche in den südlichen Paradiesen die Luft verpesten und im Körper der Kranken weiter wuchern.*) Etwas Ähnliches empfindet man schon in Tromsö. Die Luft ist rein, als käme sie direkt vom Himmel. Die insulare Lage neben dem Ozean, im Osten das ungeheure, fast pflanzenlose Fjeld wirkt filtrierend auf die aus dem Süden kommenden Strömungen; die breit hingedehnte Stadt mit ihren siebentausend Einwohnern vermag diese Reinheit nicht zu trüben.

So findet man denn schon jetzt eine Reihe von Fremden in Tromsö, welche hier ihr Zelt aufgeschlagen haben, namentlich Maler. Dampfschiffe führen nach den gewaltigen Szenerien im Osten, nach der Ringvadsö,

*) O. Torell und A. E. Nordenskjöld, die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen. Jena 1869, S. 433.

Kågen, dem Lyngenfjord und dem Kvänangsfjord. Daſs im Lyngenfjord eine ganz ungeheure meilenlange Gebirgskette bis weit über die Schneegrenze unmittelbar aus dem Meere aufsteigt; daſs von ihr Dutzende von Gletschern tief hinab bis fast zur Wasserfläche steigen; daſs die Kette an einzelnen Stellen wie durchschnitten ist von grünen, waldbedeckten Thälern, in denen Kirchen und freundliche Wohnhäuser stehen; daſs am Jökelfjord, weiter im Osten, ein Gletscher unmittelbar ins Meer geht und die herabfallenden Blöcke oft die Renntiere erschlagen, wenn diese im Juni auf die Inseln getrieben werden, „um See zu trinken“: das sind alles noch so ziemlich unbekannte Dinge, ebenso unbekannt wie die Thatsache, daſs in der Tiefe der finmarkenschen Fjorde — wohin überall Dampfschiffe gehen — Menschen wohnen, welche vielleicht dem erstaunten Reisenden von London oder Rom zu erzählen wissen.

Kein Fremder unterläſst es, von Tromsö das Lappenlager zu besuchen, zu dem in kaum zwei Stunden ein Weg auf der andern Seite des Sundes führt. Auch hier, wie überall in Norwegen, ist das Tromsdal nichts Anderes als ein Spalt in dem Massiv des Fjeldes. Steil und wüst ragen die Thalwände auf, ihren Fuſs bekleidet aber freundlicher Birkenwald. Durch die muldenförmige Thalsohle flieſst ein Gletscherbach, gespeist von unzähligen Zuflüssen. Hat man das Ende dieses Sackthals erreicht, so befindet man sich in einem groſsen Zirkus, nach Art mancher in den Alpen, dicht vor dem Tind, der in erdrückender Gröſse aufragt. Inmitten dieser

Szenerie, umrauscht von Wasserfällen, die über die Felswände stürzen, haben vier Lappenfamilien aus Karesuando in Schweden ihre Bopäle für den Sommer aufgeschlagen, um mit etwa fünftausend bis sechstausend Renntieren zu übersommern und im September wieder ihre Winterquartiere im Skog (Gebirgswald) zu beziehen. Ihre „Pfähle“ sind aber nicht hölzerne Hütten, sondern die eigentümlichen kuppelförmigen, aus Steinen und Rasen erbauten Gammen. Man gelangt in dieselben durch eine niedrige hölzerne Thür im Westen; das Licht fällt durch die Rauchöffnung, welche norwegisch Ljore, lappisch aber Reppen Raige genannt wird. Immer brennt ein Feuer von Birkenzweigen auf dem Boden (Aran); darüber hängt an einer Kette ein Kessel (Gävdne). Rings kauern die Menschen, die einen arbeitend, die andern ins Feuer starrend. Ein Kind steckt in einer Kumse (auch Kjärris, Schlittenboot, genannt), einer tragbaren Wiege von der Gröſse einer länglichen, an beiden Enden spitz zulaufenden Holzschachtel; eine alte Frau raucht aus einer kurzen Pfeife. Drauſsen sitzt der wachsame Hirtenhund (Bädnag) und läſst sich mit der Gamme photographieren. Da er aber nicht stillhalten kann, erscheint statt seiner auf dem Bilde nur ein verwischtes Unbestimmtes. Der Major kauft ihn demnächst für zwölf Kronen und nimmt ihn mit auf seine grüne irische Insel. Der Neuenburger Professor ersteht seinerseits ein Renn (Buozzo), von denen man mittlerweile ein paar hundert in einen umschlossenen Raum (Sjaljo) getrieben hat, um sie zu melken. Die Fremden vernehmen mit Verwunderung ihr eigentüm-

liches Grunzen und das elektrische Knistern in ihren Beinen. Die Lappen fangen sie leicht mit ihrem schlingenlosen Lasso (Suoppan); der Major hat zu dem gleichen Zweck einen Lasso von einem Gaucho mitgebracht, fängt aber zu allgemeinem Jubel nur ein Lappenkind, das ihn auslacht. Er ist jedenfalls der beliebteste in dem bunten Gemisch der Europäer, da er allerlei schöne Dinge, wie Löffel, Messer, Bonbons u. a. austeilt. Ich stelle mich den Leuten als Landsmann Bismarcks vor, muſs aber zu meiner Beschämung erfahren, daſs man diesen Namen hier noch nicht kennt. Dafür erregt mein Krimstecher den Neid des Herrn der Renntierherde: er gerät in Entzücken über den Nutzen desselben beim Aufsuchen der Nachzügler (Efterstándere) und bietet eine fabelhafte Summe. Wir kaufen unsererseits geschnitzte Löffel mit vollkommen getreuen Nachbildungen von Renntieren, Schuhe (Komager) aus Renntierfellen, die später unsere Kajüte verpesten, aber auch alle etwaigen unberufenen Springer fern halten. Es ist eine Thatsache, daſs in Lappland keine Flöhe existieren; selbst importierte vermögen nicht auszudauern.

Ich muſs gestehen, trotz aller fremdartigen, selbst störenden Momente hat der Besuch des Lappenlagers den gröſsten Eindruck auf mich gemacht: es war wie ein Blick in die fernste Vergangenheit unseres Kontinents. So haben einst auch unsere Voreltern gelebt, so in Felle gekleidet, so auf den Tierfang ziehend oder das Renn züchtend, in solchen Erdhöhlen (über der Erde) wohnend, so um das Feuer kauernd. Wir wissen nicht, ob auch

bei ihrem Herde die Sar-Akka, die Göttin der Familie, gesessen, die Thürgöttin (Uks-Akka) das „Licht ausgeblasen“ hat, wenn dieses vom Luftstrom verlöschte;*) aber auch sie haben sich ebenso in dem Schutz der Götter gefühlt, abhängig von den dämonischen Gewalten, ebenso bedroht und nach Freiheit von der Wolfsnot verlangend, und fast ebenso wunschlos. Von der Schilderung des Tacitus ist noch jetzt eine Wahrheit, was er von der Wohnung der Lappen in ihrem Sommerzelt (Goatte), ihrer Abneigung gegen den Pflug und gegen ein festes Dach berichtet.**) Aber ungleich dem Indianer Nordamerikas, fügt sich ein Lappe nach dem andern der unerbittlichen Kultur. Schon ragt aus mancher Gamme in Finmarken ein eiserner Schornstein; eine Fensteröffnung mit weifsen Gardinen durchbricht die Torfwand. Vielleicht, wenn sie einst ganz verschwunden ist, wird man Villen im Gammenstil erbauen, nach Art des Pantheon in Rom, das ein Lappe unbedenklich für lappisch erachten möchte. In der That ist die Gamme der Urtypus aller Häuser, nämlich die Erdhöhle, und das Wort selbst bedeutet, wie das lateinische humus, homo, das deutsche Gam (Bräutigam) nichts Anderes als das gleiche sanskritische Urwort Gam: Erde. — —

Es war nach Mitternacht, als wir nach Tromsö zurückkehrten. In dem Thale wehte es eiskalt von

---

*) J. A. Friis, Lappisk Mythologi. Christiania 1871, Seite 93.

**) Tacitus, Germania, Cap. 46.

den Schneefeldern, die hohen Thalwände verdeckten die Mitternachtssonne. Als wir aber aus dem schweigenden Birkenwald traten, lag der Sund sonnig mit tausend Lichtern vor uns. Dunkel ragten die groſsen Nordlandsdampfer auf: unser Kong Karl und der Jonas Lie, eine Korvette mit den von Jan Mayen soeben eingetroffenen norwegischen Naturforschern, denen ich später noch einmal in Bergen begegnen sollte.*) Im Norden schwammen die Skulgamstinder in einem unbegreiflich durchsichtigen, rötlich-gelben Sonnenduft, im Süden spiegelten sich die Schneefelder des Bensjortind in der tintenblauen Flut. Auf den Grasplätzen saſsen die Menschen und staunten froh den leuchtenden Himmel an. Niemand von uns sprach ein Wort, als wir in dem harrenden Boot über den Sund fuhren und die Mitternachtssonne über der fernen Alpenkette höher aufstieg.**)

Wie überall in Norwegen verlassen die groſsen Dampfer die Hauptorte bald nach Mitternacht. Ich erwachte in der Frühe des nächsten Morgens von dem

*) Im Jahre 1893 folgte ich ebenso bis Hammerfest den Spuren des kühnen Frithjof Nansen auf dessen Fahrt nach dem höchsten Norden.

**) Im Sommer 1893 sah ich dieselbe Szenerie bei 2⁰ Wärme. Aber leichtgekleidete Mädchen fuhren in birkenzweig-geschmückten Kähnen um unsern „Jupiter" und sangen allerlei schöne Lieder, bis endlich der Nebel des Eismeeres hereinbrach und alles in sein dichtes Tuch einhüllte.

Rasseln der Ankerkette, eilte auf Deck und fand uns in einem dichten Nebel, der in langen, milchigen Schwaden über die metallisch glänzende Wasserfläche zog. Er kam durch den breiten Fuglösund, also direkt aus dem Eismeer, bedeckte das Wasser aber in keiner bedeutenden Höhe, da die Sonne von Zeit zu Zeit den Nebel durchbrach und dann die Schneeberge der Vandö und Arnö visionsartig über ihm erschienen. Trafen die Sonnenstrahlen die Nebelwand, so bildete sich auf ihr ein wunderbarer weifser Bogen, von Regenbogenfarben nur leicht angehaucht. Der freundliche Lotse nannte ihn einen Skodde-Bue (Nebelbogen) und den Nebel selbst einen Godveirs-Tåge, der schönes Wetter verspreche. Auf meine Frage, warum wir nicht wenigstens mit verminderter Geschwindigkeit weiter führen, lächelte er: das Fahrwasser wäre unrein und daher die Fahrt gefährlich.

Ob denn ein Anstofsen an eine Schär unter allen Umständen schlimm wäre?

Nun — erwiderte er — denken Sie sich, dafs wir in diesem Augenblick an eine Klippe liefen; nach drei Minuten würde von dem ganzen Schiffe nichts weiter übrig sein, als ein paar schwimmende lose Gegenstände und vielleicht ein paar darangeklammerte Menschen.

Diese Äufserung sollte eine merkwürdige Illustration bei unserer Rückfahrt erhalten. Als wir uns nämlich fast genau auf derselben Stelle befanden, diesmal aber in einem abscheulichen Regenwetter, erblickten wir plötzlich zwei mit vielen Menschen besetzte Boote, welche uns anriefen. Es war die Besatzung eines grofsen

schwedischen Dampfers Bylgia, welcher, mit Hafer beladen, von Archangel nach Hull bestimmt, etwa hundert Kilometer weiter nördlich auf eine Schär der Gåsene (Gänse) gelaufen war, in einem ähnlichen Nebel, wie wir ihn erlebt hatten. Das Schiff — so sagte mir der Bootsmann — wäre von einer Woge gehoben und von einer blinden Schär gleichsam aufgespieſst worden. Die Mannschaft befand sich seit siebenzehn Stunden in den offenen Booten unterwegs und begrüſste uns als Retter. Sie bestand aus achtzehn Männern und zwei weiblichen Kajütendienstboten — einen braunen Hund nicht zu vergessen — und hatte, auſser einigen Kleidern der Matrosen, nichts gerettet als eine Wanduhr, welche einer der Leute zufällig mitgenommen. Ein solches Ereignis ist auf See immer eine Art Fest; wenigstens war es für uns eins, mit den halbverhungerten Menschen an einem Tische zu Abend zu essen und ihren einfachen Worten zu lauschen. Als ich auf das Deck kam, machte die Szenerie auf mich nun doch einen ganz andern Eindruck als bei der Hinreise. Also war es doch keine bloſse Lusttour! Mein Blick fiel auf den Hund, der unbeweglich neben der Uhr lag. Da diese eine amerikanische Achttageuhr war, so tickte sie auch jetzt ruhig weiter, als ob sie die ganze Sache nichts anginge.

Die Leute hofften von der Bylgia noch manches retten zu können, wenn nur von Tromsö sofort ein Dampfschiff nach den Gåsene ginge. Dies geschah in der That. Wie wir später erfuhren, hatte das Rettungsschiff die Bylgia aber nicht mehr vorgefunden. Sie war be-

reits zerschellt. Den Kapitän derselben traf noch ein ganz besonderes Unglück. Er fiel, bald nachdem er unser Schiff betreten hatte, die Kajütentreppe hinab und brach ein Bein. So mufste er in Tromsö verbleiben und seine Mannschaft weiter ziehen lassen.

Auf der ganzen Nordlandsfahrt giebt es unbestritten keine andere Stelle, welche sich an erhabener Gröfse mit der bei der Arnö und Kågö (Kågen) vergleichen liefse. Im Norden erblickt man die herrliche Fuglö, eine der schönstgeformten Inseln dieses Archipels, und durch die breite Meerenge Fuglö-Sveet — ein Meerauge — den Horizont des Eismeeres. Im Süden streckt sich der grofse Gebirgszug am Lyngenfjord wie ein Riesenfinger etwa neunzig Kilometer weit in das Meer, ein einziger Eis- und Schneewall, aus dem eine ganze Reihe von Spitzen eintausend fünfhundert bis über eintausend siebenhundert Meter aufsteigt. Bei der klaren Luft schauen wir unbeschränkt in diese eisstarrende Alpenwelt, die sich von dem steil abfallenden Vorgebirge Lyngstuen mit dem Pipertind, dem Goatzegaise, dem Kopangs- und Fastalstind, sowie den ungeheuren Kjostinder, aufbaut, um beim Lyngseid plötzlich auf fünfzig Meter herabzusinken, dann sofort wieder im Goaltzevarre eintausend zweihundert und fünfzig Meter, im Jäggevarre aber noch bis zweitausend Meter aufzusteigen. Da die Schneegrenze hier etwa sechshundert Meter hoch ist, so erscheint der gröfste Teil des Gebirgszuges blendend weifs. Wir streiften gleichsam nur mit unserem Blick diese Szenerie um den Lyngenfjord, die manchem Leser vielleicht aus

Mügges Afraja bekannt ist. Wer sie näher kennen lernen will, fährt mit dem Tromsöer Lokalboot nach Skibotten oder nach dem Lyngseid.

Uns wurde an jenem Morgen noch eine besondere Überraschung zuteil, indem wir uns im Nebel der eintausend zweihundert Meter hohen Kågö näherten, ohne sie zu erblicken. Aber gerade als wir ihr im Norden ganz nahe gekommen waren, zerriſs der Nebel, und die ungeheure Masse, mit einem zwischen die Felswände eingepreſsten und dann plötzlich aufgestauten Gletscher — eine erstarrte Thräne (Forbes) —, hing über unserem Schiff. L. von Buch sagt von der Kågö: Die Ansicht der Insel hat von hier aus etwas Fürchterliches; die Schichten streichen von Süden nach Norden und fallen stark nach Westen. Deswegen stehn die Abstürze gegen Osten wie ungeheure, ganz glatte und senkrechte Wände, die sich eine über die andre erheben. Oben ist der Grat wie eine Messerschärfe und der Schnee kann sich nur auf einzelnen Absätzen halten. — In Norwegen fallen die Ufer gewöhnlich ebenso steil unter dem Wasser ab, wie sie in dasselbe hinabstürzen. Die gröſsten Schiffe nähern sich daher solchen Felsinseln ganz rücksichtslos.

Von jetzt ab giebt es, im malerischen Sinne, kein Aufsteigen mehr; die Natur hat den Höhepunkt erreicht. Was später folgt, der weit ins Eismeer vorgeschobene Loppen (der Floh), der Bergsfjord und Öksfjord, beide mit einem groſsen, vom Jökelfjeld kommenden Gletscher, ist nur noch wie ein Ausklingen der Szenerie um den

Lyngenfjord. Noch landen wir in Hasvik auf der Sörö, fahren an den Gletschern Seilands vorbei und werfen im Hafen von Hammerfest, „der nördlichsten Stadt der Erde“, Anker.

In der Frühe sollte es weiter gehn. Neben unserem Boote lag ein anderer Karl, dessen Kapitän meine norddeutsche Heimat sehr gut kannte und ein vortreffliches Deutsch sprach. Aber sein Schiff war ganz mit Birkenzweigen geschmückt, so dafs man auf Deck wie in einer Laube safs, und am Mast hing ein grofser grüner Laubkranz. Das bedeutete: bei der am folgenden Morgen veranstalteten Lusttour (in das Eismeer) werde ein junges Hammerfester Brautpaar zum ersten Mal dabei sein.

Bei meiner Rückkehr von Vadsö fand ich das Boot mit einem gleichen reichen Schmucke versehn; und da man sich im einsamen Hammerfest leichter verlobt als anderswo, so fürchte ich allerdings für den Bestand des nördlichsten Birkenwaldes der Erde, wie man hier ein unscheinbares Wäldchen genannt hat.

Ich besuchte damals die Meridiansäule (Meridianstötten) nördlich von Hammerfest, auf der kleinen Halbinsel Fuglnäs, woselbst man in lateinischer und norwegischer Sprache lesen kann, dafs sie das nördlichste Ende eines Meridianbogens ist, welchen die Herrscher Russlands und Schweden-Norwegens von 1816 bis 1852 haben messen lassen. Die nördliche Breite dieses durch eine granitene Säule mit bronzener Armillarsphäre bezeichneten Punktes beträgt 70^0 40′ 11,3″. Edward Sabine machte hier 1823 seine berühmten Versuche mit dem Pendel

Von hier wanderte ich wieder nach Hammerfest zurück und durch ein kleines grünes Thal, in welchem die Villen der Hammerfester Kaufleute stehn,*) zu dem Aussichtspunkte Tyven (die „Höhe“), einem dreihundert und fünfundsiebzig Meter hohen Felskopf des öden Fjeldes. Nach einer kleinen Stunde, durch Fels, Birken- und Weidengestrüpp steigend, war ich zum Fuſse dieser kahlen, schneebedeckten Höhe gekommen, einem kleinen Thale, welches von den Strahlen der Sonne wie ein Ofen erwärmt war. Eben im Begriff ein Schneefeld hinaufzusteigen, hörte ich das laute Grunzen einer Renntierherde auf dem Schnee, duckte mich schnell hinter einen Felsblock und beobachtete nun vorsichtig die schon etwas scheu gewordenen Tiere. Namentlich die Kälbchen wendeten so graziös die Köpfe zur einen und zur andern Seite, daſs ich ihnen gern eins auf den Pelz gebrannt hätte. Plötzlich trat ich vor, und nun stob die ganze Herde auseinander und verlor sich auf dem Fjeld. Offenbar waren es zahme, also auch gezeichnete Renntiere, welche den Ansiedlern am Hemfjord, unten am Fuſse des Tyven, oder mindestens einem Lappen gehörten, der irgendwo in der Nähe sein mochte.

Nun stieg ich den Tyven hinauf. Er besteht unten aus Gneis, oben aus Schiefer. Im Schutze des Varde lagerte ich am Boden und überschaute die Landschaft, welche an erhabener Gröſse wohl den gerühmtesten

---

*) Seit 1893 auch ein Elektrizitätswerk, welches die Stadt in der langen Winternacht beleuchtet.

Aussichtspunkten Europas nicht nachsteht. Der Berg fällt nach Westen fast senkrecht zu einem Vorlande ab, das sich mit einer Felszunge in das Meer erstreckt, als wollte es eine Brücke nach der grofsen Gletscherinsel Seiland schlagen. Aber es fehlt hierzu ein Stück, und so ist ein Sund geblieben, Strömmen (der Strom) genannt, über welchen die Renntiere hinüber nach Seiland schwimmen, um dort zu übersommern. Gewaltig tritt drüben diese Insel mit ihren Schneebreiten und Gletschern auf, weiter die gezackte Sörö; dann aber folgt der unermessene Horizont des Eismeeres. Hammerfest ist hier unsern Blicken entschwunden. Mitten in dem von Seiland, der Sörö und der Kvalö (darauf wir uns befinden) gebildeten Meeresbecken liegt der seltsam gestaltete Håjen (der Hai), eine von Osten sanft aufsteigende und nach Westen plötzlich steil abfallende Insel. Die Kvalö selbst ist nichts als eine braune, farblose Gebirgswüste mit unzähligen Seen, und von Schneefeldern gefleckt.

Ich blieb eine Stunde hier, trotz der blutgierigen Mücken, welche mich umsummten, und erfrischte meine von der ungeheuren Schau ermüdeten Augen, indem ich gelegentlich den Pflanzenteppich betrachtete, welcher die Höhe des Tyven bedeckt. Es bedurfte sicher vieler Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte, um diese einen halben Zoll dicke Mooshülle zu bilden.

Obwohl es schon ziemlich spät am Abend war, stand die Sonne doch noch hoch über dem Meere. Einmal wurde sie von einer vorüberziehenden Wolke bedeckt; aber ihr Spiegelbild unten im Wasser er-

strahlte um so herrlicher, als eine blendende, wundervolle Ellipse.

Nichts unterbrach die Stille hier oben, als das Rauschen eines kleinen Flusses im Süden und eines andern im Norden, und dann und wann der unterdrückte Schrei eines versteckten Vogels. Zuletzt zog ein von der Sonne durchleuchteter Nebelschleier vorüber. Nun wälzten sich vom Eismeere schwere blaugraue Nebelwolken heran und mahnten zum Aufbruch.

Wenn man Hammerfest verläſst, fährt man gleichsam aus Europa hinaus; die Höhen haben schon vorher ihren alpinen Charakter verloren; sie werden jetzt niedriger, einförmiger und fast ganz vegetationslos. Unabsehbare Plateaus bilden eine dem Horizont parallele Linie, um als Näringen (das lappische Njarg, Nase) meist senkrecht in das Meer zu stürzen. Von diesen drei- bis sechshundert Meter hohen Bergflächen gehen einförmige Thalfurchen aus, fast alle unbewohnt und bis in den Sommer mit Schneefeldern bedeckt. Es giebt hier keine Gletscher mehr, kaum noch Flüsse. Das Meer ist besäet mit Inselbrocken, oft in den phantastischen Formen von Stäben (Stapper), den Resten des einstigen, von den Fluten fortgewaschenen Festlandes. Kaum erblickt man noch ein Seeschiff, es sei denn die eigentümliche dreimastige Lodje der Russen, welche von Archangel Weizen bringen, um dafür den eingesalzenen Sei (Gadus virens)

einzutauschen. In den Häfen der groſsen Fjorde östlich vom Nordkap hört man neben dem Norwegischen die Sprache der Lappen, der Qväner (Finländer) und Russen. Längst hat die Acker- und Wiesenkultur aufgehört. Die Leute liegen in ihren Booten dem Fischfang ob und fangen den Sei zu vielen Tausenden, ihn im Boote selbst ausweidend. Wenn sie dann unaufhörlich eine Flüssigkeit ausschöpfen, so ist es nichts Anderes als das Blut der getöteten Fische.

Gjesvär ist die letzte Station vor dem Nordkap, weit in das Eismeer vorgeschoben, mit ausgesprochen arktischem Charakter. Unermeſsliche Scharen von Wasservögeln, wilden Enten, Möven, Skarver (Phalacrocorax Carbo) erfüllen die Luft, schwimmen auf der ewig bewegten Flut. Der Fisch ist das ersehnte Ziel auch der Vogelwelt. Hier, wo die Planzenwelt aufgehört hat, wenigstens nicht mehr in Betracht kommt, handelt es sich nur noch um animalische Interessen; das Niedere wird vom Höheren verzehrt. Die jungen Dorsche fressen die winzigen Seekrebse, werden aber ihrerseits von den Quallen (Maneter) verspeist. Erwachsen sind sie die Herren, bis sie im Menschen ihren Meister finden. Sie verfolgen den übelriechenden Lodde (Osmerus Arcticus) und den Häring (Clupeus Harengus); diesen beiden folgt aber auch der Wal, während über einem solchen schwarzglitzernden Häringszuge zugleich Tausende von Seevögeln lauern und — wie die Edda sagt — nach Fischen weiden. Ich habe auf den Lofoten einmal Moose beobachtet, die sich über ältere legten, das heiſst die ältere Schicht ver-

schlangen und aus ihr Nahrung sogen. Aber ein so gieriges Tiermorden wie an den Küsten Finmarkens habe ich nirgends sonst erlebt.

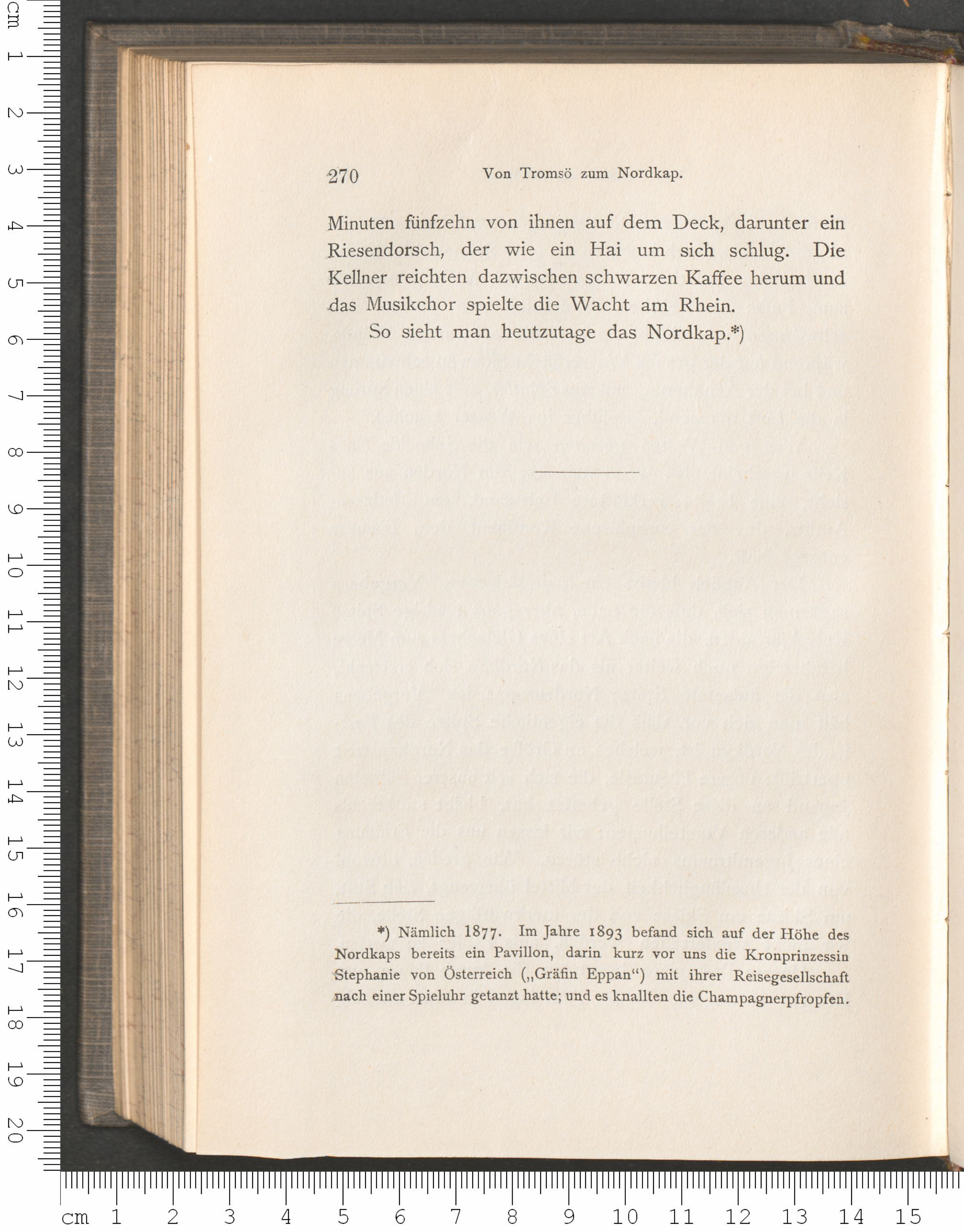
Die groſsen Hamburger Postdampfboote fahren, nach ihrer Route, sonst südlich um die Magerö, so daſs man das Nordkap nicht zu sehen bekommt; nur ausnahmsweise ist es dem Kapitän gestattet, den Kurs nördlich um das Kap zu nehmen. Die groſse Zahl der Reisenden — wir freilich meinten die Anwesenheit der jungen Capitana — begründete diesmal glücklicherweise die Ausnahme. Nun erst verläſst man die Inselwelt; rechts bleiben zwar die scharfabgeschnittenen Berghöhen der Magerö nahe, zur Linken hindert aber nichts mehr den Blick auf das weite Meer. Wir befinden uns in der nördlichen Breite von Novaja Semlja und des Wrangellandes im sibirischen Eismeer, nämlich in 71° 10′. Verlängern wir unsern Meridian, so trifft er im Norden auf das Nordostland Spitzbergens, im Süden auf Smyrna. Mit gespannten Blicken schauen wir nach Osten, wo hinter dem letzten Vorberge das Nordkap auftauchen soll. Endlich tritt es hervor, wie ein ungeheurer liegender Keil (Longfellow), eisenschwarz, von keinem Sonnenstrahl getroffen, sich in der bleiernen Flut spiegelnd. Die See scheint ganz ruhig, die am Kap aufspritzenden Wogen zeigen aber genügend, daſs dieses Eismeer in einem ewigen Wogen und Wallen ist. Tiefe Furchen und Rinnen stürzen nach Art von Kaminen überall senkrecht hinab zu der Brandung, welche an einem Wall groſser, übereinander getürmter Blöcke und Felsplatten aufschäumt. Oben ist der zweihundert

fünfundneunzig Meter hohe Bergzug wie mit einem Messer abgeschnitten, doch leuchten ein paar Schneefelder herab. Auch einige der tiefen Runsen bergen noch Schnee bis zum Fuſse der Höhe. Tausende von Möven umschwärmen wie Schneeflocken die schwarzen Wände, während auf der grauen Wasserfläche Skarven schwimmen und bei der Annäherung unseres Schiffes, erst einen Sprung in die Luft machend, kopfüber ins Wasser tauchen.

Was von Westen gesehen wie die Schneide eines Keils erscheint, ist, wenn man es vom Norden aus ansieht, eine breite zerklüftete Felswand, ein Medusen-Antlitz, das der europäische Kontinent dem Eismeer entgegenhält.

Der Anblick bleibt ein majestätischer. Vergebens sagt man sich, daſs die nahe, aber ganz niedrige Spitze Knivskjärodden, die nach Art eines Gletschers zum Meere herabsteigt, noch weiter als das Nordkap sich erstreckt, also die äuſserste Spitze Nordeuropas ist. Vergebens hält man sich vor, daſs die eigentliche Spitze des Festlandes Nordkyn ist, welches an Gröſse das Nordkap weit übertrifft: unsere Phantasie, die sich seit unserer frühesten Jugend an diese Stelle geheftet hat, bleibt stärker als alle anderen Vorstellungen: wir lassen uns die Erfüllung eines Jugendtraums nicht stören. Wir greifen, obwohl von der Unzulänglichkeit der Mittel überzeugt, zum Stift, um Skizze um Skizze von der merkwürdigen Stelle, die wir nicht wiedersehen werden, aufs Papier zu werfen.

Unsere Passagiere benutzten die kurze Pause, um Dorsche zu angeln. In der That lagen in etwa zwanzig



Minuten fünfzehn von ihnen auf dem Deck, darunter ein Riesendorsch, der wie ein Hai um sich schlug. Die Kellner reichten dazwischen schwarzen Kaffee herum und das Musikchor spielte die Wacht am Rhein.

So sieht man heutzutage das Nordkap.*)

---

*) Nämlich 1877. Im Jahre 1893 befand sich auf der Höhe des Nordkaps bereits ein Pavillon, darin kurz vor uns die Kronprinzessin Stephanie von Österreich („Gräfin Eppan") mit ihrer Reisegesellschaft nach einer Spieluhr getanzt hatte; und es knallten die Champagnerpfropfen.

VI.

Nach Vadsö.

Die Möweninsel (Magerö) bildet ein krauses, von Thälern durchschnittenes Plateau, welches nach allen Seiten steil zum Meere abfällt. Von dem Hauptmassiv erstrecken sich, wie die Arme eines Seepolypen, langhingestreckte Halbinseln, welche zusammen immer eine Art Bergzirkus bilden. Eine dieser Halbinseln ist von der Hauptinsel durch ein ganz niedriges Eid (Landenge) getrennt, nämlich die östliche, darauf Kjelvik liegt, so daſs es nur einer geringen Erhöhung des Meeresspiegels bedürfte, um sie zu einer wirklichen Insel zu machen. Auch die beiden Vorberge dieser Halbinsel gliedern sich wieder zirkusartig; namentlich der östliche, dem Nordkap folgende, welcher den kleinen See Öpnan umschlieſst. Dieser See würde einen vortrefflichen Zufluchtshafen für die vom Eismeer her ewig bedrohten Fischerboote abgeben, wenn man den niedrigen Felsriegel, welcher den See vom Meere trennt, sprengen wollte. Aber in Nor-

wegen steht allen solchen Unternehmungen noch immer die Res angusta domi entgegen; auch thut der norwegische Bonde nicht eben gern den etwas schlanken Staatssäckel auf. Man hätte besser gethan, das Geld, welches die Denksäule hoch oben auf dem Nordkap, gekostet hat, zur Anlage eines solchen Rettungshafens zu verwenden. Aber im Norden spielen die Romantik, und die dem germanischen Charakter eigene Phantasie noch immer eine große Rolle; vom Sachsenkönig Alfred ab, welcher einst Other zur Erforschung dieser Küsten absandte, bis auf den vierten dänischen Christian, der im Mai 1599 Finmarken besuchte, und den König Oskar II. welcher, dem romantischen Vorgange Christians folgend auf einer norwegischen Fregatte und mit großem Gefolge, im Sommer 1873 eine Reise nach dem Nordkap unternahm, bevor er sich in Drontheim die norwegische Königskrone aufs Haupt setzte.*) Während aber König Christian sich damit begnügte, in Vardöhus seine Anwesenheit am 29. Mai 1599 durch eine lateinische Inschrift an einem Holzbalken — welcher König Oskar am 3. Juli 1873 sein Vidi beifügte — zu konstatieren, errichteten die Freunde des Letzteren, schon vor dessen Ankunft auf dem Nordkap, eine Denksäule in Form eines Obelisks, und weihten dieselbe in Gegen-

*) Die dabei gehaltenen Reden und anderes Interessante findet man gesammelt in dem hübschen Buche von Professor J. A. Friis: Hans Majestät Kong Oscar II. Reise i Nordland og Finmarken, Aar 1873. Christiania 1874.

wart des Königs mit einem Champagnerfrühstück ein. Die Stötte trägt die Inschrift: Kong Oskar besteg Nordkap den 2den Juli 1873.

Auch in der bei derselben Gelegenheit eingeweihten Kirche in Südvaranger am Jacobselv, welche die Norweger Oskar II. Kapel benannt haben, ist an der Stelle, wo der König in der Kirche gesessen hat, eine Tafel angebracht mit der Inschrift: Kong Oskar II. hörde Guds Ord her den 4. Juli 1873.

Wie mag der feingebildete Fürst über diesen Diensteifer der stolzen Normännner gelächelt haben!

Wir fuhren vom Nordkap weiter nach Kjelvik, einem sturmumbrausten Hafen der Magerö, umgeben von starren, über dreihundert Meter aufsteigenden Schieferbergen, deren Schichten aufgeblättert daliegen, wie ein Buch. Früher befand sich hier die Wohnung des Pfarrers. Als aber vor etwa achtzig Jahren die hierher berufenen Geistlichen, drei hintereinander, in wenigen Monaten, ja Wochen, am Skorbut starben, sah man sich doch genötigt den Pfarrsitz weiter südlich nach Kistrand auf dem Westufer des Porsangerfjordes zu verlegen.

Nach diesem Kistrand, als seinem neuen Heim, zog unser junge Geistliche mit seiner jungen Gattin, nachdem er den letzten Winter als Stiftskapellan unter den Fischern auf den Lofoten verlebt hatte; und nach dem, was er uns unterwegs von Kistrand erzählt hatte, mufsten wir wohl glauben, dafs es ein kleines, stilles Paradies wäre, in dessen köstlichem Birkenwalde nichts als Glück und Freude wohne. Als wir nun gegen Abend dorthin

kamen und die einsame Landschaft sahen auch den Birkenwald, welcher aus einigen Bäumchen bestand, unten am Strande die kleine Kirche, dazu das einsame Haus des Pfarrers und des Distriktsarztes und ein paar Fischerhütten, da fiel es uns doch allen schwer aufs Herz; und vielleicht am schwersten dem jungen Paar. Wie immer, waren die im Boot herankommenden Norweger, der begrüſsende Arzt, die Ruderer, ganz still. Das junge Paar stieg ab, ein paar Kisten wurden hinabgelassen; dann stieſs das Boot ab und wir sahen ihnen hüteschwenkend nach. Ich muſste an den Pfarrer Brand*) denken und seine Agnes, welche in einer andern landschaftlichen Wüste wohnten und ihren Alf verloren. Denn — wie ich nun schon wiederholt erwähnt habe — in Norwegen kann man niemals reisen, ohne an seine groſsen Dichter erinnert zu werden, deren ganzes Sinnen und Sagen diesem wunderbaren Boden und diesem vielleicht noch wunderbareren Volk entsprungen ist; immer die Wahrheit jenes alten Ausspruchs bestätigend, daſs alle ächte Poesie doch nur in dem engen Rahmen einer bestimmten Nationalität zu finden ist. Denn ein Gedicht muſs den Erdgeruch seiner Heimat haben.

In neuester Zeit hat dieses wieder Björnson bewiesen, der so lange im Irrgarten der Politik ruhelos Umhergetriebene, als er, seine Kraft von neuem sammelnd, jenes wundersame Drama dichtete, welches den Titel: Over

---

*) H. Ibsen, Brand, dramatisches Gedicht, Reclam's Universal-Bibliothek.

Evne (Über die Kraft)*) führt. Man glaubt die gewaltige, herbe, und doch so anheimelnde Natur des norwegischen Nordlandes vor sich zu haben; diese Welt mit ihren vernichtenden Wettern, mit der Polarnacht, und wieder mit der Stille ihrer Mittsommernächte, wenn man von diesem Pfarrer liest, welcher als Wunderpastor Kranke nah und fern heilt, und alles doch nur durch die Kraft seines Glaubens und seiner Liebe. Wer nicht das norwegische Nordland gesehn, nicht über diese grofsen Fjorde Ostfinmarkens gefahren ist, vermag eine solche Dichtung kaum zu verstehn. Vielleicht bezeichnet man die allem Wunderbaren geneigte Stimmung, welche uns hier überkommt, am richtigsten als ein wachendes Träumen, oder als ein bewufstloses Tagwandeln. Zumal am Abend, wenn die Sonne hinter der tiefblauen Wolkenbank im Norden steht, der ganze Fjord nichts ist, als ein metallen glänzender Spiegel, die fernen einförmigen Bergzüge aber, in ein durchsichtiges Rosenrot getaucht, alle Körperlichkeit verlieren und nur noch leichten Wolkenzügen gleichen: dann empfinden wir vielleicht annähernd wie jener Geistliche und seine Kranken. Es geht ein elementarer Zug durch eine solche Seele wie durch diese Natur, wo der Mensch vereinzelt auftritt, sein Werk verloren in die ungeheure Einsamkeit blickt, und der Himmel sich unermefslich hoch über ihm wölbt. Als ich zum Nordkap fuhr, glaubte ich das Geheimnis dieser Natur zu ahnen; es erschlofs sich mir erst auf diesen ostfinmarkischen Fjorden,

*) Erschienen in Reclam's Universalbibliothek.

die endlos und unübersehbar, tief in das fast unbewohnte Land eindringen und sich im Norden alle nach dem insellosen Eismeer öffnen. Westlich vom Nordkap zerbröckelt das Land in eine Inselwelt, welche sich im Ozean verliert; hier dagegen schneiden die Küsten scharf nach Norden ab. Dicht nebeneinander liegt das wüste, ewig drohende und seine Nebelschauer hineinsendende Eismeer, und der stille, ganz von der Sonne durchleuchtete, warme Fjord. Dieser Gegensatz ruft die traumhafte Stimmung hervor, von der wir uns sonst keine Rechenschaft zu geben vermögen. Wir stehn wie vor einem Geheimnis. Unwillkürlich gedenkt man der Sage der alten Skandinavier, daſs die Erde sich von hier nach Norden hin zu dem groſsen Weltenabgrund Ginungagab hinabsenke.

Schon der Naturforscher Keilhau, welcher im Sommer 1827 hier war, sagt Seite 82 seines schönen Werkes,*) vielleicht des besten, was über den skandinavischen Norden geschrieben ist:

Diese Abende und Nächte waren von einer unvergleichlichen Schönheit. Um Mitternacht ging die Sonne gerade über der breiten Mündung des Fjordes unter und warf ihre Strahlen über die weite Wasserfläche, welche in lichten Schwingungen über die Steine am Strande rauschte. Die Felsen, an welchen ich oft mein Zelt aufschlug, waren von einer ausgesuchten Schönheit; denn an ihrer Brust prangten Bukette der üppigen Rhodiola und

*) Reise i Öst- og Vestfinmarken, Christiania 1831.

Guirlanden der violeten Saxifraga. Von dem dichten, überhängenden Moosdach tropfte überall das klareste Wasser, zuweilen kleine Kaskaden bildend. Ging ich schliefslich in mein Zelt, um zu schlafen, so befand ich mich unter dem Zauber jener einschläfernden Traumwirkung, welche das Anschauen einer uns ruhig entgegenwogenden Wasserfläche hervorzurufen pflegt. Obwohl die Sonne in mein Zelt schien, schlief ich doch immer bald ein, eingewiegt von dieser traumhaften Szenerie, dem Rauschen der Quellen und dem Spiel der Wogen auf den Kieseln. —

Wir passierten in der Frühe eines kalten, nebligen Morgens den grofsen Vogelberg von Svärholt, der fast ausschliefslich von Möwen (Larus tridactylus) bewohnt wird. Das Boot hielt nahe dem etwa dreihundert Meter hohen Schieferfelsen, dessen Terrassen dicht, wie mit weifsen Perlenschnüren, besetzt waren. Schon flogen Tausende der Vögel in der Luft, als ob sie nichts Gutes ahnten: ein verschwindend kleiner Bruchteil der grofsen Zahl der Vögel, welche hier geboren werden, nisten, sterben oder, gefangen, tonnenweise als Viehfutter dienen. Schätzt man ihre Zahl auf viele Millionen, so läfst sich darnach ermessen, wie viele Fische täglich allein von diesem Vogelberge verspeist werden. Jedes andere, als dieses vom Golfstrom erwärmte Polarmeer, müfste hier schliefslich versagen.

Noch lagen wir still, aber es schwirrte zu allen Seiten, über und neben uns; die Luft voller Schreie wie die Dantische Hölle:

Come i gru van cantando lor lai.

Der „fliegende Holländer“ erprobte sein Dreysesches Gewehr an einer allein flatternden Möwe; sie liefs einen Flügel hängen und sank wimmernd ins Meer.

Aber schon wurden die beiden Böller abgeschofsen, welche Kong Karl für die finmarkischen Vogelberge in Bereitschaft hat: und nun erhob sich von den verschiedenen Stufen des Berges eine weifse Wolke, welche den ohnehin dunklen Himmel verfinsterte und die Landschaft gleichsam in ein dichtes Schneegestöber hüllte. Neue Schüsse folgten und eine zweite Wolke erhob sich, vielleicht noch gröfser als die erste und noch dichter. Vor diesem weifsen Schleier flogen die uns nähern Möwen hin und her wie flatternde Lichter. Wo der Schleier gleichsam zerrifs, erblickte man die schwarzen Schieferstufen des Berges und sah nun, dafs auch alle diese aufgeschreckten Möwen nur einen kleinen Teil der ganzen ungeheuren Zahl von Vögeln bildeten. Die ruhenden Möwen, wahrscheinlich die brütenden, safsen apathisch da und liefsen sich selbst durch den fürchterlichen Ton der Dampfpfeife nicht bange machen.

Die Luft war während dessen von einem einzigen Schrei erfüllt, der sich mit nichts vergleichen läfst. Vorn ein Kreischen einzelner Vögel, das sich weiter in ein allgemeines Heulen und Brausen verlor. Ein Reisender verglich es mit dem Wimmern einer Dampfmaschine, ein anderer mit einem brausenden Meeressturm, ein dritter mit dem Lärm der Pariser Börse, wenn man oben auf einer der Galerieen stehe.

Ich habe diesen Vogelberg auf meiner Hin- und Rückfahrt gesehn und halte dafür, daſs er das Merkwürdigste ist, was man auf einer Finmarkenfahrt zu sehn bekommt.

Hinter diesem Berge wohnt sein Besitzer, ein Landhändler, wie es hier heiſst, der einzige Ansiedler in der meilenweiten Wüste des öden Spierte Njarga, welcher den Porsangerfjord von dem Laxefjord trennt, aber von gröſster Bedeutung für die Fischer, denen er Tabak und den unentbehrlichen Kaffee liefert.

Der ruhige, stille Mann kam hier an Bord, um zu einem Fischervär zu fahren und erzählte mir von einer Feuersbrunst, welche ihn einst nachts in der Weihnachtszeit, also im tiefsten Winter, betroffen hatte. Alles war abgebrannt, auſser der Krambude, in welche die Hausgenossen sich, so gut wie nackt, hatten flüchten müssen. Hier rettete sie vor dem Erfrieren ein kleiner eiserner Ofen, und vor dem Verhungern der Vorrat an Rosinen, Zucker und anderen Waren. Erst nach einer Woche hatten zufällig vorüberfahrende Fischer ihre verzweifelte Lage erkannt und ihnen Hilfe gebracht. Aber eines der Kinder war doch den Leiden erlegen, und alle übrigen Personen (nur nicht das kleinste, noch dazu ganz nackte Kind) hatten noch lange an den Folgen dieser fürchterlichen Tage zu leiden gehabt.*)

---

*) Der Mann erzählte auch von den vielen Walfischen, die früher in seiner Bucht gespielt hätten (jetzt sind sie verschwunden) und den groſsen Mahagoniblöcken, die oft hier anlanden, nachdem sie, von Westindien kommend, den ganzen Ozean durchschwommen haben.

Wenn aber jemand fragt, wie es denn überhaupt möglich ist, daſs hier Menschen wohnen, da doch die Erde so groſs ist? So erwidere ich, daſs diese Menschen gleichsam nur die Pioniere einer nicht sehr fernen Zukunft sind, wo Europa seinen Überschuss nicht bloſs an diesen Küsten, sondern weiter im Norden, auf Spitzbergen, Grönland und Nowaja Semlja, ansiedeln wird. Denn wir stehen ja erst an der Schwelle dieser Zukunft. Dem Altertum erschien die Nord- und Ostsee vielleicht schrecklicher, als uns dieses Eismeer. Kein noch so herbes Klima wird den Menschen hindern, sich in fernen Regionen niederzulassen, wenn es sein Vorteil erheischt. Es giebt kein nordisches Klima, dessen schädlichen Einflüssen der Mensch nicht vorzubeugen wüſste. Schon vertreiben sich die unternehmenden Abenteurer die Länge der Polarnacht durch ein Liebhabertheater und verlachen bei den ausgesuchten Genüssen der europäischen Küche den Skorbut, welcher früher ganze Expeditionen vernichtete. In Tromsö, in Hammerfest, in Vardö und Vadsö lebt man nicht viel anders als in Mitteleuropa; ja es ist die Frage, ob in einer solchen Abgeschiedenheit das geistige Bedürfnis nicht ganz anders geweckt wird, als in der zerstreuenden Unruhe unserer Städte. L. v. Buch fand im Sommer 1807 in dem einsamen Repvåg am Porsangerfjord den Ariost, Dante, Molière, Racine, Milton und die Blüte der dänischen Dichter; ich sah bei einem Kaufmann in Vadsö auf dem Tische ein Buch über englische Philosophie liegen, für welche derselbe sich — wie er sagte — interessierte. Der Zollinspektor, welcher

mit uns reiste, übersetzte in der langen Winternacht deutsche Bücher ins Norwegische. Die groſsen Hafenbauten in Vardö hat man im Winter bei elektrischem Lichte gefördert.

Wir fuhren über Lebesby in den Kjöllefjord mit den Sandsteinbildungen der beiden Finnenkirchen; dann längs den ungeheuren Felswänden des Tschorgas Njarga zum Nordkyn und in das Eismeer; darauf wieder in den Tanafjord bis zu dessen Botten (Südende), wo der Tanaelv einmündet und das Fahrwasser mit Versandung bedroht. Wieder der traumhafte Gegensatz: dort das Eismeer mit seinem sonnenlosen Himmel, dem ziehenden Nebel und dem Kampf um das Dasein; hier eine heitere, sonnige Landschaft, freundliche Menschen, eine Stätte der Kultur. Noch erzählen die Leute von einer wohlthätigen, überall helfenden und Leiden lindernden Frau Schanke, welche in Guldholmen wohnte, dem guten Genius dieser ganzen Gegend. Auch das ist ein Segen der Einsamkeit; denn ihr entkeimt die wahre Menschenliebe.

Ginge auf dem Tana (einem Namensvetter des Don und der Donau, auch des Dão in Portugal) ein kleines Dampfboot, so könnte man nach Seida und weiter über Land nach Nyborg in der Tiefe des Varangerfjordes fahren. Nun müssen wir noch einmal in das Eismeer hinaus, wo die verschiedenen Vorsprünge des groſsen und einsamen Varjag Njarga sich vorschieben wie Kulissen, und die Szenerie doch immer dieselbe bleibt (Keilhau). Man denke sich eine öde Alpenlandschaft, dreitausend Meter hoch, in ziehendem Nebel, und man hat eine Vorstel-

lung von dieser Küste, auf welcher der Mensch ein Fremdling ist.

In Vardö giebt es wieder kleine Gärten mit etwas Gemüse, einen schönen Hafen mit norwegischen und russischen Schiffen, frisches Brot und unzählige Hjelder mit trocknendem Stockfisch. Nach den beiden Säulen am Hafen, welche vor länger als hundert Jahren der Wiener Astronom Pater Hell hatte aufmauern lassen, um die Frage nach der Hebung des Landes (die man damals für ein Sinken des Meeres hielt) zu entscheiden, suchte ich vergebens. Ich bat den freundlichen Kommandanten der symbolischen Festung Vardöhus, Kapitän Axel Magnus, mir eine Abschrift der Hellschen Notiz aus dem Kirchenbuche von Vardö, von welcher Keilhau spricht, zu verschaffen und ich erhielt dieselbe später in die Heimat nachgesandt.

Pater Maximilian Hell, Professor der Astronomie in Wien, war im Jahre 1768, auf Kosten der dänischen Regierung, nach Vardö gefahren, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Er traf am 11. Oktober in Vardö ein, überwinterte hier und verließ den Platz, nachdem er am 3. Juni 1769 den Venusdurchgang observiert hatte. Auch dieses steht im Kirchenbuche. L. v. Buch teilt Bd. 2. S. 92 seiner Reise mit, daß Hell die größte Winterkälte im Januar 1769 auf 14 Grad R. und im Februar auf 12 Grad R. ermittelt habe. Einst habe derselbe das Thermometer vor dem Fenster nicht beobachten können, weil niemand sich aus dem Hause wagte, aus Furcht, in die ziemlich entfernte

See geschleudert zu werden. Damit stimmt die Angabe in Keilhaus Reise, daſs der Weg zwischen der Festung und der ganz nahen Stadt von einer Allee trockner Birkenstämme eingefaſst sei, um sich nicht während eines Schneesturmes zu verirren.*) Kein Wunder, daſs die Sage in eine solche Landschaft den nordischen Blocksberg Domen (Dumbsfjeld) versetzte.

Ich bestieg das unbedeutende Vardefjeld (Vårberg) im Osten des Städtchens und erfuhr hier einen eigentümlichen Eindruck. Im Süden hob es sich nämlich blau über die grünlich-gelbe Meerflut, so trübe und nebelhaft, wie sich einst das Felsland der Phäaken dem schiffbrüchigen Odysseus zeigte. Auf meine Frage erhielt ich die Antwort, es wäre die russische Küste, jenseits des Jakobselvs. Ich war also hier, hoch im Norden, der norwegisch-russischen Grenze nahe und erblickte mit leiblichen Augen, wo sich Europa und Halbasien scheiden.

Warum ich aber Vardöhus eine symbolische Festung nenne? Man kennt das Jahr ihrer Anlage kaum, aber im Jahre 1496 bestand sie bereits, denn der russische Gesandte Gregor Istoma fand damals schon das Schloſs Barthuus mit einer norwegischen Besatzung; und ihr Vorhandensein hat Finmarken vor einer russischen Okkupation bewahrt; während die Halbinsel Kola Norwegen verloren gegangen ist, weil ihr eine solche symbolische Festung fehlte. So bedeutend ist ein militärischer

*) Reise, S. 5.

Posten, auch wenn er — wie heutzutage Vardöhus — nur eine Besatzung von ein paar Mann haben sollte.

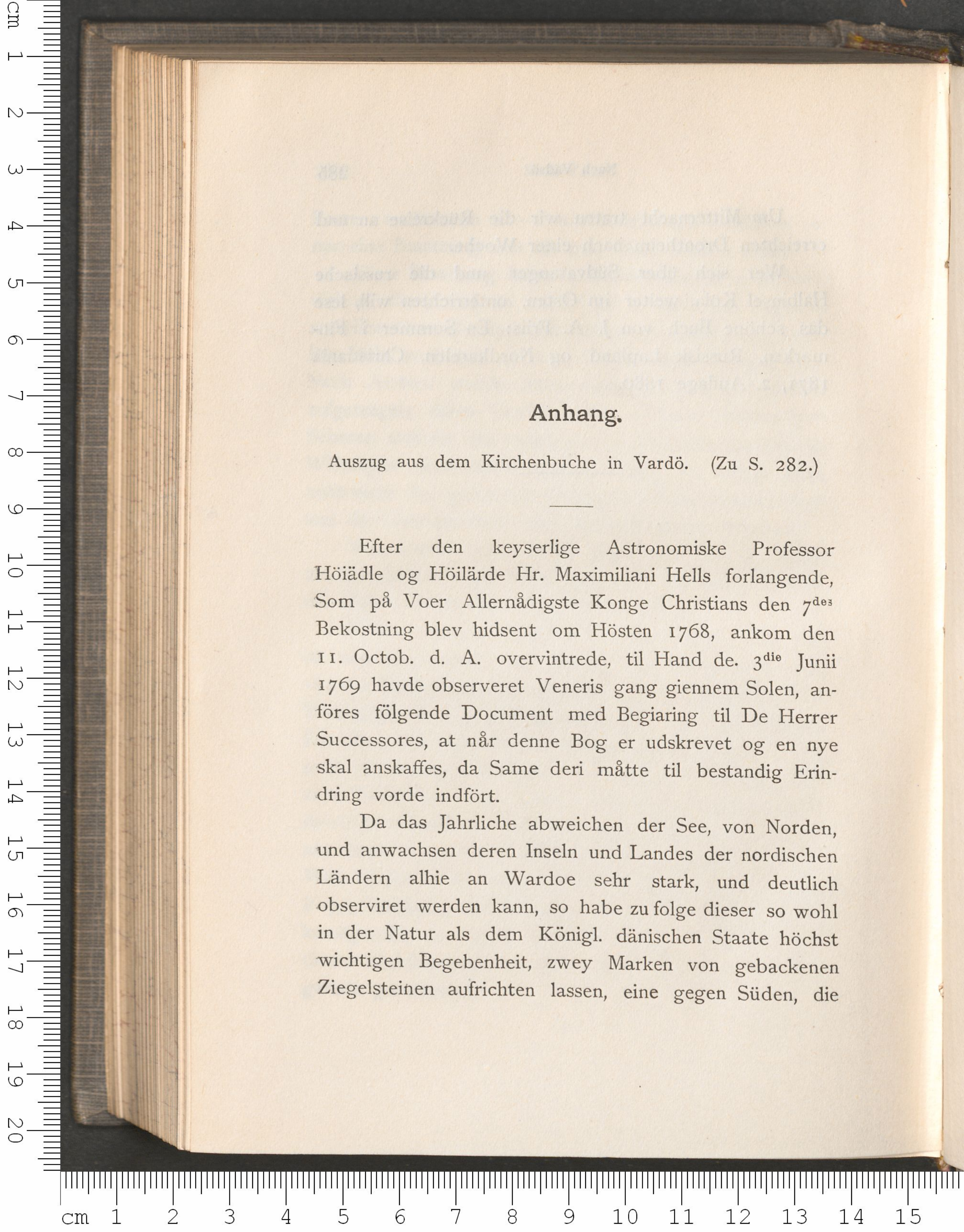
Diese Besatzung hatte in früheren Zeiten nicht eben viel zu thun, und so wurde sie — nach der Sage — zuweilen über die russische Grenze geschickt, um heimlich Holz zu holen, wenn in Vardö daran Mangel war. Nach Andern wurde dieses Geschäft den Gefangenen aufgetragen, deren Vardö immer ein paar beherbergte. Sehnten sich die drei militärischen Standespersonen beim Whistspiel nach einem vierten Mann, so wurde wohl auch einer der gebildeten Gefangenen hiezu kommandiert und die Gemütlichkeit erlitt dadurch keinen Abbruch.

Von Vardö oder Vadsö geht alle vierzehn Tage ein Dampfboot nach Archangel; hier ist nicht länger die Ultima Thule des europäischen Ostens.

Vadsö war das letzte Ziel meiner Reise. Der Ort ist unschön, riecht nach Thran und Fischguano, aber von der Kirche oben hat man eine weite Aussicht auf den Varangerfjord und die Berglandschaft von Südvaranger. Ein altes Votivbild in der Kirche aus dem Jahre 1661 stellt ein würdiges Ehepaar dar mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Vier andere schlafende Kinder mögen die frühverstorbenen Kleinen dieser Eltern sein, welche aus ihren spanischen Halskrausen gar fremd in diese Welt blicken, wo man, wie der unternehmende Svend Foyn, Walfische mit Kanonen harpuniert und dieselben kunstgemäſs in einem Saladero zerlegt. Leider war dieses Etablissement, wegen Mangels an „Schlachtvieh“, gerade geschlossen.

Um Mitternacht traten wir die Rückreise an und erreichten Drontheim nach einer Woche.

Wer sich über Südvaranger und die russische Halbinsel Kola, weiter im Osten, unterrichten will, lese das schöne Buch von J. A. Friis: En Sommer i Finmarken, Russisk Lapland og Nordkarelen, Christiania 1871, 2. Auflage 1880.



Anhang.

Auszug aus dem Kirchenbuche in Vardö. (Zu S. 282.)

Efter den keyserlige Astronomiske Professor Höiädle og Höilärde Hr. Maximiliani Hells forlangende, Som på Voer Allernådigste Konge Christians den 7des Bekostning blev hidsent om Hösten 1768, ankom den 11. Octob. d. A. overvintrede, til Hand de. 3die Junii 1769 havde observeret Veneris gang giennem Solen, anföres fölgende Document med Begiaring til De Herrer Successores, at når denne Bog er udskrevet og en nye skal anskaffes, da Same deri måtte til bestandig Erindring vorde indfört.

Da das Jahrliche abweichen der See, von Norden, und anwachsen deren Inseln und Landes der nordischen Ländern alhie an Wardoe sehr stark, und deutlich observiret werden kann, so habe zu folge dieser so wohl in der Natur als dem Königl. dänischen Staate höchst wichtigen Begebenheit, zwey Marken von gebackenen Ziegelsteinen aufrichten lassen, eine gegen Süden, die

zweite gegen Norden. An jede dieser Säulen habe ich ein eisen an jede seite der Säulen, die gegen die See hinauſs stehet zu unterst fest an mauern lassen, diese Eysen sind die richtige Merkmahle wie weit die See gegangen, da sie im Monathe October 1768 am höchsten gestanden. Die zwey Säulen sind von ein ander in gerader Linie auſs dem Mittelpunkt von Süden gegen Norden oder von Norden gegen Süden entfernt 158 Wiener Schuhe das ist: 79 dänische Ellen. Jede ist 5 und dreiviertel dänische Ellen hoch, und eine halbe dänische Ellen dick. Die gerade Linie zwischen diesen beyden Säulen gehet neben der langen seite des observatory vorbey, oder wenn mann ein geometrisches Maaſs-Instrument auf die eine gegen Süden errichtete Säule nach der Mittags Linie stellet, so weichet die gegen Norden stehende Säule von der Mittagslinie ab gegen Osten unter einen Winkel von 13 grad 8 Minuten, oder: welches das nämliche ist, wenn man auf die gegen Norden stehende Säule das Maaſs Instrument setzet, so weichet die gegen Süden stehende Säule von der Mittags Linie ab gegen Westen unter dem nämlichen Winkel von 13 Grad 8 Minuten.

Wardoe, den 22. Juny 1769.

Maximilian Hell,
Professor Astronomiae.

Säulen und Observatorium sind jetzt vollständig verschwunden. Ein älterer Mann in Vardö erinnert sich,

die eine noch in seiner Jugend gesehn zu haben, jedoch schon fast ganz auf dem Trocknen stehend. — Nach den neuesten Beobachtungen beträgt das Aufsteigen des Landes in Vardö in zwanzig Jahren drei Dezimeter (Mitteilung von Kapitain Axel Magnus). —

Von der Insel Måsö, nahe dem Nordkap, sagt, Hell: In hac insula, quae olim duabus, imo tribus constabat insulis, luculentissima habentur signa decrescentiae seu imminutionis maris. Hoc loco decrescentia maris a me dimensa reperta fuit in linea perpendiculari a superficie maris, pedum Vienn. 110.

Ephem. Vind. Anni 1791. S. 319.

Der Hafen in Vardö gefriert niemals, nur zuweilen bildet sich am Lande, ein paar Faden weit, eine Art Eisbrei, welchen aber selbst ein Ruderboot leicht durchbricht.

Die mittlere Temperatur beträgt in Vardö (70° 20′ N. Br.) jährlich + 0,8 C, und auf die einzelnen Monate verteilt:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli
— 6,0	— 6,4	— 5,1	— 1,7	+ 1,8	+ 5,9	+ 8,9

August	September	Oktober	November	Dezember
+ 9,8	+ 6,4	+ 1,3	— 2,1	— 4,0.

Ende des ersten Bandes.



